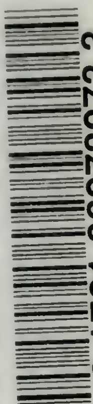
Kurze Geschichte

der

…iner Mission in Süd-Afrika.



Von

Ed. Kratzenstein,

Missions-Inspector.

Zweite Auflage,

vermehrt und fortgeführt bis zu Ende 1877.

Berlin 1878.

Selbstverlag des Missionshauses.

Friedensstraße 4 und 5.



Das neue Missionshaus.

Kurze Geschichte

der

Berliner Mission in Süd-Afrika.

Von

Ed. Kratzenstein,
Missions-Inspector.

Zweite Auflage,
vermehrt und fortgeführt bis zu Ende 1877.

Berlin 1878.

Selbstverlag des Missionshauses.

Friedensstraße 4 und 5.

Stiftung und Ordnung der Berliner Missions-Gesellschaft.

Der 29. Februar 1824 gilt als der Stiftungstag der Berliner Mission. An diesem Tage hatte sich eine kleine Anzahl Männer, die das Kommen des Reiches Gottes unter den Heiden fördern helfen wollten, in Berlin zu gemeinschaftlicher Berathung versammelt. Das Ergebnis derselben war die Stiftung eines Missionsvereins, dessen Statuten entworfen und später auch vom Könige Friedrich Wilhelm III genehmigt wurden.

Es hatte aber jene Versammlung wieder ihre Vorgeschichte. Der gottselige Prof. D. August Neander hatte sich durch die Nachrichten von den günstigen Erfolgen der Londoner Mission und durch ernste und eingehende Gespräche mit dem frommen Assessor Le Coq bewogen gefühlt, 1823 einen „Aufruf zu milden Beisteuern für die evangelischen Missionen unter den Heiden" zu erlassen. Zahlreiche Beiträge gingen ein, und dadurch ermuthigt und verpflichtet, wünschte man, dieser Unternehmung eine feste und geordnete Form zu geben. Der Anfang dazu ward in jener Versammlung und durch jene Statuten gemacht.

Der Lage der Dinge gemäß entschied sich der neue Verein für den Namen: „Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden." Man dachte nämlich zunächst nicht daran, selbst Missionare auszubilden und auszusenden, sondern man wollte lediglich bereits bestehende Missionen mit den eingehenden Gaben unterstützen, nämlich diese vier: die Basler Mission, die Mission der Brüdergemeinde, die Missions-Anstalt des Pastors Jänicke zu Berlin und die Ostindische Mission in Halle.

Bald erließ man auch einen Aufruf zur Bildung von Hülfs-Vereinen. In der Stadt Stettin fand derselbe zuerst (1824) kräftigen Widerhall. Dann aber mehrten sich die Hülfs-Vereine von Jahr zu Jahr und haben gegenwärtig (1877) die Zahl von 290 erreicht. Namentlich finden sich dieselben in den Provinzen Brandenburg, Pommern, Sachsen und Schlesien, aber auch in Posen und Preußen, etliche auch in Südafrika. Diese Vereine lassen ihre gesammelten Gaben zumeist ganz oder doch wenigstens zu zwei Drittheilen der Mutter-Gesellschaft in Berlin zukommen, mit welcher sie auch sonst durch

Schriftenwechsel und Personenverkehr lebendig verbunden sind. Es sind dieselben die kräftigen Stützen und treu bereiten Förderer der Berliner Mission.

Als nun so das in der Liebe Christi begonnene Werk weiter und weiter sich auszudehnen anfing, da erwog man lebhaft den Gedanken und faßte im Glauben den Entschluß, eigene Missionare auszubilden und auszusenden.

Anfang 1829 ward die Missionsschule in einer Miethswohnung mit drei Zöglingen begonnen. Von Anfang an betrachtete man als die Haupterfordernisse für das Amt der Heidenboten, ein wahrhaft bekehrtes und Jesum liebendes Herz natürlich vorausgesetzt, eine gründliche Kenntnis der Heiligen Schrift, eine genügende Ausbildung in den theologischen Wissenschaften und eine tüchtige sprachliche Zurüstung. Gegenwärtig — und zwar nun bereits seit zwanzig Jahren, nämlich seit der Amtsführung des seligen Inspektor Wallmann (geb. zu Quedlinburg 1811, gest. daselbst 1865) — erhalten die Zöglinge täglich zwei Stunden, also wöchentlich zwölf Stunden in der Auslegung der Heiligen Schrift, welche sie womöglich vollständig erklärt bekommen sollen. Außerdem werden sie unterrichtet in der Glaubens- und Sittenlehre, in der Liturgik, in der Predigt- und Katechisirkunst, letzteres beides in Verbindung mit praktischen Übungen, ferner in der Missions- und Kirchengeschichte, sowie auch in der Weltgeschichte und Geographie. Im Sprachunterricht wird begonnen mit Latein, dann kommt Griechisch und Hebräisch, dazu von neuern Sprachen Englisch und Holländisch. Besonderer Fleiß wird auch auf Geigen und Singen verwandt. Auch Tischler-, Schmiede- und Schlosser-, Schneider- und Schuhmacher-, Buchbinder- und Gartenarbeit wird geübt. Der Cursus dauert 4½ Jahr; dann legen die jungen Brüder ein Examen ab vor einer Commission, bestehend aus einem Commissarius des königlichen Consistoriums, dem Missions-Direktor und einem geistlichen Mitgliede des Comités. Ist die Prüfung bestanden, so verwenden sie dann noch einige Zeit auf die Erlangung ärztlicher Kenntnisse und auf Übungen im Schul-Unterrichte.

Das Bekenntnis, welches für den Unterricht im Seminar wie auch für die Wirksamkeit der Missionare Geltung hat, ist naturgemäß — nach den Gebieten fast aller Missions-Vereine und fast aller Missionszöglinge — das evangelisch-lutherische. Doch wird dasselbe in freier, weitherziger Weise gepflegt, und es haben die Missionare das seligmachende Evangelium zu predigen und nicht die Schärfen der Scheidelehren hervorzukehren. Die Verpflichtung der Missionare geschieht auf die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche, namentlich auf die ungeänderte Augsburgische Confession und den Kleinen Lutherischen Katechismus. In den Hülfs-Vereinen sowie in

den Comités derselben und ebenso in dem Comité der Berliner Hauptgesellschaft arbeiten Lutheraner, Unirte und Reformirte friedlich mit einander.

Das Comité ergänzt sich durch Cooptation d. h. durch Wahl neuer Mitglieder seitens der bereits vorhandenen. Jedes Mal am ersten Dienstag im Monat findet zu Berlin eine Sitzung statt; werden die Arbeiten in derselben nicht bewältigt, so wird, falls Verschiebung unthunlich ist, am nächsten Dienstag nochmals Sitzung gehalten.

Das Missionshaus.

Es hatte sich bald herausgestellt, daß es viel Unbequemes, ja Hinderliches habe, die Missionsschule in einer gemietheten Wohnung zu halten, während die Zöglinge sonst hie und da wohnten. Ja, wenn man ein eigenes Missionshaus hätte! Aber wo sollten die theuren Kosten dazu herkommen? Der Herr schaffte Rath. Er gab es zweien Missionsfreuden (Unteroffizier Häusler und Lederhändler Seiffert) ins Herz, daß sie, legitimirt durch ein Zeugnis des Pastor Goßner, im Jahre 1834 auf eigene Hand zu dem gedachten Zwecke Gaben zu sammeln begannen. Durch des Herrn Segen waren nach zwei Jahren 5627 Thlr. beisammen. Da ward ein Grundstück in der Sebastianstraße gekauft; in Folge eines neuen Aufrufs strömten neue Gaben herbei; am 28. Juli 1837 ward der Grundstein gelegt, und am 13. September 1838 ward das Missionshaus eröffnet und geweihet. Ein Vierteljahr später erfolgte die Weihe des abgesondert davon im Garten liegenden Betsaales. An das Missionshaus mußte achtzehn Jahre darauf (1855) ein Anbau gemacht werden, und der Betsaal erfuhr 1863 einen Umbau, so daß unter demselben die Wohnung des zweiten Missions-Inspektors zu liegen kam. Wieder nach fünfzehn Jahren reichte indeß das Missionshaus selbst mit dem erweiterten Betsaalbau nicht mehr aus. Ein Umbau oder ein Ergänzungsbau auf der alten lieben Stelle erwies sich nicht als zweckentsprechend.

Also ein Neubau! Aber an welcher Stelle? Und wo sollte das viele Geld hergenommen werden, welches ein solcher kosten mußte? Mitten unter mancherlei Erwägungen zeigte uns Gott der Herr den Platz, den er uns selber zu diesem Zweck aufbewahrt hatte, an einer freien, hochgelegenen Stelle zur Seite der schönen gothischen Bartholomäi-Kirche und gegenüber dem frischen, grünen Friedrichshain. Dazu ward der Umfang dieses Platzes durch die großartige Fürsorge und Beihülfe eines Missionsfreundes erheblich größer, als zuerst beschlossen war, so daß das schöne stattliche Gebäude, dem man seine kirchliche Bestimmung sofort ansieht, in einem großen schönen Zier- und Nutzgarten gelegen ist. Und das nöthige Geld fand sich auch in rührender, erbaulicher Weise. Das erste Angeld waren tausend Thaler, dann

folgte bald nachher eine Gabe von 20000 Thlrn. und später noch von 6000 Thlrn., dazu größere (bis zu 500 Thlrn.) und kleinere Gaben aus dem Vaterlande nicht bloß, sondern auch von den Christen und selbst von den Heiden der Missionsstationen in Süd-Afrika. Bald nachdem das Haus am 2. November 1873 eingeweiht war, stand es schuldenfrei da. Das ist ein hoffnungweckendes Zeugnis dafür, was die Liebhaber des Reiches Gottes zu leisten willig sind, wenn ein wirklich dringendes Bedürfnis vorhanden ist. Und was noch besonders erfreulich war: das alte Missionshaus kam nicht in irgend welchen weltlichen Gebrauch, sondern es ward eine Stätte, darin theils Studenten, theils Arbeiter der innern Mission, sowie auch ein Verein christlich gesinnter junger Kaufleute ihre Herberge fanden.

Das Gebiet der Berliner Mission

liegt in Süd-Afrika. Dasselbe begreift die 5 Missions-Provinzen: Oranje-Freistaat, Cap-Colonie, Britisch-Kafferland, Natal, Transvaal nebst den angrenzenden, kürzlich von England in Besitz genommenen Landschaften der Baßuto und Batßuetla.

I. Die Mission im Oranje-Freistaat.

Die ersten Missionare, welche 1834 ausgesandt wurden, bekamen die Weisung, wo möglich unter den Betschuanen sich niederzulassen. Als sie am Cap landeten, erfuhren sie, daß gerade ein Reisezug zu diesem Volke sich auf den Weg machen wollte. Sie schlossen sich demselben an; derselbe erreichte jedoch wegen damals herrschender kriegerischer Unruhen sein Ziel nicht. Auch die Brüder kamen ihrer Weisung nicht nach, sondern blieben gerade vor der Thür der Betschuanen stehen und ließen sich einem ihnen gegebenen Rath zufolge bei dem Hottentottenstamme der Koranna nieder. Es war dies auf der großen, weitgedehnten Hochebene zwischen dem Oranje- und dem Vaalfluß. Heutzutage macht jene Gegend das Gebiet des Oranje-Freistaats aus. Damals aber befanden sich nur in dem südlichen Theile derselben ganz vereinzelte Ansiedlungen weißer Leute; sonst war alles im Besitz der Eingeborenen. Das Land der Koranna ist im Großen und Ganzen eine Hochebene; doch wird es hie und da von Hügelreihen durchzogen; an vielen Stellen erheben sich auch vereinzelte Berge in Gestalt von Pyramiden oder auch von Burgen, von riesigen Pilzen und von breit abgeplatteten Särgen. Es ist ein überaus gesundes Land, besonders geeignet zu Schafweide, doch auch zum Ackerbau allenthalben da, wo genügendes Wasser in Flüssen, Bächen oder Quellen vorhanden ist. Und es würde noch weit ergiebiger sein, wenn die bösen Heuschrecken nicht wären. Diese aber überfallen oft in ungeheuren Schwärmen das grünende Land und lassen gar bald eine kahle

Wüste hinter sich zurück, die noch dazu mit ihren Eiern übersäet ist, die dann im folgenden Jahre als junge Brut das Werk der Zerstörung aufs neue beginnen. Antilopen aller Art: Springböcke, Bleßböcke, Hartebeeste, Gnus und dergleichen tummelten sich damals in zahllosen Heerden auf der Ebene umher.

Die Koranna

führten damals ein räuberisches Wanderleben. Sie verweilten selten lange an einem Ort. Durch das Feuergewehr, welches sie bereits besaßen, waren sie den benachbarten Betschuanenstämmen überlegen und suchten deshalb dieselben mit Plünderung ihrer Viehheerden oft genug heim. So erhielten sie den Namen „Beduinen Süd-Afrikas."

Die Koranna sind von schlankem Wuchs, haben die Farbe eines welken Blattes, wolliges Haar, platte Nasen und wulstige Lippen; sie sind in der Jugend anmuthig, werden aber bald häßlich. Ihre Kleidung ist ein Fellmantel, Karoß genannt, oder auch nur ein einfaches Fell. Ihre Wohnungen sind Hütten aus starken krummgebogenen Stäben, welche mit Matten belegt sind. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Milch und Mehlbrei; ihr Vieh schlachten sie nicht gern und verschaffen sich daher lieber Wildfleisch. Sie sind — außer den Namaqua, unter welchen die Rheinischen Missionare arbeiten — der einzig übrig gebliebene Stamm von den noch vor 200 Jahren so zahlreichen und großen Stämmen der Hottentotten. Es ist noch ein Räthsel, wie diese gelbbraunen Leute, welche in Sitte und Sprache sowie in ihrer Körperbildung und ganzen äußern Erscheinung so viel Ähnlichkeit mit den alten Ägyptern haben, auf die Südwestecke von Afrika gekommen sind. Das Wahrscheinlichste ist, daß dieselben Reste sind von ägyptischen Colonisten, welche sich in Folge der Umschiffung Afrikas durch König Necho hier angesiedelt haben, und welche, nachdem jene Fahrten aufgehört hatten, völlig außer Verbindung mit dem Mutterlande gekommen und mehr und mehr ausgeartet sind. Jedenfalls haben sie alle Kennzeichen heruntergekommener Leute an sich, besonders Stolz und Faulheit und völlige Sorglosigkeit. Sie sind sehr leicht erregbar, auch in religiöser Hinsicht; leider aber gleichen sie darin den Flüssen ihres Landes, die eine Zeit lang voll daherströmen, dann aber allmählich versiechen, bis wieder neue Regengüsse das Bett derselben mit munterer Fluth erfüllen. — Die Koranna haben größere und kleinere Häuptlinge, deren Macht indeß durch die Stammes-Ältesten bedeutend eingeschränkt wird. Gegenwärtig mag die Zahl des Völkchens nicht mehr als etliche Tausend betragen.

Unter einem Stamme dieses Volkes gründeten die ersten Berliner Missionare

Die erste Missionsstation.

Das erste Gebiet der Berliner Mission ward also der später dort aufgerichtete Oranje-Freistaat.

Der Griqua-Häuptling Adam Kok, welcher die Oberhoheit über jene Gegend damals für sich in Anspruch nahm, schenkte für die Missions-Station ein Stück Land, dessen Umfang auf eine Stunde Reitens, nach allen Seiten hin vom Mittelpunkte aus gerechnet, festgesetzt wurde. Der Platz war günstig: Wasser im Rietfluß, in mehreren Quellen und Teichen, Weide, selbst Holz, und allerlei Wild, Wasservögel und zierliche Antilopen, war hinreichend vorhanden; nur keine Leute! Endlich kam ein kleiner Korannastamm angezogen, der freilich zunächst nur äußerliche Vortheile von der Mission suchte, besonders die drei beliebten Dinge: Fleisch, Tabak und Pulver.

Die Station erhielt den Namen

Bethanien

das heißt Elendshausen. Das war eine Weissagung in mehr als einem Sinne. Das Elend ist auf der Station in ganz besonderem Grade zu Hause gewesen. Aber es ist doch auch ein Platz geworden, wo der Herr weilt, und wo er nicht nur seine Lazarusse, sondern auch seine Marthas und Marien hatte; es ist ein Ort geworden, von dem aus manche Seele, dem Herrn nach und allein auf Christi Himmelfahrt, ihre Nachfahrt gehalten hat.

Ein schlimmeres Elend aber als die fleischliche, leichtsinnige und fahrige Natur der Koranna waren die bittern Zwistigkeiten, welche bald durch die Lässigkeit und das herrische Wesen des Vorstehers Gebel und seiner Helfer F. Lange und Kraut unter den Brüdern ausbrachen. Es ward damit so arg, daß jene drei im Jahre 1837 von der Station ausgewiesen und später aus dem Dienste der Gesellschaft entlassen werden mußten.*)

Und dann gab es ferner noch bittern Zank und Streit zwischen den zwei Hälften des dort nomadisirenden Koranna-Stammes, genannt das schwarze Volk, von denen jede für sich und ihren Häuptling

*) Von den zwei übrigen Brüdern der ersten Aussendung war Gregorowsky nach der Capstadt gegangen, Joh. Schmidt ward zu der neugegründeten Mission in Britisch-Kafferland versetzt. Von den Brüdern der zweiten Aussendung ward Wuras Stationsvorsteher in Bethanien, seine Gehülfen wurden Zerwick und Radloff; R. Lange ging nach Britisch-Kafferland, Ortlepp trat aus, Döhne war gar nicht nach Bethanien gekommen, sondern gleich nach Britisch-Kafferland gegangen.

das Eigenthumsrecht des Landes und die Herrschaft auf der Station beanspruchte. Streit gab es auch, bis zu blutigen Schlägereien, mit dem benachbarten Stamme der Griqua, die ihrerseits die Herren sein wollten. Streit gab es endlich mit den holländischen Bauern, die in immer größern Haufen aus der Cap-Colonie herüberzogen und in Benutzung der Quellen und des Weidelandes das Recht des Stärkeren oft in sehr gewaltsamer Weise geltend machten.

Doch aber kam das Wort Gottes nicht leer zurück. Als Erstling ward ein krankes Mädchen getauft, die den Namen Christiane Lenz empfing; bald nachher der Dolmetscher Gert Kloete, der schon länger kräftig angefaßt war und der bei seiner Taufe den Namen Nathanael erhielt, wie er denn seither und auch ferner als ein rechter Israelit sich auswies, in dem kein Falsch war. Er half auch dem Bruder Wuras, dem Neubegründer und beständigen Vorsteher der Station Bethanien, die erste Uebersetzung des kleinen Lutherischen Katechismus in die Korannasprache zu Stande bringen.

Um der Stammes-Zwistigkeiten willen war ein Theil der an Zahl schwächeren, aber an Empfänglichkeit für das Evangelium größeren Stammeshälfte, der „Zauberer", 16 deutsche Meilen weit weg an den Modderfluß verzogen. Unter ihnen war auch ein blinder Mann, Christian Hoffmann mit Namen, ein treuer, einfältiger Christ. Der ließ dort von zwei Frauen eine Rohrhütte bauen; da sang und betete er mit den Leuten und sagte und bezeugte ihnen, was er von Sprüchen und Geschichten der Schrift behalten hatte. Dadurch wachten eine Anzahl Leute auf; die gingen nach Bethanien zu genauerem Unterricht und wurden dann getauft. Das wiederholte sich mehrere Male. Und es kam noch mehr Halt und Ordnung in die Sache, seit der Häuptling dieser Stammeshälfte, der ernste und umsichtige Jacobus, zum Ältesten und Stundenhalter für diese Leute eingesetzt worden war.

Auch auf Bethanien regte sich zu dieser Zeit, Anfangs der vierziger Jahre, mehr und mehr geistliches Leben. Zu einer Armen- und Krankenkasse steuerten die meist armen Leute willig bei. Und in einem Briefe, den eine getaufte Frau, Namens Maria, nach Berlin schreiben ließ, heißt es: „Früher hatte ich keine Gedanken, keine würdigen Gedanken, meine Gedanken schweiften in den Dingen der Welt umher. Nun habe ich Gedanken, ich denke Christum, ich fühle den Frieden Christi in meinem Herzen, Christus herrscht in meinem Herzen."

Im Jahre 1845 nahmen die Engländer das Land zwischen Oranje- und Vaalfluß unter dem Namen der Sovereignity in Besitz. Mehr Schutz gegen die Uebergriffe der Bauern hatte aber das Stationsland von Bethanien dadurch nicht gefunden; im Gegentheil, es ward durch den englischen Residenten zu Gunsten der Bauern erheblich geschmälert.

Da machte sich wieder ein so großer Haufe Koranna, fast die ganze zweite Stammeshälfte, die „Rechthände", unter ihrem Capitän Goliath auf die Wanderung, daß Bethanien beinahe ganz menschenleer wurde.

Missionar Wuras zog ihnen nach, verließ sie indeß bald wieder und wandte sich zu dem Capitän Jacobus, wo er mit der größten Freude empfangen wurde. Er nannte den Platz „Pilgerhütten". 1847 schlugen sie ihre Kraale noch näher am Vaalfluß auf, wo dann die Station Hebron angelegt wurde. Hier gab es bald zahlreiche Taufen, liebliche Früchte der treuen Arbeit des Jacobus und des blinden Christian Hoffmann. Es dauerte jedoch nicht lange. Der Störenfried Goliath war hierher nachgekommen, der drängte bald wieder zum Aufbruch, erregte auch sonst allerlei Zank und Zwietracht und so erreichte die Station schon 1849 ihr Ende.

Die beiden Capitäne verständigten sich indeß wieder und verlegten ihren Wohnsitz weiter stromaufwärts nach Platberg*). Bald aber brach auch hier der alte Streit wieder aus, und nach mancherlei Hin- und Herziehen der beiden Capitäne zogen dieselben 1854 gänzlich ab mit all ihrem Volke, das seitdem, fern von dem Gehör und der Zucht des göttlichen Wortes, mehr und mehr verwilderte.

Bethanien hatte seit dem Abzug der Hauptmasse des „schwarzen Volks" aufgehört, in vollem oder auch nur in vorwiegendem Sinne eine Korannastation zu sein, wie es dies in den etwa zwölf ersten Jahren seines Bestehens gewesen war. Etliche Koranna waren ja geblieben, und etliche fanden sich nach und nach wieder ein, aber lange nicht genug für die Größe und Fruchtbarkeit des Stationslandes. So rückten seit 1847 mehr und mehr Betschuanen in die leere Stelle, und zwar in solchem Maße, daß sie bereits seit längerer Zeit neun Zehntheile der Bevölkerung ausmachen.

Auch in dieser zweiten Periode der Station gab es in Elendshausen des Elends mancherlei. Dürre und Heuschrecken, sowie Viehsterben durch Lungenseuche, waren in diesem Zeitraume häufiger und verheerender als in dem vorigen. Dazu kamen die Zwistigkeiten zwischen den trägen und verarmenden Koranna, die sich als die Herren des Landes ansahen, und zwischen den betriebsamen und haushälterischen Betschuanen, die mehr und mehr die Herren des Landes wurden. Ferner

---

*) Miss. Winter, der Nachfolger des Miss. Wuras schon in Hebron, hatte sich wegen schwerer Krankheit von hier bald nach Bethanien zurückziehen müssen, von wo der leidende Mann bald nach Europa heimkehren mußte. Da aber Platberg über 150 Christen zählte, so konnte man den Platz nicht ohne Missionar lassen und hatte ihn mit den Brüdern A. Schmidt und Salzmann besetzt.

war von üblem Einfluß der mehrfache Wechsel der Herrschaft. Von der Obrigkeit der Griqua kam die Station unter die Herrschaft der Engländer und dann unter die Herrschaft des von den holländischen Bauern gegründeten Oranje=Freistaates. Und in diesen unruhigen Zeiten wurden immer neue Angriffe gegen den Landbesitz der Station gemacht: von Seiten benachbarter Bauern, denselben zu schmälern, und zwar mit mehr oder weniger Erfolg; von Seiten des tief heruntergekommenen Capitäns Goliath, denselben ganz und gar an sich zu bringen, Gott sei Dank! ohne Erfolg. Miss. Wuras hat sich damals und auch später um die Erhaltung des Stationsgebietes unter viel Mühe und Unannehmlichkeit große Verdienste erworben. Endlich sind noch zu nennen die immer wiederkehrenden Kriegszüge, besonders gegen die Baßuto des Königs Moschesch, zu denen auch die Bethanier commandirt wurden und in denen eine ganze Anzahl ihrer tüchtigsten Christen geblieben sind. Durch diese mancherlei Nöthe erlitt das geistliche Leben der Stationsleute manche Hinderung und manchen Schaden.

Um unter den verschiedenartigen Einwohnern der Station Zucht und Ordnung zu halten, war von dem englischen Residenten 1850 die Einsetzung eines Ortsvorstehers angeordnet und dazu auf den Vorschlag des Missionars Wuras Richard Miles (Meils) ernannt worden. Dieser Mann ist von einiger Bedeutung für Bethanien. Er ist von Geburt ein Betschuane und war zuletzt Dolmetscher für die Betschuanen gewesen. Bereits im Jahre 1834 war er mit unseren ersten Missionaren auf die Station gekommen. Diese hatten ihn in der Capstadt getroffen, wohin ein englischer Missionar, nach welchem er eben Richard Miles hieß, den jungen Burschen aus dem Innern mitgebracht hatte. Dann war er eine Zeit lang Schulmeister in Philippolis gewesen. Später hatte er auch bei der Unterweisung der erweckten Leute, besonders der Betschuanen, mitgeholfen. Zur Herstellung größerer Einigkeit unter den verschiedenen Volksgenossen auf Bethanien hatte dieser Mann Liebesmahle in Vorschlag gebracht. Es wurden auch einige solche gehalten: die Leute sangen da gemeinschaftlich, etliche beteten, hielten Ansprachen, theilten ihre geistlichen Erfahrungen mit, und dazwischen fand freie Unterhaltung statt. Wäre dieser talentvolle Mann nur einfältig und demüthig gewesen! Daran fehlte es ihm aber, und so fiel er nach einigen Jahren in eine Sünde, in Folge deren er seines Dienstes als Ortsschulze entsetzt und aus der Abendmahlsgemeinde ausgeschlossen werden mußte. Darnach ist er noch auf andere böse Wege gerathen, ja er ist sogar bei den Ränken zur Schmälerung Bethaniens mit thätig gewesen.

Bethanien hat aber auch in seiner zweiten Periode der guten Bedeutung seines Namens, daß der HErr dort gerne weilt, und daß dort Seelen ihre Himmelfahrt halten, nicht ermangelt.

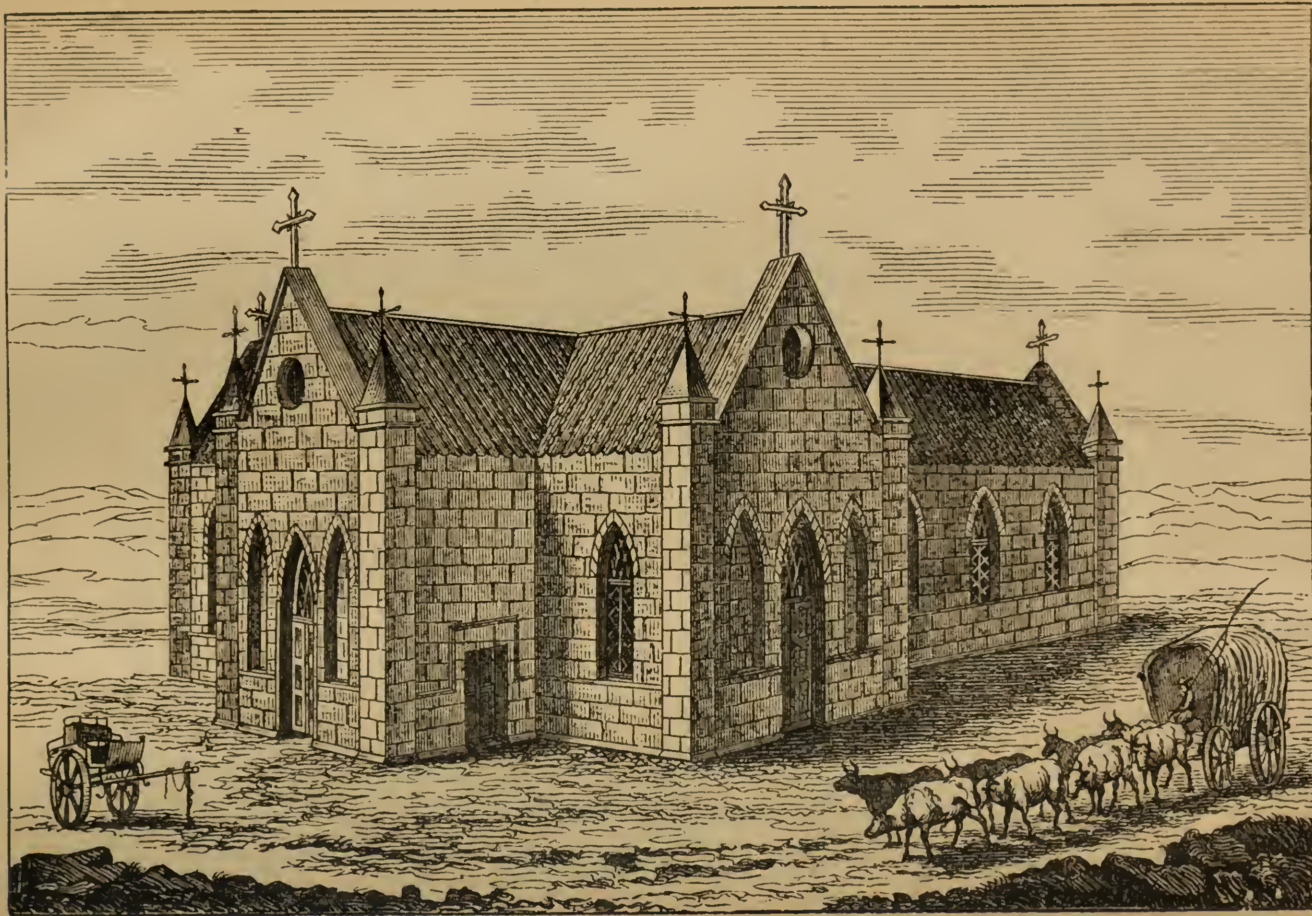
Manche Zeit über war allerdings das geistliche Leben auf der Station nicht besonders frisch und munter zu nennen, ja es war oft sehr matt und flau. Doch gab es noch von den ersten Zeiten her bewährte Christen auf dem Platze, wie z. B. den blinden Christian Hoffmann und seinen Bruder Johannes, den Gemeinde-Ältesten und Stundenhalter der Koranna. Und auch das jüngere Geschlecht der Christen hatte frische und ernste Leute aufzuweisen.

In dieser Zeit ist nun noch manches zur Hebung der Station geschehen, namentlich durch Hinsendung (1858) neuer Brüder, die theils in Landbau und Handwerk, theils in Kirche und Schule*) ihre Wirksamkeit hatten. Br. Mülke, der Missionsbauer auf Poortjesfontein, hat sich als ein christlicher Hausvater der ihm befohlenen heidnischen Dienstleute treulich angenommen und hat da viel guten Einfluß geübt und manchen Erfolg erzielt. — Es konnten in den Jahren 1867 und 1868 mehr Leute getauft werden, als seit langer Zeit. Bei dem Bau der schönen neuen Kirche, der stattlichsten im ganzen Freistaat, haben die Stationsleute täglich 20—30 Arbeiter gestellt und über 1000 Fuhren unentgeltlich gethan. Die Kirche kostete fast 11000 Thaler, eine Summe, zu welcher von Berlin nur ein sehr kleiner Theil beigesteuert wurde, und welche übrigens aus freiwilligen Gaben jener Gegend und aus dem Ertrage der Station zusammengebracht worden ist. Am Tage der Kirchweihe wurden 30 Erwachsene, darunter 28 Betschuanen, und Tags darauf noch 6 getauft, und es traten in Folge der dabei erhaltenen Anregung 27 Betschuanen in den Taufunterricht.

Von besonderem Einfluß war 1867 der Besuch des Missions-Direktors Dr. Wangemann. Durch ein sehr vortheilhaftes Abkommen beim Verkauf eines Stückes Land ward der alte Streit mit dem Nachbarbauer Abraham Grisel abgethan. Es ward ferner ein neues Platzgesetz entworfen, theils zu strengerer Zucht und Ordnung, theils auch zur Heranziehung der Eingeborenen zu äußerlicher und geistlicher Beihülfe am Missionswerke der Station. Die geistlichen Vorsteher wurden veranlaßt, auf ihren Werften Morgen- und Abendandachten zu halten und mit den Leuten über ihr Seelenheil zu sprechen; sie haben dem Missionar schon mehrfach Erweckte zugeführt.

Die Station hat eine sehr bedeutsame Lage: die großen Straßen von Nord und Süd, von Ost und West kreuzen sich auf derselben, ein für das Gedeihen derselben nicht sehr förderlicher Umstand. Auch die Entdeckung der Diamantenfelder wirkte mannigfach störend ein. „Die Zeiten haben sich hier seit einigen Jahren gewaltig geän-

*) Miss. Joh. Schmidt, der sich nach dem Untergange der Station Saron nach Bethanien begab, hat 1860 sein Missionars-Amt niedergelegt; 1866 ist er in Frieden heimgegangen.



Die Kirche von Bethanien.

dert, schrieb Br. Mülke; seitdem die blinkenden Sterne hier in Afrika aus der Erde aufgehen, ist es mit der dienenden Klasse ganz anders geworden." Aber wie gesagt: es kam doch immer neuer Zuwachs zur Gemeinde. So taufte z. B. Br. Wuras am Pfingstfest 1872 18 Betschuanen und Betschuaninnen; unter ihnen war der alte Afrikaner, der in Bethanien seinen ihm als Kind von den Koranna gestohlenen Sohn fand, und ferner eine sehr alte Betschuanin, die durch den Tod eines kleinen Enkels zur Umkehr kam. Auch die äußere Erscheinung dieser Leute, von denen die meisten sich neu eingekleidet hatten, trug dazu bei, die ganze Versammlung in eine feierliche Stimmung zu versetzen. Ein sehr erweckliches Tauffest ward auch Ostern 1877 gefeiert: 21 Erwachsene wurden getauft, von denen 20 Betschuanen und nur ein Koranna war.

Im Ganzen geht es auf der Station mit dem Leben und Wandel der Leute in der Stille weiter. Gewöhnlich kommen weder auffällige Erweckungen noch Abfälle vor. „Die Leute, so schildert sie Br. Wuras, sind schwache unselbständige Charaktere; sie können nur schwer den Versuchungen des alten Menschen widerstehen, weshalb sich ihr Leben zwischen Straucheln und Wiederaufstehen bewegt. Sie haben jedoch durch den fortwährend genossenen Unterricht und die Predigt ein ziemlich klares Urtheil gewonnen, und die Aufgabe der Predigt und der Seelsorge muß sich vor allem darauf richten, sie zu einem tiefern, selbständigen Leben in Gott und zur Heiligung ihres Wandels zu führen."

Man wird gut thun, nach Maßgabe dieses Urtheils überhaupt von den jungen Christengemeinden aus den Heiden mäßig zu halten und sich nicht ausschweifende Vorstellungen von dem geistlichen Leben derselben zu machen.

An Br. Richters Stelle, der die Schule zu Bethanien seit 1872 geleitet hatte, trat 1875 Br. Sandrock, der das ihm übertragene Amt geschickt und rüstig weiter führte.

Im März 1876 schied Miss. Meyfarth von Bethanien, nachdem er dreißig Jahre lang im Missionsdienste (in Pniel, Amalienstein, Bethanien) treu gearbeitet hatte. Er mußte sich emeritiren lassen, weil durch ein schweres Nervenfieber seine Kräfe aufgerieben waren. Hier im Vaterlande hat er sich, nicht weit entfernt von seinem Geburtsorte, in Gotha niedergelassen.

Seine Stelle ward zunächst nicht wieder besetzt, vielmehr übernahm Br. Sandrock noch einen Theil von der Arbeit des Br. Wuras.

Es stellte sich indeß doch heraus, daß noch eine Arbeitskraft mehr sowohl für den Platz Bethanien wie auch zugleich für das ganze Gebiet der Mission im Freistaat dringend erwünscht sei. Missions=

Superintendent Grützner, eine Reihe von Jahren auf der Station Ga Matlale und zuletzt auf Botschabelo als Vertreter von Miss.-Sup. Merensky thätig, weilte seit Frühjahr 1876 in der Heimath, wo er auf einer großen Anzahl von Missionsfesten über das Werk des Herrn in der Transvaal-Mission anschaulich und eindringlich Zeugnis ablegte. Derselbe ward bestimmt, als Nachfolger von Miss. Meyfarth sich nach Bethanien zu begeben, den alternden Miss. Wuras auf allerlei Weise zu unterstützen und seiner Zeit einmal dessen Nachfolger im Vorsteher-Amt über die gesamte Berliner Mission im Freistaat zu werden. Namentlich sollte er schon jetzt die jüngeren Brüder auf den übrigen Stationen öfter besuchen und ihnen mit Rath und That aus seiner reichen Erfahrung hülfreich sein. Er gedachte gleich zu Anfang des Jahres 1878 nach Süd-Afrika abzureisen, ward indeß durch allerlei Krankheit in seiner Familie noch bis in den April in Deutschland zurückgehalten.

Längst schon, und zwar gleich im Anfange, als der Missionare auf der Station Bethanien so viele waren, hatten sie daran gedacht, auch an anderen Stätten die Botschaft von der Gnade Gottes in Christo zu verkündigen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen kam es denn im Jahre 1845 unter den Missionaren Winter und Fichardt zur Gründung von

Pniel.

Pniel d. h. Gottes Angesicht, oder wie es der alte Erzvater Jakob noch etwas ausführlicher erklärt: „Ich habe Gott von Angesicht gesehen, und meine Seele ist genesen.“ Jener Station ist indeß dies kostbare und überschöne Ergebnis dessen, was Jakob auf Pniel gethan und gelitten hat, nur selten und in geringerem Maße zu Theil geworden: es ist dort im Großen und Ganzen nur wenig von dem Leuchten des gnadenvollen Angesichtes Gottes zu spüren gewesen. Dagegen ist der erste schmerzensreiche Theil der Geschichte des alten Pniel auch auf unserm Pniel immer und immer wieder neu geworden: es hat dort Kampf genug gegeben und Verrenkungen aller Art dazu; doch hat es ja dabei auch an dem rechten Weinen und Beten nicht gefehlt.

Pniel liegt schon mehr an dem untern Laufe des Vaalflusses. Außer dem eigentlichen Wasserlaufe hat dieser Fluß ein breites Thal, das mit allerlei Bäumen dicht bestanden ist. In dem Dickicht der Bäume nisteteten wilde Gänse, wilde Tauben, Perlhühner und dergl. Daneben fanden sich auch Hyänen, Panther und Löwen. Die Ufer bieten schönes Weideland und die sanften Hügelreihen derselben prangen im bunten Schmucke der verschiedensten Blumen, wenn es nicht an Regen fehlt, und wenn die Heuschrecken, diese böse Plage Süd-

Afrikas, nicht alles abfressen und eine sonnenverbrannte Sandwüste zurücklassen. Leider fließt der Vaalfluß 44 Fuß tiefer als die Wohnhäuser liegen. Dazu hat das Wasser desselben den größten Theil des Jahres einen widrigen, modrigen Geschmack von den in demselben verwesenden Heuschrecken und Flußkräutern, wenn er niedrig fließt, und von den Lehmmassen, die er mit sich führt, wenn er hoch fließt, welche Lehmmassen ihm auch den Namen Vaal-(Fahl-)Fluß verursacht haben. Und doch war dies das einzige Wasser, auf welches die Brüder angewiesen blieben, da alle Bemühungen, einen Brunnen zu graben, an einer in der Tiefe von 20 Fuß gefundenen Steinbank und an den unzureichenden Geräthen zu ihrer Durchbrechung scheiterten.

Der eigentliche Häuptling des dort liegenden Korannastammes der den Namen „weibliche Springböcke" führt, war ohne Macht und fast ohne Ansehen. Statt seiner übte die Häuptlingschaft ein Mann Namens Jan Blum. Dieser war der Sohn eines Thüringers, welcher um des Mordes seiner Frau willen aus der Cap-Colonie geflohen war und unter diesem Stamm große Macht erlangt, aber ein schändliches Leben geführt hatte. Jan Blum war, seiner Mutter nachartend, ein echter Hottentott; obwohl in früheren Jahren getauft, doch völlig gleichgiltig gegen Gottes Wort, feindlich gegen dessen Boten, roh und wollüstig unter seinem Volke. Er sowie der größte Theil des Volkes gedachte, nicht in ihren damaligen Sitzen zu verbleiben, sondern in das sogenannte Unterfeld hinabzuziehen. Das ist ihr alter Stammsitz, der auf der rechten Seite des Oranjeflusses gegenüber der Mündung des Brake- und des Fischflusses gelegen ist. Ein ander Mal hieß es wieder, er wolle nordwärts ziehen an den Hartfluß oder selbst bis an den Ngami-See hinauf. Der ruhelose Mann zog auch viel hin und her; von der Station hielt er sich mit seinen Anhängern von Anfang an fern, ja später schlug er sogar seine Kraale jenseit des Vaalflusses auf, zwei Stunden Weges von der Kirche entfernt.

Damals aber gab es bereits ein Häuflein gläubiger Christen in Pniel, hervorgegangen aus den Leuten, die sich schon in der ersten Zeit, weil sie „ein geistlich Gefühl" hatten, alle Abende vor dem Zelt des Missionars versammelten. Im Jahre 1852 ward die unter vieler Mühe erbauete ansehnliche Kirche eingeweihet; zugleich wurden zwei Gemeindehelfer und zwei Gemeindehelferinnen eingesetzt; die Zahl der Kirchgänger betrug damals zwischen 280 und 300.

Seit aber zwischen dem Oranje- und dem Vaalfluß der Oranje-Freistaat aufgerichtet worden war, und seit das Land um Pniel, in einem Umfange von drei Quadratmeilen, durch Kauf von dem Griqua-Häuptling Adam Kok das Eigenthum der Berliner Mission ward, begann das Ziehen ins Unterfeld in immer größerem Maße. Bedeutsam ward auch ein Zusammenstoß, welchen die Bauern des Oranje-



Gegend am Vaalfluß unweit Alt-Pniel.

Freistaats und der Transvaal-Republik mit den am mittleren und obern Laufe des Vaalflusses wohnenden Buschleuten und Betschuanen hatten. Die Bauern wurden ihrer Feinde mächtig und rotteten einen großen Theil derselben aus. Die übrigen flüchteten, mit ihnen auch ein großer Theil Koranna. So ward jene ganze Gegend des Vaalflusses, in welcher eben noch Kraal an Kraal sich reihete, leer und öde. Nur in Pniel blieb eine den Verhältnissen nach namhafte Zahl zurück; immer und immer wieder aber zogen auch von da kleinere und größere Häuflein nach dem Unterfelde.

Berend Blum, der Sohn des unstät hin und herziehenden Jan, hatte damals thatsächlich die Häuptlingschaft über die in und um Pniel wohnenden Koranna inne. Um dieselbe zu halten und zu stärken, war er klug genug, auf alle Weise das Wegziehen der Leute von da zu verhindern. Den Missionaren gegenüber suchte er seine Häuptlingswürde mit Zähigkeit zu behaupten. Und wie gern hätten ihm diese darin den Willen gelassen, wenn er nur nicht mit so viel Eigensinn, Tyrannei und Schlaffheit seine Häuptlingschaft geführt hätte. So sahen sie sich öfters genöthigt, ihm entgegen zu treten, und dann brannte es lichterloh.

Am Ende des Jahres 1857 hatte die Gemeinde ihren höchsten Bestand: 200 Getaufte, darunter 83 Abendmahlsgenossen. Nun aber ging es rasch bergab: im Jahre 1863 zählte man im Bereich der Station nur noch 30 Abendmahlsgenossen unter 60 Gemeindegliedern. Im Tauf-Unterrichte befanden sich zeitweise gar keine oder nur einzelne Seelen. Der Besuch der Predigten sowohl seitens der Heiden als auch seitens der Christen nahm schmerzlich ab; dazu verfiel das geistliche Leben der Christen mehr und mehr, und dafür griff ein laues und selbst widerspenstiges Wesen Platz. Und als 1865 es sich dazu anließ, die Koranna in Lasten und Abgaben als Unterthanen des Freistaates zu behandeln, zogen sie bis auf ganz wenige auf die rechte Seite des Vaalflusses.

Dennoch aber war nicht alles Christenthum bei ihnen erstorben. Wenn der Missionar sie dort besuchte, so hatte er auf den einzelnen Kraalen Versammlungen bis zu hundert Leuten. Ja selbst über den Fluß, der doch die Breite der Elbe bei Dresden hat, kamen sie auf Schwimmblöcken zur Station, und zwar nicht blos kräftige Männer, sondern auch alte Frauen und junge Schulkinder. Andererseits fanden sich ab und zu wieder kleine Häuflein auf Pniel ein, denen das wüste Leben im Unterfelde ein unerträglicher Greuel geworden war. So konnte der Miss.-Direktor Dr. Wangemann auf seiner Visitations-Reise durch Süd-Afrika doch auf Pniel mit 40 bis 50 Gemeindegliedern das heilige Abendmahl feiern und 70 bis 80 Schulkinder in der Schule prüfen.

Da kam neue Noth und Versuchung über Pniel durch die erst in

der Nähe des Stationslandes und dann auf dem Stationslande selbst entdeckten Diamanten. Eine Menge Leute strömten in's Land, welche reich werden wollten. Mit ihnen kam der Branntwein und allerlei Luxusgegenstände. Die Koranna fielen zahlreich in diese Stricke. Viele büßten dabei das Leben ihrer Seele ein; andere aber wurden nach einiger Zeit wieder nüchtern und suchten Gottes Wort und ihr Heil eifriger als zuvor. Kirche und Schule fingen an sich wieder zu füllen wie in den blühendsten Zeiten.

Nachdem die Missionare Meyfarth und Zerwick, welche Jahre lang das Beste der Station unter vielen Mühsalen wahrgenommen hatten, auf andere Arbeitsfelder versetzt worden waren, lag dem Br. Kallenberg die Sorge für das hart angefochtene Pniel ob. Er hat mit unverwüstlicher, derber Zähigkeit, Thätigkeit und Freudigkeit seinen Mann gestanden, auch unter den schwierigen Verhältnissen der Diamantenzeit. Dabei ward ihm denn auch ab und zu eine geistliche Erquickung bescheert. So schreibt er z. B. von einem Hausbesuche bei der Frau des alten Capitän Jan Blum, welche dieser indeß verlassen hat, trotzdem daß sie die Mutter des Berend Blum und anderer angesehener Brüder desselben ist. Er schreibt: Ich fand sie blind und lahm, die Brust sehr schwach, aber das Herz um so frischer, und wovon es voll war, ging es über. Sie klagte mir ihr Herzeleid, daß es ihr jetzt so traurig ergehe; aber sie murre darüber nicht gegen den HErrn, denn sie wisse, sie habe es verdient; sie freue sich aber der Gnade des HErrn und halte ihm stille. Sie sprach: „Gefällt es dem HErrn, mich durch Wege der Trübsal zu leiten, so weiß ich doch, es geht himmelwärts. Mit meinen leiblichen Augen kann ich nicht sehen, aber der HErr läßt mich in seine große Sünderliebe einen geistigen Blick thun. Um das Irdische gebe ich nichts mehr; ich schicke meine Seele auf das letzte Stündlein, das ja nicht mehr lange auf sich warten lassen wird. Wäre ich gesund und könnte gehen und sehen, wer weiß, ob ich dann nicht auch den Diamantensuchern nachliefe und darüber den HErrn vergäße. Drum bin ich's zufrieden, daß ich blind bin, und bin im HErrn stille. O wie thut es mir doch in der Seele weh, wenn ich jetzt hören muß, wie es unter meinen Kindern und in meinem Volke zugeht! Ich kann nichts dagegen thun, aber ich bete allezeit zum HErrn, daß er doch die Augen des Volkes und die Augen meiner Kinder öffnen möchte."

Erbaulich ist auch, was Br. Kallenberg von dem Heimgange des

Isaak Galjun

erzählt. Zur Zeit seiner Bekehrung war derselbe im Dienste des Br. Meyfarth. Als dieser Pniel verließ, hatte er Arbeit bei den Bauern gesucht unweit Pniel. Im Jahre 1866 war er von seinem Baas (Herrn) be-

schuldigt worden, Schafe, die er hütete, verloren zu haben. Der Bauer zieht ihn auf den Grund und haut ihn jämmerlich. Als er aufhört, sagt Galjun zum Bauer, er habe ihn unrechter Weise geschlagen; er wisse, er habe keine Schafe verloren. Da giebt ihm der Bauer noch einen Tritt vor den Magen, daß er ohnmächtig wieder niedersinkt. Seitdem hatte er dort heftige Schmerzen und war stets kränklich. Es hatte sich inwendig ein großes Geschwür gebildet, welches die Ursache zu seinem Tode geworden ist. Kurz vor seinem Tode, als Br. Kallenberg ihn zum letzten Male besuchte, strahlte sein Auge vor Freude. Er sagte demselben, er habe große Schmerzen, aber er freue sich, daß ihn der HErr bald nach Hause rufen werde. Er wünschte noch einige Lieder gesungen zu haben. Das geschah denn auch, aber nicht bloß dies, sondern da eine ganze Anzahl Leute versammelt waren, hielt Br. Kallenberg einen Gottesdienst. Galjuns Augen leuchteten hell auf; er richtete sich empor und vermahnte all die Seinigen und Umstehenden, dem HErrn treu zu bleiben, und die noch Heiden waren, sich zum HErrn zu bekehren. Er dankte noch allen, die ihm bei seiner Bekehrung behülflich gewesen waren, und trug dem Br. Kallenberg auf, den Lehrern Meyfarth und Zerwick seinen Dank abzustatten. Am 10. Sept. 1874 schied er aus diesem mühseligen Leben, seine Frau ging damals in den Taufunterricht, alle seine Kinder waren bereits getauft.

Der junge Br. C. Meyer, welcher in dem Jahre 1874 dem Br. Kallenberg zur Hilfe gesandt wurde, rühmte, daß die Kinder sehr eifrig zum Lernen seien: einige lernten mehr als ihnen aufgegeben war, ja sagten ganze Kapitel aus der Bibel her. Die Schulgehülfen, acht größere Schulkinder, welche bei den sechs Abtheilungen in der Schule täglich unterrichten helfen und deshalb etwas Privatunterricht erhalten, stellen sich schon um sieben Uhr mit lernbegierigen Gesichtern ein, um $1\frac{1}{2}$ Stunde lang noch besonders gefördert zu werden.

Die meisten der Stationsbewohner wohnen jetzt weiter als eine Stunde, ja bis zu fünf Stunden weit von der Kirche entfernt über das ganze Stationsgebiet zerstreut. Zu jeder Werft gehören zwei, sechs bis zehn Familien, deren oben runde oder spitze Hütten gewöhnlich einen Halbkreis bilden, hinter welchem die Viehkraale sich befinden. Des Viehstandes und der Ackerwirtschaft halber müssen sie in einiger Entfernung von einander wohnen, namentlich auch deshalb, damit das Vieh an den Feldern nicht so viel Schaden thue. Ein ganz besonderer Vortheil dieser weitläufigen Besitznahme des Stationsgebietes besteht darin, daß dadurch lüsterne Eindringlinge, die es in Menge giebt, und die unter dem Vorwande, die Wüste cultiviren zu wollen, sich festzusetzen suchen, abgehalten werden.

Das sind alles erfreuliche, Hoffnung erweckende Thatsachen. Wie, wenn die Sehnsucht und die Fürbitte der alten Häuptlingsfrau Blum für ihr Volk dennoch in Erfüllung ginge! Das wäre ein ganz außerordentlicher Sieg und Preis der Gnade Gottes! Hier ist Geduld und Glaube der Heiligen.

Br. Kallenberg, der am 18. Mai 1877 auf Bethanien die Ordination zum evangelischen Predigtamt empfing, hatte am ersten Advents-Sonntage die Freude gehabt, an 82 Communicanten zum ersten Male das heilige Abendmahl auszutheilen, darnach fünf Erwachsene und zehn Kinder zu taufen und zwei erwachsene Mädchen zu confirmiren. Am meisten freute er sich darüber, daß unter den Getauften zwei Männer aus dem Korannastamm, der den Namen „Katzen" führt, sich befanden, und daß es überhaupt unter diesem Stamm sich geistlich zu regen begann. Im Taufunterricht blieben 22 Erwachsene. Zahlreich zuziehende Betschuanen verhießen Nachwuchs. Die Gemeindeglieder bewiesen regen Eifer bei einer größeren Reparatur der Kirche. Jetzt wird dieselbe wohl noch ihre fünfzehn bis zwanzig Jahre stehen können.

Da die Brüder dringend und wiederholt um einen, vielleicht um zwei junge Brüder zu ihrer Unterstützung gebeten hatten, so ward ihnen Ende 1877 der Br. Brune zugesandt.

Acht Tage darauf, am zweiten Advent, wohnte dieser dem Gottesdienste bei, in welchem Missionar Kallenberg predigte. Da war es ihm eine wahre Herzensfreude, den Dolmetscher Stephanus in seiner Lebendigkeit zu beobachten. Die Gefühle, welche der Text und die Predigt bei ihm hervorriefen, prägten sich auch in seinen Geberden ab. Wenn es z. B. im Texte hieß: „Es werden Zeichen geschehen an Sonne, Mond und Sternen," so richtete sich sein Auge zu dem Himmel hin, während sie bei den Worten: „Auf Erden wird den Leuten bange sein, und werden zagen," wie Hülfe suchend auf der Erde umherirrten, es prägte sich dabei ordentlich die Angst in seinen Zügen ab.

Der Br. Brune hielt bereits am 10. Dezember die erste Katechese holländisch in der Schule, am 16. Dezember predigte er zwei Mal holländisch, reiste darauf mit Missionar Kallenberg nach Saron, und ist im Anfange des Jahres 1878 zunächst vorläufig als Missionar von Saron in ein umfangreiches und viel versprechendes Arbeitsfeld eingetreten.

Das Besitzrecht der Berliner Mission auf das ausgedehnte Land von Pniel ist vor einigen Jahren in Frage gestellt worden durch die Engländer, welche Pniel nebst dem ganzen Diamanten-Gebiet unter dem Namen Griqua-Land-West für engliches Kronland erklärt haben. Zum Schutz unseres dortigen durch die Sovereignity und den Oranje-Freistaat stets anerkannten Besitzrechts mußte sogar die Hilfe des

Auswärtigen Amtes des deutschen Reiches erbeten werden. Ob diese Angelegenheit trotz schon gefällten richterlichen Entscheidungen endlich noch einen für unsere Mission günstigen Ausgang nehmen wird, bleibt für jetzt noch fraglich.

Um den oben erwähnten üblen Einflüssen seitens der Diamantengräber einigermaßen zu wehren, und um zugleich die eingeborenen Christen und Heiden, welche auf den Diamantenfeldern arbeiten, desgleichen auch unsere deutschen Landsleute daselbst mit der Predigt des Evangeliums zu bedienen, ward der junge Missionar C. Meyer neben seiner Arbeit auf Pniel bestimmt. Derselbe hat diese seine Aufgabe mit viel Frische und Eifer angegriffen.

Kimberley,

der Hauptort der Diamantengräber, wurde der Platz seiner Thätigkeit. Dort ist für die Deutschen ein Kirchlein erbaut, die Kosten (8000 Mark) sind durch freiwillige Beiträge zusammengebracht. Für die Farbigen mußte fürs erste ein Zelt genügen, doch ist der Bau eines Kirchleins bereits in Angriff genommen. Das Gehalt des Missionar Meyer ward zu zwei Drittheilen von den Deutschen, zu einem Drittheil von den Farbigen durch Collecten aufgebracht.

Die Farbigen sammelten sich mehr und mehr um den jungen Missionar; mit 19 unseren Gemeinden in Botschabelo und Pretoria angehörenden erwachsenen Getauften konnte das heilige Abendmahl gefeiert werden; 14 Erwachsene wurden zur heiligen Taufe vorbereitet; aus ihnen wurden am 2. Dezember 1877 sechs Männer und eine Frau getauft, lauter Baßuto.

Wegen der großen Wichtigkeit dieses Predigtplatzes ward Anfang 1878 bestimmt, daß derselbe eine eigene Station werden sollte; Missionar C. Meyer jun., der sich auf diesem Arbeitsfelde schon in genügender Weise Erfahrung und Anerkennung erworben hatte, ward zum ständigen Missionar derselben ernannt.

Die am weitesten stromaufwärts am Vaalfluß gelegene unserer Korannastationen,

Saron,

die ungefähr zu gleicher Zeit mit Hebron 1847 durch Missionar Joh. Schmidt gegründet ward und zu gleicher Zeit mit Platberg 1854 Ende nahm, bietet beides in Lieb und Leid so recht ein Bild der Koranna-Mission.

Da gab es Dürre und Hunger, daß das Land zur Wüste ward und Menschen und Vieh verschmachteten, und dann wieder ein Blühen

und Gedeihen wie auf dem Gefilde von Saron im gelobten Lande. Da gab es solche Widerspenstigkeit gegen den Missionar, daß die Leute für einen Tag Arbeit ein Dutzend Messer verlangten und sich dann noch besinnen wollten, ehe sie Hand ans Werk legten; und solche Feindschaft, daß sie dem Missionar durch ihr Vieh die Quelle zu einem Morast zerstampfen ließen. Und dann wieder bewiesen sie solche Freundlichkeit, daß sie ihm während einer Abwesenheit seinen zerfallenen Zaun hergestellt und Garten und Haus in bester Ordnung erhalten hatten und ihn jubelnd und singend einholten und heimgeleiteten; und zeigten solche Lust zu Gottes Wort, daß er gleich Anfangs sehr bald 65 Leute im Taufunterricht hatte, und daß er, krank und elend im Bett liegend, alle Sonntage zwei Mal predigen mußte, während der Dolmetscher an der Thüre stand und die Haufen der Leute sich draußen sammelten.

Derselbe Gegensatz fand sich auch in dem alten 90jährigen Häuptling und seiner Frau. Er war ein verhärteter Heide, unstät und ruhelos, und so feindselig gegen den Missionar, daß er ihn am liebsten mit Gewalt von der Station vertrieben hätte. Sie, nach ihrer Taufe Hanna genannt, war eine zarte Saronsblume. Ueberwunden von dem Worte Gottes, kam sie eines Tages zu dem Missionar mit den Worten: „Hier bin ich, ich kann nicht mehr außen bleiben, ich muß zum Unterricht.“ „Seitdem, schreibt der Missionar, begann ihr eigentliches Pilgerleben mit ihren Wallfahrten. Sie ist überall mit dem Alten mitgezogen, aber nur um Häuser zu bauen und einzurichten. Dann trieb sie ihr „Ich kann nicht mehr außenbleiben“ wieder auf eine Weile hierher, und oft wollte ihr kein Plätzchen auf ihren langen Märschen zum Ausruhen geeignet scheinen, bis sie vor meiner Thür sich setzen konnte. Zuweilen war sie kaum da, als Botschaft hinterher kam: sie müsse wieder kommen, Häuser abzubrechen, der Alte wolle wieder ziehen. War der Sonntag oder die Unterrichtsstunde nahe, so wartete sie so lange, und war dann schnell wieder auf den Füßen. Der Alte hat zuweilen seinen Leuten Befehl gegeben, sie zu schlagen, wenn sie wieder hierher wandern wolle; diese aber haben es nicht gethan. Ihre Kleider hatten aber nicht die Ausdauer wie ihre Füße und wie das „Ich muß“ ihres Verlangens; darum dauerte es nicht gar lange, bis sie im Winter zur Kleidung und zum Schutze vor nächtlicher Kälte nichts besaß als ein schon kahl getragenes Kuhfell; und der Magen war oft noch übler daran. That sie aber irgend eine bescheidene Bitte um etwas bei dem Alten, so lautete seine Antwort: „Frag's von dem, welchem du nachläufst.“ Für den Tag ihrer Taufe war ihr indeß in der Stille ein passender Anzug besorgt worden, mit welchem sie freudig überrascht wurde.“

Aus Furcht vor den Bauern, die 1852 nördlich vom Vaalflusse die Transvaalsche Republik gegründet hatten, zog dieser Korannastamm

der „Linkhände" 1854 aus der Gegend von Saron fort und ließ sich seinem größten Theile nach an den Quellen des Fettflusses nieder, um dort an dem benachbarten mächtigen Baßutokönige Moschesch Halt und Schutz zu haben. Da sich in jener Gegend Stationen der Pariser und der Wesleyaner befanden, so ist ihnen unsere Mission damals nicht weiter nachgegangen.

Erst ganz neuerdings hat Missionar Kallenberg von Pniel diesen Stamm, der inzwischen in die alten Stammsitze zurückgezogen war, wieder besucht und bei ihnen dringendes Verlangen nach einem Missionar der Berliner Mission vorgefunden.

Im December 1877 war er wieder einmal dort. Noch spät Abends hatte er sich über den Vaalfluß setzen lassen und war im Mondenschein weiter geritten. Der Häuptling Johannes hatte ihn sehnsüchtig erwartet. Zum Gottesdienst kamen etwa 160 Erwachsene und 100 Kinder. Abends ward nach einem Zwischenraum von 23 Jahren zum ersten Male wieder das heilige Abendmahl auf Saron ausgetheilt: 17 Gemeindeglieder nahmen daran Theil. Tags darauf begannen dann aufs neue die Verhandlungen darüber, ob sie einen eigenen Missionar haben und auch für dessen Unterhalt sorgen wollten. Etliche sagten auch auf die letztere Frage getrost und freudig ja, Andern war dies verwunderlich. Der Capitän sprach sich dahin aus, daß er dies von Herzen wünsche; er habe eine große Schuld an seinem Volke und fühle dies wie eine schwere Last. — In der Nähe des Stammes liegt eine große, einträgliche Salzpfanne; wenn sie diese behalten, so wird ihnen der Unterhalt des Missionars nicht schwer fallen.

Im Anfang des Jahres 1878 ist der jüngst ausgesandte Bruder Brune (siehe S. 23) zunächst vorläufig und versuchsweise als Missionar bei diesem Völklein unserer alten Sorge und Pflege eingetreten.

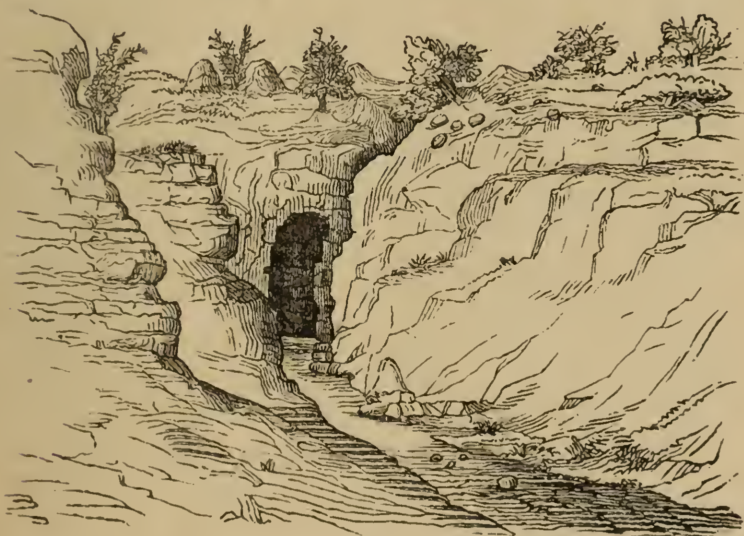
Adamshoop

ist die dritte Berliner Haupt-Station im Oranje-Freistaat. Es hat mit der Gründung und Unterhaltung derselben eine eigene, hocherfreuliche Bewandtnis. Das große, meilenweite Gebiet, in welchem dieselbe liegt, gehört einem sehr reichen, farbigen Grundbesitzer, dem

Adam Oppermann.

Adam Oppermann ist der Sohn eines Mosambikers, eines frei gewordenen Sklaven. Er ist ein Mann, der das Beten und Arbeiten von jeher fleißig geübt hat. Er war noch nicht dreißig Jahre alt, so hatte er ein hübsches Besitzthum in der Nähe von Bethanien und einen stattlichen Viehstand. Über dem irdischen Gute vergaß er aber

das ewige Gut mit nichten: alle Abende hielt er mit seinen Leuten Andacht. Durch die freie Wahl der Einwohner von Bethanien war er bald nach Richard Miles zum Schulzen des Ort bestellt worden und hat dies Amt fünf Jahre lang mit Eifer und Energie geführt. Da aber die Entfernung seines Gutes und gar die Entfernung seines großen Weidefeldes, das mehrere Meilen von der Station entfernt lag, allzuviel Hemmendes für sein Amt mit sich brachte, so legte er dasselbe nach dieser Zeit zu allgemeinem Bedauern nieder. Seitdem hatte er auf seinem Platze ein Kirchlein erbaut, in welchem die Missionare von Bethanien alle Vierteljahre und sonst bei Gelegenheit predigten und die Sacramente verwalteten. Das genügte ihm aber



Felsenquelle bei Poortjesdam.

je länger desto weniger: er wünschte für seinen Platz einen eigenen Missionar zu haben.

Diese Sache ward durch Director Dr. Wangemann so geordnet, daß Adam Oppermann, dem sein alter Vater bei dieser Veranlassung seinen 60,000 Magdeburger Morgen großen Grundbesitz abtrat, eine Schule und eine Missionarswohnung erbaute, den nöthigen Grund und Boden zu einer Station hergab und auch die Besoldung eines eigenen Missionar sicher stellte. Jener Platz, von einer riesigen, in den Fels hinein gearbeiteten Wasserleitung Poortjesdam (d. h. Pfortendamm) genannt, ist seitdem zu einem Sammelplatz vieler nach einer bleibenden Heimath verlangenden Christen und Gott suchenden Heiden geworden, die sich dort sogar einer gewissen nationalen Selbständigkeit erfreuen.

In der Osterzeit 1868 hat Missionar Wuras Predigt, Taufe und Abendmahl daselbst gehalten. Welches Verlangen war da bei den Leuten, das Wort Gottes zu hören, welcher Hunger und Durst nach dem Leibe und Blute des Heilandes! Es war für Miss. Wuras eine außerordentlich erquickliche Feier. Da hatten sich zum Abendmahl 60 Seelen eingefunden, unter ihnen auch eine Anzahl Christen von Pariser und Londoner Stationen, wo sie durch die nachdrängenden weißen Ansiedler aus ihrem Besitz entweder bereits verjagt oder doch in demselben hart bedrängt waren. Gerade diese waren fast insgesamt Betschuanen, und wenn man dazu nimt, daß auch von der Bevölkerung Bethaniens neun Zehntheile Betschuanen sind, so kann man sagen, daß der Auftrag, zu den Betschuanen zu gehen, den unsere zuerst ausgesandten Missionare erhielten, doch gewissermaßen auch dort in Erfüllung gegangen sei.

Der erste Missionar dieser Station ward Missionar Zerwick, welcher viele Jahre lang auf Pniel thätig gewesen war. Seine Ankunft am Grünen Donnerstage 1869 war eine große Freude für die Gemeinde; am lieben Auferstehungstage war die Kirche so voll, daß es schien, als ob nur die Hirten und etliche Frauen als Hüterinnen der Kinder auf den Werften zurückgeblieben wären. Leider konnte er eines Halsleidens wegen der Gemeinde nicht lange vorstehen. Sein Nachfolger ward Missionar Trümpelmann. Zu seiner Zeit erhielt die Station den Namen Adamshoop (d. h. Adams Hoffnung). Das günstige Ansehen, welches ihm die Gemeinde und Bevölkerung zuerst darbot, hielt sich allerdings nicht für immer. Schlaffheit und Rohheit der Leute machten ihm viel zu schaffen. Dazu kam mehrfach entsetzliche Dürre und die aller Gegenwehr spottenden, alle grüne Saat und reifende Ernte vernichtenden Heuschrecken. Viel Herzeleid machten ihm auch mehrere Glieder der Oppermannschen Familie: ein paar deutsche Schwäger Adams mit ihrer Feindseligkeit, der alte Vater Salomo Oppermann und dessen Frau mit ihrer Trunksucht, ein Sohn Adams mit seinem zügellosen Wesen.*) Adam selbst blieb, abgesehen von kleineren Vorkommnissen, sein getreuer Freund, seine Freude und Hülfe. Die Dürre ward aufgewogen durch einen wasserreichen Brunnen, dessen Graben endlich gelang, und für die verwüstenden Heuschrecken gab es Ersatz durch Zeiten des Regens und großer Fruchtbarkeit. In der Gemeinde fand sich trotz aller Uebelstände doch ein tüchtiger Kern und manche Zartheit und Dankbarkeit gegenüber betrübender Rohheit. Und auch die Heidenschaft gab ihren Tribut an die Christenheit: immer wieder brachte das gepredigte Wort Gottes Leute in den Tauf-Unterricht

*) Merkwürdiger Weise gab der alte Salomo in einer schweren Krankheit, die zum Tode zu führen schien, Zeugnisse eines wirklichen inneren Lebens.

und machte sie dann tüchtig zum Empfang des Sacramentes der Wiedergeburt und Erneuerung im Heiligen Geiste. So ist denn für Missionar Trümpelmann das äußerlich so unschöne, einförmige Adamshoop doch sein „liebes Adamshoop" geworden, und sein Herz freut sich innig über so manchen ihm widerfahrenen Liebesbeweis und so manchen für das Gehör und die Übung des Wortes Gottes bewiesenen Eifer. Dahin gehört z. B., daß ihm seine Gemeindeglieder einen immer noch brauchbaren Ochsenwagen mit sechs schönen Zugochsen schenkten. Ferner bauten sie ihm so recht mit Willigkeit und Freude einen schönen Flügel an sein Haus an, so daß er jetzt eine viel bequemere Wohnung hat. Bei den Besuchen der sehr weit entfernt wohnenden Gemeindeglieder unterstützt ihn sein treuer Gemeindehelfer Nehemia in hingebender uneigennütziger Weise. Als er Wochen lang in Bethanien weilen mußte, hielt in seiner Abwesenheit Adam Oppermann die holländischen und Nehemia die betschuanischen Gottesdienste. In die Stelle von Philipp Lemmetje ward einstimmig Jacobus Antony, der Schmied des Platzes, zum Gemeindehelfer gewählt, ein treuer Christ und zu solchem Amt durchaus passender Mann, insofern er sowohl in seinem Christenthum als in seinem Charakter über dem gewöhnlichen Schlag der dortigen Leute stand.

Andererseits gab es ja auch bis in die letzte Zeit mancherlei Betrübendes: eine Anzahl Gemeindeglieder mußte wegen Trunksucht und Unzucht ausgeschlossen werden, auch an Verträglichkeit und Versöhnlichkeit war spürbarer Mangel.

Der Schulbesuch genügte dem Br. Trümpelmann nicht; die Regelmäßigkeit desselben war, da etliche Eltern vier bis fünf Meilen entfernt wohnen, schwer zu erzielen. Br. Trümpelmann hat daher für Kinder und Erwachsene eine Sonntagsschule eingerichtet und für diese in der Person eines Schotten Namens Henry einen wackern Gehülfen gefunden. Er hatte eine Nichte von Adam Opermann geheirathet und war nach Adamshoop gezogen. „So lange, sprach er, habe ich ein eitles Leben geführt; jetzt ist mein einziges Verlangen, daß ich meinem Heilande dienen möge, wo ich immer kann." In jener Sonntagsschule wurde außer im Lesen und Schreiben besonders im Katechismus und in der biblischen Geschichte unterrichtet.

Ein sehr erquickliches Tauffest hatte Br. Trümpelmann Pfingsten 1877, wo 18 Erwachsene getauft wurden. „So weh und doch so freudig im Herzen, schreibt Br. Trümpelmann, habe ich noch kein Tauffest gefeiert. Die ganze versammelte Gemeinde schien ebenfalls ergriffen und hingenommen zu sein. Einige der Täuflinge ließen ihrer Bewegung in Thränen freien Lauf. Nach dem Gottesdienste kamen die Neugetauften zu mir, drückten mir freudig bewegt die Hand und gelobten, dem Herrn Treue zu halten, worauf ich mich verlassen könne."

Für diese Getauften haben sich dann nach und nach neue Leute zum Tauf-Unterricht hinzugefunden. Vor jener Taufe waren es 45, bald standen doch wieder 42 auf der Liste.

Die so erweckliche Einweihung der neuen Kirche auf Bethanien (siehe S. 14) hatte auch die segensreiche Folge, daß die evangelischen Deutschen des Oranje-Freistaates zur Gründung einer deutschen lutherischen Gemeinde in dem Hauptorte des Landes, in

Blumfontein,

sich zusammenthaten. Des geistlichen Amtes bei derselben nahm neben seiner Missionsarbeit auf Bethanien zunächst der Miss. Meyfarth wahr. Nachdem unsere Landsleute und Glaubensgenossen (etwa 20 Familien) zur Unterstützung der Verwundeten und Kämpfenden im deutsch-französischen Kriege 3000 Thaler nach Deutschland geschickt hatten, begaben sie sich sofort frisch an die Sammlung der zum Bau einer eigenen Kirche nöthigen Gelder. Die Kirche ward unter großer Theilnahme der Einwohnerschaft sowie der städtischen und der Regierungs-Beamten im December 1875 eingeweiht. Als Pastor an derselben ward der junge Missionar Paul Winter von Bethanien, Sohn unseres Alt-Missionars Winter, mit Bewilligung des Comités berufen unter der Bedingung, daß er sich in Blumfontein nach Kräften auch der Missionsarbeit annehmen möge. Dieselbe zeigte sich indeß als so umfangreich und zugleich als so wichtig, daß derselbe bereits um Zusendung eines Bruders für diese Aufgabe dringend gebeten hat.

Gegen Ende 1877 konnte Br. Winter schreiben, daß die Missionsarbeit entschieden fortgeschritten sei, wenn auch langsam: sie sei zu zarten, aber kräftigen Pflänzchen herangewachsen. „Die Leute, so berichtete er, schließen sich immer mehr an einander und immer fester an mich und immer inniger an den einigen guten Hirten.“ Die meisten Leute sind von den Stationen unserer Brüder im Freistaat, Natal und Transvaal. Diese besonders sehnten sich nach einem eigenen Kirchlein; sie selbst thaten dazu, was sie konnten, und sammelten Collecten auf den benachbarten Stationen Adamshoop und Bethanien; das Comité bewilligte ebenfalls eine Summe zur Beihülfe und so konnte das Kirchlein im October 1876 eingeweiht werden.

Die sechs Stationen: Bethanien (mit Poortjesfontein), Puiel, Adamshoop, Blumfontein, Kimberley und hoffentlich bald auch Saron, bilden zusammen den Konferenz-Kreis Oranje-Freistaat, dessen Vorsteher seit geraumer Zeit Missionar Wuras von Bethanien ist, der älteste Veteran der Berliner Mission, und von jeher (seit 1836) auf dieser Station thätig.

II. Mission in der Cap-Colonie.

Durch die harte Behandlung seitens der Missionare Gebel und Lange war einer der zuerst ausgesandten Brüder, nachdem er sich ihren drückenden Zumuthungen lange gebeugt hatte, endlich von Bethanien vertrieben. Das war Gregorowsky *), ein ernster Christ. Durch seine Verdrängung von dort erfüllte sich wieder einmal das alte Wort Josephs zu seinen Brüdern: „Ihr gedachtet es böse zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen, daß er thäte, wie es jetzt am Tage ist, zu erhalten viel Volks."

Gregorowsky wandte sich nach der Capstadt, wo er von der (namentlich durch den berühmten van der Kemp 1799 gestifteten) Südafrikanischen Missionsgesellschaft in Dienst genommen wurde, um unter den zahlreichen Heiden der Capstadt das Evangelium zu predigen. Er sah dies indeß nur als etwas vorläufiges an, und betrachtete sich nicht als aus dem Dienste der Berliner Missions-Gesellschaft ausgeschieden. Als nun im Jahre 1837 der Berliner Missions-Superintendent Pehmöller am Cap landete, stellte er sich diesem sogleich vor, um durch ihn aufs neue Verwendung im Dienste der Berliner Mission zu finden.

Nun war damals in der Capstadt das Interesse für einen Missionsplatz Namens Zoar besonders erregt worden und wurde durch den sehr eifrigen Prediger Stegmann forwährend rege erhalten. Zoar liegt etwa sechs Tagereisen östlich von der Hauptstadt und zwar auf der ersten Bergstufe in einem Thalwinkel, der durch die Zwarte- und Roode-Berge gebildet wird.

Die Cap-Colonie

ist kein Hochland, auch keine Ebene, sondern ein Stufen- oder Terrassenland. Stufenweise steigt das Land nach innen immer höher an und auf. Dicht am Meere liegt die unterste Stufe, ein hier schmäleres dort breiteres Uferland. Da liegen ansehnliche Städte, Dörfer und Meierhöfe, da sind wogende Kornfelder und üppige Weingelände, untermischt mit schönen Weidestrecken. Hie und da tritt indeß felsiges, schluchtenreiches, waldiges Gebirge bis ans Meeresufer heran.

---

*) Gregorowsky und Lange waren, ehe sie nach Bethanien kamen, auf die dringende Bitte des Predigers Fraser zu Beaufort(-West), mehrere Monate an diesem Orte für die Eingeborenen thätig gewesen. Da aber die Verhältnisse zu ungünstig waren, so wurde diese Thätigkeit wieder abgebrochen. Dasselbe geschah fünf Jahre später, als Missionar Winter, und zwanzig Jahre später, als Missionar Salzmann aufs neue dort eine stets nur kurze Missionsthätigkeit angewiesen bekamen.

Auf der zweiten Stufe wohnen die Leute schon einzelner, in geringeren Dörfern und von einander entfernteren Bauerhöfen. Es ist aber auch da schön und fruchtbar, nicht blos an Korn, sondern auch an Wein, Pfirsichen und Apfelsinen.

Dann folgt die dritte und höchste Stufe, die große Hochebene der Karroo. Dort liegt nur hie und da ein einzelner Bauerhof. Für gewöhnlich wird diese Gegend nur den Sommer über von den großen Schaf- und Rinderheerden der umwohnenden Bauern beweidet, außer was die Springböcke und andere Antilopenarten sich zu gute thun, die hier zu tausenden nebst den Straußen auf freier Weide gehen.

Dahinter senkt sich dann das Land allmählich wieder ab nach dem Oranje-Flusse zu, der großen Hauptrinne für die Wasser Südafrikas.

Es ist ein reiches, mannigfaltiges Land, die Cap-Colonie, wenn sie Regen hat. Nach der Sonnengluth, den Herbst und Winter hindurch, sieht sie freilich nicht so schön aus. Wenn aber die Frühlingswinde wehen und die ersten Regen fallen, dann brechen allenthalben aus dem staubigen harten Erdreich, sonderlich auf der obersten Stufe der Karroo, die verschiedenartigsten Kräuter und buntesten Blumen hervor, der Boden glänzt und brennt von Grün und Farbe der purpurnen Lilienblumen und Haidekräuter, und die Luft schwimmt in Wohlgerüchen.

Doornkraal,

so nannte man die Ansiedlung in jenem oben genannten Thalwinkel, in welcher zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Haufe farbiger Leute, theils Hottentotten, theils Bastarde, saß, die wegen ihrer Trunksucht und ihres schändlichen Lebens übel berüchtigt waren. Unter ihnen war auch ein Mann, Namens Harden, der auf seinen Wanderungen in der Colonie auf mehreren Missionsplätzen das Wort Gottes gehört und auch etliche Lieder und Sprüche gelernt und einen Begriff vom Beten bekommen hatte. Dieser begann auf dem Doornkraal zu singen und zu beten, indem er zugleich den Leuten sagte, wenn sie Menschen sein wollten, so müßten sie es auch so machen. Wunderbarer Weise fand das Wort dieses dabei in seiner Trunksucht beharrenden Verkündigers Christi Anklang bei etlichen Leuten: ihrer sechs suchten genauere Unterweisung auf der Londoner Station Zuurbrak (spr. Sürbrak) und wurden getauft.

Die Kunde von diesem auffälligen Ereignis kam auch nach der Capstadt. Dort wünschte die südafrikanische Gesellschaft etwas für jene Leute zu thun, und da sie niemand anders fand, so nahm sie den Bauer Joubert aus der Nachbarschaft, der eine gewisse christliche Erkenntnis und dazu Neigung für jene Leute hatte, in ihren Dienst und bestellte ihn zum Missionar auf dem Doornkraal. Das war im Jahre 1817. Joubert, der den Platz

nannte, war ein energischer Mann und wußte die Hottentotten so gut zu nehmen, daß in kurzer Zeit strenge Zucht und Ordnung unter denselben herrschte. Dabei brachte er sie zum Arbeiten, und bald sah man Maisfelder und Weingärten am Ort, eine Kirche, Schmiede und Mühle wurden gebaut, und alle Wege in guten Stand gebracht und darin erhalten. Für tiefere christliche Gründung freilich that er nichts, und konnte er seinem inneren Menschen nach nichts thun. Auch ließ er eine Schenke am Ort und ordnete Tanzvergnügungen an, doch sollte Trunkenheit und Schlägerei dabei nicht vorkommen dürfen. Nach etlichen Jahren verließ er den Platz; es ist unbekannt, warum er das that, und wohin er sich gewendet hat.

Nachdem dieser Damm gebrochen war, überströmte die Fluth eines wüsten und greuelvollen Treibens das arme Zoar gar bald zerstörender als je vorher. Ab und zu fielen für die Leute durch den Schulmeister von dem benachbarten Swellendam, der sie in seinen Ferienzeiten besuchte, ein paar Körnlein von Gottes Wort ab: die wurden aber alsbald wieder verschwemmt und zertreten.

So stand es auf Zoar, als Sup. Pehmöller in der Capstadt landete und Missionar Gregorowsky ihn um eine Anstellung bat. Das Ergebnis mancher Verhandlungen war, daß Gregorowsky als Berliner Missionar nach Zoar gesandt wurde, daß aber die Süd=afrikanische Gesellschaft den Platz behielt und für die Gebäude und die anderen äußeren Bedürfnisse sorgte.

1838 kam Gregorowsky hin. Die Leute zeigten sich erfreut über seine Ankunft. Als er ihnen zum ersten Male gepredigt hatte und aus der Kirche kam, hatten sie sich draußen aufgestellt und sangen ein Lied und gingen dann singend in ihre Hütten. Auch noch andere gute Ordnungen von Jouberts Zeit her fand er vor, die er wieder belebte und durch neue ergänzte. Der geistliche Zustand aber war über die Maßen verkommen; namentlich herrschte die Trunksucht in scheußlicher Weise. Gregorowsky griff also diesen Feind besonders an und brachte es durch kluge Energie innerhalb zweier Jahre dahin, daß seinen Hottentotten in weitem Umkreise von Zoar alle Gelegenheit zur Trunksucht abgeschnitten war.

Daneben trieb er die Predigt des Evangeliums als ein Mann, der täglich selber von der Gnade lebt und den Frieden Christi schmeckt, und der neben Ernst und Strenge ein reiches Maß der Liebe und des Erbarmens gegen die armen Heiden im Herzen trug. Bald regte sich's auf Zoar: Fleiß und Ordnung stellten sich wieder ein, dazu begann eine Anzahl Leute nach dem Heil ihrer Seelen zu fragen, und nach $1\frac{1}{2}$ Jahren konnten die Erstlinge getauft werden. Leider verließ

Gregorowsky bereits 1842 den Dienst der Berliner Mission — aus Mißverständnissen und in Uebereilung, wie er später selbst bekannt hat — und ging zu der Londoner Mission über, in deren Diensten er noch jetzt zu Sommerset in der Cap-Colonie in Segen wirksam ist. Bei seinem Scheiden ließ er eine Gemeinde von 39 getauften Erwachsenen zurück.

Als sein Nachfolger ward Miss. Radloff von Bethanien nach Zoar gesandt. Sofort änderte sich das Aussehen der Station. An die Stelle des ruhigen evangelischen Wachsthums trat eine Erweckung und geistliche Aufgeregtheit, die so hinreißend war, daß selbst die umwohnenden Bauern in diese Bewegung mit hineingezogen wurden. Bereits im Laufe des Jahres 1843 wurden etwa 50 Erwachsene getauft.

In alle diese Herrlichkeit fiel plötzlich wie ein zerschmetternder Blitz die Nachricht: Miss. Radloff müsse die Station verlassen, die Südafrikanische Gesellschaft könne die Kosten für dieselbe nicht mehr aufbringen. Da war der Jammer übergroß. Mit einem Male aber kam ihnen der Gedanke: wir wollen eine Deputation nach der Capstadt schicken, vielleicht kann die Aufhebung jenes Beschlusses doch noch ausgewirkt werden. Superintendent Pehmöller, an den sich die sieben Abgeordneten nach ihrer Ankunft wandten, war bereit, Zoar gänzlich als eine Berliner Station zu übernehmen. Aber die Südafrikanische Missions-Gesellschaft wollte sie nur auf 10 Jahre abtreten; nähmen die Berliner diese Bedingung nicht an, so müsse Miss. Radloff die Station verlassen.

Tief betrübt und rathlos kamen die sieben mit diesem Bescheide zu Sup. Pehmöller. „Aber kann denn Mijnheer uns gar nicht helfen? Wir wollen thun, was wir können, daß nur Herr Radloff bleibe. Denn Herr Radloff muß bleiben; muß er aber weggehen, so wollen wir lieber alle mit ihm ziehen" — so sprach mit flehender Stimme der alte Ortsvorsteher Jephtha Johannes. Pehmöller erwiderte ihnen darauf, daß er sich nicht getraue, für einen so kurzen Zeitraum die Kosten der Unterhaltung des Platzes zu übernehmen. Da antwortete der alte Jephtha getrost und voll Freude: „Mijnheer, wir sind selber nur arm, aber können wir darum Herrn Radloff behalten, so wollen wir gern unser Bestes thun und den Platz selbst unterhalten, wenn Mijnheer nur die Unterhaltung für Herrn Radloff bezahlen will." Trotz mancher Bedenken gab nun Sup. Pehmöller seine Einwilligung. Mit Freuden zog die Deputation wieder heim, und mit Freuden und Jubel wurde sie in Zoar eingeholt. Die Unterhaltungskosten betrugen jährlich 500 Thlr.; die Leute haben diese Summe neun Jahre lang richtig aufgebracht.

Die Unterschrift unter jener Uebereinkunft war die letzte, welche

Superintendent Pehmöller
vollzog. Geboren aus einem alten Hamburger Geschlecht, und als Candidat nebst Wichern, dem systematischen Begründer der „Inneren Mission", und Brauer, dem späteren Inspector der Norddeutschen Missionsgesellschaft, ein Zeuge des Evangeliums in jener Zeit zu Hamburg, ward er 1836 zum Lehrer an das Berliner Missions-Seminar berufen und 1837 als Superintendent hinausgesandt, zunächst um die verwirrten Zustände auf Bethanien in Ordnung zu bringen, und sodann, um allen Berliner Missionaren ein Vorsteher und Leiter zu sein. Als er Gebel und Lange, die in der Nähe der Capstadt sich aufhielten, aus dem Dienste der Berliner Mission entließ, mußte er sich von diesen die schnödeste und verächtlichste Behandlung gefallen lassen.

Auf seiner Inspectionsreise durch Britisch-Kafferland nach Bethanien hat er sich durch Erkältung die Ruhr zugezogen und damit den Keim zu seinem frühen Tode gelegt. Zurückgekehrt ist er dann in der Capstadt außer in seiner Superintendentur noch als Missionar für Heiden und Muhamedaner und als Prediger für die Deutschen thätig gewesen. Bald aber befiel ihn sein Leiden wieder; Reisen nach St. Helena und Fernambuco halfen nur vorübergehend.

So sollte er denn auf Dringen der Aerzte im Vaterlande Heilung suchen. Im März 1844 wurde er, weil er vor großer Schwäche nicht mehr gehen konnte, auf's Schiff getragen. Es vergingen aber nur etliche Tage, da entschlief er und ward im Meere bestattet. Er war ein Mann demüthig, liebreich und treu, und dafür wiederum viel geliebt und hoch verehrt von allen, die ihn kannten.

In Zoar blieb das aufgeregte Wesen, und neue Erweckungen kamen in den Jahren 1844, 45 und 46 hinzu, auch unter den Kindern. Oft war um die Kirche herum, sogar zur Nachtzeit, alles voll Betender, und in der Kirche und Schule ward das Weinen und Stöhnen zuweilen so stark, daß die Missionare mit ihrer Stimme nicht durchdringen konnten. Taufen auf Taufen geschahen. Zoar ward berühmt in Südafrika und hier im Vaterlande und darüber hinaus. Gaben auf Gaben für diese Station strömten hier zusammen. Die wurden dann mit großer Freigebigkeit zu Weihnachten vertheilt, und so gehörten die Weihnachtsfeste auf Zoar zu den glänzendsten Zeiten der Station.

In diese glänzende Glorie fiel aber plötzlich ein tiefer Schatten: Missionar Radloff konnte nicht länger im Dienste der Berliner Mission bleiben und mußte 1847 die Station verlassen.

Auf die Bevölkerung von Zoar machte dieser schmerzliche Vorfall einen erschütternden, aber doch gesegneten Eindruck. Dieselbe war während der letzten Jahre sehr gewachsen, und so hatte Radloff das

benachbarte Bauergut Ylandsfontein dazu gekauft. Bei seinem Abgange ward dies Land von der Berliner Missions-Gesellschaft käuflich erworben und nach Fräulein Amalie von Stein, die eine bedeutende Summe dazu schenkte, Amalienstein genannt. Mit der geistlichen Frische ging es in den folgenden Jahren noch ziemlich in gleichem Maße: jedes Jahr konnte eine große Anzahl Leute getauft werden. Unter anderen ward 1849 nach einem Leben voll Sünde auch der alte Harden getauft.



Ylandsfontein.

Nach und nach aber kam eine Art Erschlaffung über die Leute, Missionar Prietsch, der schon 1845 dem Missionar Radloff zu Hülfe gesandt war, gedachte dieselbe durch den Bau einer neuen Kirche zu heben. Es gelang auch zum Theil, und der Plan des Kirchbaues fand viel Willigkeit unter den Leuten. Sie arbeiteten fleißig und gaben reichlich. Dennoch mochte ihnen der Eifer, womit Missionar Prietsch die Sache betrieb, drückend geworden sein. Denn als 1851 von Zoar achtzig Mann für den Kafferkrieg aufgeboten wurden und Prietsch sie mit einem Abschiedsworte entlassen wollte, machte sich der Unwille gegen ihn in häßlichen Schimpfreden Luft. Doch kamen die Leute bald wieder zur Besinnung: sie baten schriftlich um Verzeihung und schickten fast alle die Hälfte ihres Werbegeldes, 6 Thaler, zur Fortsetzung des Kirchenbaues. Man sieht aus jener Zahl der aufgebotenen Leute auch, daß Zoar damals eine ansehnliche Bevölkerung gehabt haben muß; es mögen ungefähr 900 gewesen sein, und darunter waren bereits 600 Christen. Nach der Rückkehr der Leute aus dem Kriege,

in welchem sie für ihre gute Führung viel Lob empfingen, ward der Kirchenbau mit neuem Eifer angegriffen.

Im Herbste des Jahres 1853 konnte die Einweihung der neuen Kirche erfolgen. Dieselbe war auf Amaliensteiner Grund und Boden errichtet, weil man ja nicht wissen konnte, ob die Südafrikanische Missions-Gesellschaft das Verhältnis zur Berliner Mission nicht doch einmal lösen würde. Eine Befürchtung dieser Art lag freilich damals allen Leuten fern, und niemand ahnte, wie bald dieselbe sich verwirklichen sollte.



Kirche in Amalienstein.

Am 17. September begann die Feier, welche drei Tage dauerte. In feierlicher Prozession nahete sich die Gemeinde, der sich viele Bauern aus der Umgegend angeschlossen hatten, der Kirche. Ein Sängerchor unter dem begabten eingeborenen Schulmeister Theophilus Grunewald empfing sie. Der Pastor Parisius aus der Capstadt vollzog den Weiheakt. Von fremden Missionaren waren Suhl von der Herrnhuter und Esselen von der Rheinischen Mission zugegen. Noch an demselben Tage wurden 7 Erwachsene getauft und 14 junge Leute confirmirt. Am folgenden Tage, einem Sonntage, wurden vor dem Hauptgottesdienste 6 bußfertige Sünder wieder in die Gemeinde aufgenommen. Abends war Abendmahl in der hell erleuchteten Kirche, an welchem über 200 Communicanten Theil nahmen. Am dritten Tage war Missionsfest. An den drei Tagen waren trotz der herrschenden Theuerung zusammen 350 Thaler an Liebesgaben dargebracht worden, davon hatte die Gemeinde etwa 260 Thaler beigesteuert.

Das waren Segenstage für die Gemeinde, die manches müde und schlafende Herz wieder aufmunterten. Und doch zu wie viel Noth und Herzeleid sollten diese Tage die Veranlassung werden! Miss. Prietsch hatte von einem der Hülfsvereine ein Crucifix geschenkt bekommen und hatte es am Tage der Kirchweihe auf den Altar gestellt. Es schien nicht, als ob jemand von den Anwesenden, Farbigen oder Weißen, Anstoß daran genommen hätte. Die Sache ward aber in der Capstadt erzählt, und von dort aus begann nun eine Bewegung gegen das Crucifix, gegen Lutherthum (oder römischen Götzendienst, wie man es nannte) und gegen Berlin, die das ganze Capland in eine so große Aufregung brachte, als ob das reformirte Bekenntnis desselben aufs äußerste gefährdet sei.

Vor allem ging man darauf aus, nach Ablauf der 10 Jahre, also im Jahre 1854, die Verbindung mit der Berliner Mission gänzlich zu lösen und Zoar wieder in eigene Pflege zu nehmen. Inzwischen war im December 1853 Miss. Meyfarth auf Zoar angelangt, und zwar als Vorsteher der Station. Er war in der Sache des Crucifixes nicht einerlei Meinung mit Prietsch, und so bildete sich zwischen beiden mehr und mehr ein Gegensatz aus, der zu den ärgerlichsten Auftritten in der Gemeinde führte. Die bedrohete Gemeinde von Zoar war in der großen Mehrzahl für Miss. Prietsch, und bat in der Capstadt flehentlich, doch in Pflege der Berliner Mission bleiben zu dürfen. Dort zog man die Sache hin, weil man keinen Missionar hatte, und war sehr froh, als Missions-Superintendent Schultheiß (mit Pehmöller 1857 ausgesandt und nun dessen Nachfolger im Amt) das Crucifix 1855 wegnehmen ließ und den Contract unter den alten Bedingungen bis auf weiteres erneuerte. In Berlin ward indeß sein Verfahren nicht gut geheißen und die Wiederaufstellung des Crucifixes verordnet. Ferner wurde bestimmt, daß sowohl Prietsch wie Meyfarth von Zoar versetzt werden und Miss. Aug. Schmidt von Pniel an ihre Stelle kommen sollte.

Ehe dies geschah, war im Mai 1856 der Katechet Wilson vorläufig zum Missionar für Zoar eingesetzt und damit die Trennung vollzogen worden. Diejenigen Leute, welche sich auch ferner noch zu Berlin halten wollten, waren theils schon nach dem Amaliensteiner Lande übergesiedelt, theils thaten sie es nun, theils wagten sie es, auf Zoarischem Grund und Boden sitzen zu bleiben. Die bittersten Zerwürfnisse zwischen den nächsten Anverwandten folgten aus dieser unseligen Maßregel der Südafrikanischen Missions-Gesellschaft, wie denn das geistliche Leben sowohl bei den Zoarschen als bei den Amaliensteiner Leuten schon seit Beginn des Crucifixstreites und von da ab in immer größerer Steigerung aufs empfindlichste geschädigt worden war. Die Scheidung geschah ungefähr zu gleichen Theilen: etwa 500 hielten sich zu Ama-

lienstein, und 500 blieben auf Zoar, und zwar auf jeder Seite sowohl Christen als Heiden.

Amalienstein

besteht von da ab als eigene Station. Missionar August Schmidt ward am Ende des Jahres 1856 durch den Vice=Superintendenten Wuras auf derselben eingeführt. Den Missionar Meyfarth nahm dieser bei seiner Abreise wieder mit nach Pniel, während Miss. Prietsch noch auf Amalienstein wohnen blieb. Miss. August Schmidt hatte den allerkläglichsten Anfang auf Amalienstein. Kein Mensch kümmerte sich um ihn, als er ankam, obgleich der Tag seiner Ankunft genau bekannt war; nur wenige wohnten seiner Einführung bei; und wenn er die folgenden Sonntage durchs Dorf zur Kirche ging, so standen die Leute geflissentlich vor ihren Hütten, aber keiner erwiderte seinen Gruß, oder sie dankten ihm gar mit höhnischem Gelächter. So sehr waren die Herzen durch die Vorgänge der letzten Jahre verkehrt, verdüstert und verbittert worden. Er dagegen bat es sich von seinem Gott aus und bekam es von Ihm bescheert, daß er all das Böse mit Gutem, all diesen herzlosen Hohn mit herzlicher Liebe vergelten und überwinden konnte. Mehr und mehr besserte sich das Benehmen der Leute gegen ihn, mehr und mehr hob sich der Kirchenbesuch. Und als das Jahr 1857 um war, strömten die Leute an den beiden Weihnachtstagen so zur Kirche, daß sie ganz gefüllt ward; und als der erste Tag des Jahres 1858 anbrach, ward er gleich früh Morgens durch den Sängerchor aus dem Schlafe gesungen, und den ganzen Tag hindurch kamen die einzelnen Platzbewohner nach einander, um ihren Neujahrswunsch darzubringen. Miss. Prietsch hatte ihm in der ersten Zeit treulich mit Rath und That beigestanden; dann hatte er sich zu der ihm verstatteten Reise nach Deutschland aufgemacht.

Das Jahr 1858 brachte dem Br. Schmidt erwünschte Hülfe aus der Heimath: den Instituts=Vorsteher Meyer und den Kaufmann Häse, welcher letztere 1863 durch Elfert ersetzt ward; 1859 kam noch der Katechet Heese dazu, der außer in der Schule auch an einem Pensionat für Kinder unserer Missionare seine Thätigkeit finden sollte, welches leider nur kurze Zeit bestanden hat. Das neue Schulhaus, welches durch freie Arbeit der Platzbewohner und durch andere im Lande gesammelte Liebesgaben erbaut worden war, wurde 1859 eingeweiht.

Wenn nun auch das geistliche Leben der Gemeinde in den folgenden Jahren der rechten Frische oftmals zu ermangeln schien, so gaben doch die Beichtgespräche, welche dem Abendmahl, das alle sechs Wochen gehalten wird, und an dem durchschnittlich jedes Mal zwei Drittel der Gemeindeglieder Theil nehmen, vorangehen, stets ein erfreuliches

Zeugnis davon, daß die Gemeinde auf dem Grunde des Glaubens getreulich fest stehe. Der Missionsverein des Platzes, der 1843 gestiftet ist, hat in den sechziger Jahren meist einen Jahresbeitrag von über hundert Thaler aufgebracht, was bei der Armuth der Leute eine besondere Anerkennung verdient. Auch geschah Jahr aus Jahr ein eine namhafte Zahl von Taufen.

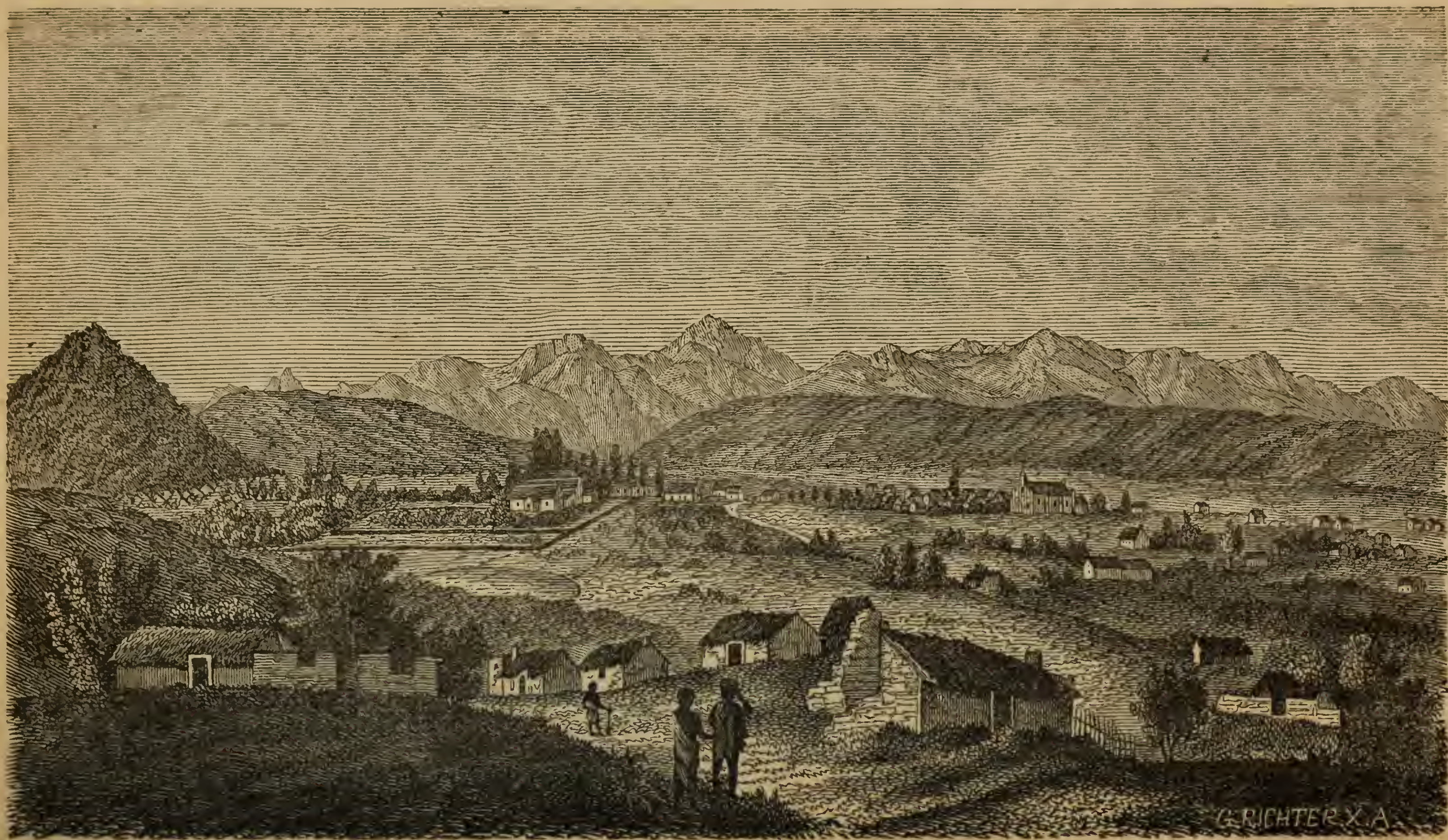
1865 starb einer der Erstlinge der Station, der alte

Küster Adam Stoffel,

eine reife Segensfrucht des Evangeliums. Früher wohnte er in der Nähe von Zoar und diente einem gläubigen Bauer. „Bei ihm hörte ich von einem Kinde, erzählte er später, das eine Frau sollte geboren haben; dieses Kind habe einen Schatz, größer denn alle Schätze der Erde. Geh nur nach Zoar zur Kirche, sagte man mir, da wirst du diesen Schatz finden." Er ging und fand den Schatz über alle Schätze: bereits 1839 ward er unter den vier Erstlingen von Gregorowsky getauft. Radloff machte ihn bald nach seiner Ankunft zum Küster. Da er durch fleißiges Lesen der Heiligen Schrift und durch lebendige Erfahrung der göttlichen Gnade in seinem Herzen dazu befähigt war und eine fest gegründete Erkenntnis der christlichen Wahrheit hatte, so hielt er eine längere Zeit hindurch die jeden Sonnabend Abend in der Kirche stattfindenden Erbauungsstunden, desgl. auch die wöchentlichen Betstunden. Hier und da hat er auch mit in der Schule geholfen.

Als auf dem Todesbette ihm etliche danken wollten, er sei ihr geistlicher Vater, antwortete er: „Weg, Satan, du sollst mich nicht zuletzt noch hochmüthig machen; die Ehre gehört allein dem HErrn." Im letzten Monat seines Lebens erbat er sich's von unserem Br. Schmidt, daß derselbe an jedem Morgen zu ihm kommen möchte, mit ihm zu beten; das, sagte er, solle ihm Weihe und Segen sein, damit er in Frieden einschlafen könne. Ein Freund mußte ihm seinen Sarg ans Bett bringen. Als er den sah, da wurde der Alte ganz fröhlich und sprach: „Der liebe HErr sei gelobt, daß ich mein klein Häuschen sehe, wo mein alter Leib wird ruhen." Während die Gemeinde im Gotteshause versammelt war, hat der HErr seinen alten Knecht in Frieden heimgerufen zur reichen Ernte. Bruder Schmidt giebt ihm das Zeugnis: „Sein Glaube war echt und recht." Und er ist, Gott sei Dank, nicht der einzige von Zoar und Amalienstein, der also wohl geglaubt und wohl gelebt hat und also wohl gestorben ist.

In demselben Jahre, in welchem Adam Stoffel zu seiner Ruhe einging, 1865, und bis in 1866 hinein, herrschte in Amalienstein, wie weit und breit in der Colonie, eine entsetzliche Dürre und Hungersnoth. Durch die Liebe der Missionsfreunde wurden hier zu Lande



Amalienstein.

über 5000 Thaler zur Linderung der Noth in Süd-Afrika, besonders in den Colonie-Stationen, zusammengebracht. Der Erfolg war der, daß während das von niemand unterstützte Zoar fast ganz menschenleer wurde, die Gärten verwilderten und die Gebäude verfielen, Amaliensteins Einwohner nicht nach Brot zu gehen brauchten, sondern bei Kirche und Schule bleiben konnten. Dazu hatte die Station den Vortheil, daß sie eine neue Kirchhofsmauer und bessere Wege erhielt, welche Arbeit die Leute für die empfangenen Unterstützungsgelder ausführen mußten.

Als Director Dr. Wangemann 1866 auf seiner Inspectionsreise nach Amalienstein kam, hat er zur Erfrischung des geistlichen Lebens unter anderem das alte Amt der Gemeindehelfer (Diakonen) neu aufgerichtet und die regelmäßige Bedienung mehrerer Außenplätze (Koufeld, Rietvley, Calitzdorp) mit der Predigt des Evangeliums unter die Obliegenheiten der Missionare mit aufgenommen.

Der Missionare — denn es war gegründete Aussicht, daß die zehnjährige Trennung Zoars und Amaliensteins nun bald ihr Ende erreicht haben würde. Er war schon in der Capstadt von solchen Männern, die Recht und Amt dazu hatten, darauf angeredet worden. Mit Zoar war es seit seiner Trennung von Amalienstein nicht recht vorwärts gegangen; ja kurz vor Eintritt des letzten Missionars Pauw, eines frischen, im Rotterdamer Missionshause gebildeten und mit unseren Amaliensteiner Brüdern innig befreundeten und geistes- und glaubensverwandten Mannes, hatte eine arge Zerrüttung dort geherrscht. Nach Befragung der Gemeinde und unter Zustimmung der Bevollmächtigten der Capschen reformirten Kirche ward 1867 die Wiedervereinigung vollzogen. Der Platz zählte zur Zeit der Wiedervereinigung 760 Einwohner, davon waren 583 Christen, und darunter 200 Communikanten.

Es dauerte aber nicht lange, so brach aus dem Schooße der Gemeinde selbst auf Anstiften eines Widersprechers offener Widerstand aus, der sich in den gröbsten Thätlichkeiten äußerte. Statt des Missionars Pauw, der in die Dienste der Berliner Mission übergetreten war, ward von den Gegnern ein Proselyt, Witstein, berufen. Endlich wurden die rohen Angriffe so arg, daß die Obrigkeit einschritt, und 20 Mann von Zoar zum Schutz des Missionars Pauw, der dort noch wohnte, in Eid und Pflicht genommen hat.

In den Jahren 1869 und 1870 kam durch ein bösartiges Fieber ein gewaltiges Sterben über Zoar und Amalienstein. In Amalienstein traf es gerade viele der besten und bewährtesten Gemeindeglieder. Br. Pauw, der Missionar von Zoar und Stellvertreter unseres nach 20jähriger Arbeit auf 1½ Jahr nach Deutschland gereisten Missionars A. Schmidt von Amalienstein, schrieb damals: „Mein Herz fängt jetzt

an, bange zu werden. Ich weiß nicht, was der Herr mit uns machen will. Alle diejenigen unserer Gemeindeglieder, die unsere Krone sind, nimt er weg.

Erschütternd ist, was derselbe Bruder Pauw über den Besuch berichtet, den er bei

Johannes Oppermann,

dem eigentlichen Haupt und Anstifter der Feinde, kurz vor dessen Tode gemacht hat. Er schreibt: Auch auf Zoar hat der Herr Gericht gehalten. Das Fieber wüthete hier fürchterlich. So kam ich durch Krankenbesuch vielfach mit den Leuten in Berührung. Etliche kamen ganz elend zu Tode; unter diesen auch der bekannte Joh. Oppermann, der Urheber und Leiter des Aufstandes. Nach Leib und Seele war er ein Bild des tiefsten Elends, und es war unmöglich, ihn ohne das innigste Mitleid anzusehen. Während der letzten Tage seiner Krankheit besuchte ich ihn täglich, weil keiner sich um ihn kümmerte. Herzzerreißend war es, auf meine Frage, ob er Friede mit seinem Gott habe, das „Nein!“ zu hören. Wiederholt habe ich auf seinen Wunsch mit ihm gebetet, und ihm in die Seele gedrungen, er solle doch das theure Blut der Versöhnung zu seiner Rettung nicht kraftlos achten, es blieb immer dieselbe Antwort: „Kein Friede!“ Den letzten Tag, als ich ihn besuchte und er nicht mehr sprechen konnte, und sein Ende sichtlich nahete, fragte ich ihn, ob der Weg offen wäre? Er nickte: Ja!

Ich erinnere mich keiner Seele, die mir so drückend auf dem Herzen gelegen hat, als gerade diese. — Es würde ein unergründliches Erbarmen, aber auch eine gewaltige Rache an Satan sein, wenn diese Seele seiner Gewalt entzogen wäre. Denn er hatte es versprochen, wenn es nicht anders ginge, seiner Seelen Seligkeit daran zu geben, daß Zoar nicht in der Berliner Hände käme. Gott habe ihn selig! Ich habe einen Schimmer von Hoffnung dafür!“

Ein anderer Todesfall bildet ein grausiges Gegenstück zu dem eben erzählten.

Jacob Oppermann,

Sohn jenes Feindes und Aufrührers, war seines Vaters Fußtapfen nicht gefolgt; er war bei der Spaltung treulich auf unserer Seite geblieben, und war von seinem Seelsorger Br. Pauw fleißig besucht worden. Er hatte den lebhaften Wunsch, auf dem Kirchhofe von Zoar neben seinem Vater beerdigt zu werden. Als er nun im Sterben lag, schickte seine Mutter, welche die Bitterkeit des alten Oppermann ererbt hatte, zu dem Gegenmissionar Witsteyn. Dieser wußte indeß dem Sterbenden nichts zu bringen als die eindringliche Zumuthung, daß er ihm die Leichenpredigt halten wolle. — Als nun Jacob starb, und

Br. Pauw auf Einladung der Wittwe und nach Anordnung des Verstorbenen kam, um ihn zu beerdigen, fand er das Haus verschlossen. Die ergrimmte Mutter hatte den Schlüssel zu Missionar Witsteyn gebracht. Die Wittwe verlangte denselben, er verweigerte ihn. Da veranlaßte die Wittwe etliche ihrer Angehörigen, durch ein offenstehendes Fenster in das Haus zu steigen und die Leiche durch das Fenster hinaus zu heben in den draußen stehenden Sarg. Schluchzend verrichteten diese den traurigen Dienst. Wie aber die Leiche herausgehoben wird, schwingt sich die Mutter wie eine Furie wüthend hinein in den noch leeren Sarg und schwört, sie werde die Leiche zerreißen, wenn sie in den Sarg gelegt werde. Pauw verbot seinen Leuten, gegen die Gegner, die sich des Sarges bemächtigten, irgend welche Gewalt zu gebrauchen, und so trugen diese den Leichnam im Triumph davon. Am folgenden Tage hat Witsteyn die Leiche beerdigt.

Sehr merkwürdig und bezeichnend für die Lage der Dinge auf Zoar ist die Erweckung einer früher gläubigen, dann aber zurückgefallenen Frau

Elisabeth Oppermann,

die zu den entschiedensten Eiferern auf Seiten unserer Gegner gehört hatte. Dieselbe kam gerade am Sonntage Jubilate 1870 in tiefer Zerknirschung zu Br. Pauw, und bekannte ihm, wie sie lange vom Herrn entfernt gewesen, und darüber in große Noth und Anfechtung gekommen sei. Jetzt aber habe der Herr sie zu ernster Buße erweckt, und ihr zugleich den Auftrag ertheilt, überall in den (durch Fieber und Hunger heimgesuchten) Häusern umherzugehen und den Leuten zu sagen, sie sollten die Wiedergeburt suchen, da der Herr sie sonst von der Erde vertilgen werde; auch daß es des Herrn Wille sei, daß von nun an nur eine Gemeinde, eine Liebe und ein Glaube auf Zoar sein solle. Dazu bat sie den Missionar, ihre Kinder in unsere Schule aufzunehmen. Das war ein Sonntag Jubilate für unseren so schwer geprüften Bruder Pauw. So zog diese Frau, ohne daß sie zu uns übergetreten wäre, predigend, und mit gewaltigem Feuereifer zur Buße rufend durch die Häuser, erzählte von den Visionen, die sie gehabt habe, und richtete überall ihren Befehl aus. Endlich ist sie geradezu zu uns übergetreten, und hat am 24. Juli 1870 zum ersten Mal wieder in der Amaliensteiner Gemeinde das heilige Abendmahl mit empfangen.

Indeß das Ärgernis des Zwiespaltes auf Zoar ward dennoch nicht hinweggeräumt und bereitete unseren dortigen Brüdern fortgehend tiefes Herzeleid. Dem Br. Pauw ward mit Gewalt auch noch sein letztes Stück Gartenland genommen, ja ein halbes Jahr

darauf versuchten die Aufständischen, ihn mit offener Gewalt aus seinem Hause zu vertreiben. Nur durch die Hülfe der Amaliensteiner wurden die frechen Angreifer an ihrer Absicht verhindert. Andererseits aber traten wieder eine Anzahl Leute, die mit solch wüstem Wesen nichts zu thun haben wollten, zur Amaliensteiner Gemeinde zurück. Dagegen war der geistliche Stand der Sation Amalienstein, die mehr und mehr Gestalt und Ansehen eines christlichen Dorfes annahm, ein zufriedenstellender. Sehr anerkennenswerth war es, daß diese arme Tagelöhnergemeinde außer dem, was sie zur Erhaltung der Station an allgemeinen Abgaben, an Landmiethe und Stolgebühren bis zur Höhe von etwa 1200 Mark aufbrachte, im Jahre 1872 für die Mission 360 Mark und außerdem für den Bau des neuen Missionshauses 60 Mark beigesteuert hat. Zu dieser letzteren Summe gab auch der Ärmste seinen Groschen. Sie bezeichneten diese Liebesgabe mit dem schönen Namen: „Geld für den Grund- und Eckstein." Das Jahr darauf, 1873, halfen die Leute beim Erweiterungsbau ihrer Schule treulich mit allerlei Arbeit.

Von dem guten Stande der Gemeinde legten auch ein paar

Sterbefälle

ein erfreuliches Zeugnis ab. Br. A. Schmidt schreibt darüber folgendermaßen: „Am 11. October 1874 starb Martha Lof, die fromme Tochter unseres früheren frommen Küsters Adam Stoffel und Frau des Gemeinde-Helfers Karl Lof auf Zoar. Seit Jahren litt sie an der Schwindsucht, einem Erbfehler ihres Stammes. Ihr Krankenbette war für viele eine Erbauung, da sie voll Glaubens und voll der Liebe Christi war. Sie wohnte auf Zoar und gehörte zu denjenigen Zoaranern, die bei der Übergabe 1867 zu uns übergingen. Auf ganz Zoar war sie die edelste Christin, vor der auch die Feinde Respekt hatten."

„Am 5. Februar 1875 starb Andreas Namaqua an der Schwindsucht, ein Mann in den Vierzigern, wohlbereitet auf sein Ende, harrend des Herrn. Im Leben still und fromm, in seiner Weise ein guter und fleißiger Hausvater hat er die Liebe der Leute und die Achtung seiner Lehrer gehabt. Seit fünfzehn Jahren ist er getauft und hat in dieser Zeit sich keines Makels schuldig gemacht, sondern an der Taufgnade festgehalten."

Die Jahre 1874 und 1875 brachten für die Brüder Meyer und Elfert tiefes Herzeleid: beiden wurden ihre Frauen, welche sowohl ihren Männern als auch dem Missionswerk auf Amalienstein zum größten Segen gewesen waren, durch den Tod entrissen. Doch hat es dem Herrn in Gnaden gefallen, beiden Brüdern die Lücke freundlichst zu ersetzen.

Ein anderer großer Verlust für Zoar-Amalienstein war der Ab-

gang des Br. Pauw, welcher Anfang 1877 dem Ruf in das Missionsamt zu Zuurbrak Folge leistete.

An demselben Tage, an welchem Miss. Pauw aus Zoar auszog, zog Miss. Meyer von Ylandsfontein dort ein. Er kam den Leuten aufs liebevollste entgegen; aber da war keine Stimme noch Antwort, sondern nur Trotz und Verstocktheit um und an. Zugleich mußte er sehen, wie sein liebes, von ihm so treu gepflegtes kleines Paradies Ylandsfontein unter den unsorglichen Händen der farbigen Leute mehr und mehr verwahrlost ward. Da kam schweres Herzeleid über ihn und tiefe Traurigkeit und Verzagtheit seiner Seele. So ward er nach seinem Ylandsfontein zurückversetzt. Miss. Prozesky II. von Lady=Smith mußte sich nun nothgedrungen Zoars annehmen. Jede Woche verbrachte er halb in Zoar und halb in Lady=Smith. Endlich, endlich nach Mitte December 1877 traf der neu ausgesandte Br. Gropp auf Zoar ein, um nach seinen Kräften der dortigen Schule und Gemeinde zu dienen.

Bei dieser Gelegenheit der Personal=Veränderungen sei gleich erwähnt, daß Anfang 1877 die Conferenz=Verfassung der Berliner Stationen der Cap=Colonie in eine Superintendentur=Ordnung verwandelt ward. Der Jahre lang bewährte Missionar A. Schmidt ward zum Superintendenten der Synode ernannt und am 21. April durch den Superintendenten Kropf von Bethel unter großer Theilnahme und Freude der Brüder und der Gemeinde in sein neues Amt eingeführt.

Im Äußerlichen haben die außerordentlich großen Regengüsse des Monats Mai 1876 der Station viel Schaden gebracht, theils unmittelbar an deren eigenen Gebäuden und Ländereien, theils mittelbar durch die gänzliche Zerstörung der Landstraßen in der Nachbarschaft. Die Ausbesserung der letzteren verschaffte indeß andererseits vielen Männern und jungen Burschen einen unverhofften Verdienst. Mehrere Jünglinge, welche eines Tages vom Wegebau auf Besuch nach Hause kamen, waren gut gekleidet und mit Geld reichlich versehen. Und da war es denn für Br. Schmidt eine besondere Freude, daß sie dasselbe nicht leichtsinnig verthaten, sondern gut anwandten. Einer gab seinen Eltern 100 Mark, ein anderer brachte Kleider für seine Geschwister mit, ein dritter gab sein Spargeld, 200 Mark, dem Missionar Schmidt in Verwahrung. Überhaupt sind in der letzten Zeit mehrere emporgekommen und haben es zu größerem Wohlstand, zu Wagen und Vieh gebracht, und zwar sind dies gerade die festeren Christen und besseren Hausväter.

Im November 1877 starb Hendrik Jasson. Derselbe war viele Jahre lang Mitglied und die letzten zehn Jahre einer der Vorsteher des Missionsvereins. Gott der Herr hatte ihm keine eigenen Kinder

beschert; dennoch hatte er stets vier bis sechs Kinder im Hause: Waisenkinder, Pathenkinder, Verlassene, denen er ohne allen irdischen Lohn ein Vater und Versorger war. So trauerten denn Viele um ihn wie um einen Vater, und das Gefolge bei seinem Leichenbegängnis war überaus zahlreich und tief bewegt.

Im Jahre 1877 brachten die Gemeindeglieder außer den Stationsabgaben von 600 Mark noch die bedeutende Summe von 760 Mark für die Mission zusammen. Das ist um so erfreulicher, als die 760 Seelen zählende Gemeinde zumeist aus armen Tagelöhnern besteht. Im Januar 1877 feierte Br. Schmidt das heilige Abendmahl mit 324 Gästen. Und dabei muß man bedenken, daß alle sechs Wochen das heilige Abendmahl gehalten wird. Durch die Beiträge der Gemeindeglieder und durch die Erträge des Ladens konnten die Ausgaben für die Station und die Gehälter der dort arbeitenden Brüder bestritten werden, ja oft war dann noch ein Überschuß vorhanden.

Die Außenplätze

wurden noch immer mit der Predigt des Evangeliums besucht, und zwar mit gutem Erfolg.

Da ist Kalitzdorp, ein ausgedehntes Kirchdorf mit Weinbau und Viehwirthschaft, dessen reformirter Prediger sich auch der Farbigen annahm. Eine ständige Gemeinde kann dort nicht gebildet werden, weil die Bevölkerung der farbigen Dienstleute zu sehr wechselt. Wenn aber der Missionar von Amalienstein dort Gottesdienst hält, so kommen die vielen dort beschäftigten Amaliensteiner und auch andere Farbige von weit und breit, und es ist ein solcher Gottesdienst für die dort in der Gegend zerstreuten Leute ein Anhalt und eine wahre Wohlthat.

In Rietvley ließ sich der Kaufmann Pfeil, Elferts Schwager, die Sorge für die Farbigen angelegen sein. Er hielt ihnen am Sonntag Gottesdienst und Sonntagsschule und unterrichtete sie außerdem an zwei Abenden der Woche im Katechismus.

Während Missionar Prietsch gegen Ende des Jahres 1856 und im Anfange des Jahres 1857 ohne eigentliches Amt in Amalienstein lebte, hatte er in der Nähe eine Missionsthätigkeit gefunden. Drei bis vier Stunden westlich von Amalienstein liegt das Dorf

Lady-Smith,

in welchem etwa 150 Farbige, meist Arbeitsleute der Weißen, ansässig waren. Denen predigte er zu ihrer großen Freude regelmäßig alle vierzehn Tage, und als er nach Deutschland reiste, übernahm Missionar August Schmidt diesen Zeugen- und Liebesdienst. Das war aber, wie Missionar Prietsch hier in der Heimath die Sache vorstellte, nicht

genügend, und die Leute waren es werth, daß mehr Arbeit an sie gewendet wurde. So ward denn 1858 der Katechet Howe dorthin gesandt, der nach einer Vorschule in Amalienstein sein Werk in Lady-Smith Mitte 1859 in Gottes Namen angriff.

Die Lage der Dinge war anfangs kümmerlich genug. Schule wie Erbauungsstunde mußte er in Ermanglung eines anderen Locales in der Gerichtsstube halten, die nur durch eine Wand von dem Gefängnis getrennt war. Ausfallen des Unterrichts und Störung durch die Gefangenen war daher nichts Seltenes. Howe aber behielt Muth und Geduld, und so ging es mit Kindern und Erwachsenen vorwärts. 1862 ward die neu erbaute Kirche eingeweiht: sowohl die Leute von Lady-Smith als auch die Leute von Amalienstein hatten das Ihre mit zum Bau an Arbeit und Gaben beigetragen. Die geistliche Frische hatte sichtlich zugenommen. Zwei Schänken thaten freilich viel Schaden, und gar mancher ward eben nur wie ein Brand aus dem Feuer gerettet, mancher fiel auch wohl wieder ins Feuer der Trunksucht hinein.

Erbaulich ist, wie eine Mutter durch ihren Knaben wieder zurecht gebracht wurde. Dieser Knabe, Frederik Willemse, hatte in der Schule manche Lieder und Bibelsprüche gelernt: die sprach er seiner Mutter vor, und diese sprach dieselben willig nach. Sie war zwar getauft, aber seit sechs Jahren vom Abendmahl ausgeschlossen. Da war es nun ihrem Knaben aufgefallen, daß sie, obgleich sie fleißig zur Kirche ging, doch nie am Abendmahle Theil nahm. Wieder und wieder fragte er nach der Ursache hiervon. Das konnte endlich die Mutter nicht mehr aushalten, ihr Gewissen wachte auf, und so kam sie und bat mit Thränen um ihre Wiederaufnahme in die Gemeinde.

Seit 1867 besteht eine Nebenstation Büffelsdrift, und seit 1868, wo Howe ordinirt ist, gehört Lady-Smith zu den selbständigen Stationen.

In Büffelsdrift starb 1874 der alte treue Küster und Gemeindehelfer Abraham Robberts. Er war trotz seiner 65 Jahre doch noch sehr rüstig, dabei von allen Bauern der Umgegend als ein fleißiger, geschickter Maurer, und als ein Mann, der sich ganz außerordentlich nüchtern hielt, sehr geachtet. Sein Amt besorgte er mit großer Sorgfalt, führte einen stillen Lebenswandel, und war dabei doch auch ein zu rechter Zeit und Gelegenheit redender Zeuge Christi.

Eine andere Noth drohete dieser Außenstation dadurch, daß der Bauer, welcher bis dahin das Local zum Gottesdienst hergegeben hatte, diese Vergünstigung einstellen zu müssen erklärte: er bekäme durch den Gottesdienst zu viel Besuch von seinen Verwandten und Freunden und die Bewirthung derselben mache ihm und seiner Frau zu viel Kosten und Mühe. Den Farbigen gab der Bauer ein gutes Zeugnis: sie hätten ihm nie Anstoß gegeben, auch nicht in der Obst- und Traubenzeit. Doch ward dieser Noth um ein Local bald ein



Lady-Smith.

Ende gemacht und wieder ein gottesdienstliches Local unentgeltlich eingeräumt.

Auf Lady=Smith selbst wurde 1869 ein stattliches Schulhaus vollendet. Auf dem Außenplatz Grootrivier ward der Bau eines Kirchleins in Angriff genommen. Inzwischen hemmte Missionar Howe diesen Bau geflissentlich um deßwillen, weil er 1876 nach Anhalt=Schmidt an die Stelle des in die Heimath zurückgekehrten Missionar Prietsch versetzt worden war. Nach Lady=Smith kam Bruder Prozesky II, bisher Gehülfe des Missionars Heese in Riversdale. Diesem überließ er nun den Bau der Kirche in Grootrivier, indem er meinte, es wäre leichter, nach eigenem Plan zu bauen, als sich in die Gedanken eines andern hineinzuversetzen und diese auszuführen.

Das letzte Halbjahr seiner Arbeit auf Lady=Smith nennt Missionar Howe ein reich gesegnetes. Er schreibt: „Die Gottesdienste konnten alle regelmäßig gehalten werden, sowohl hier als auch auf Büffelsdrift, wo ich alle drei Wochen gepredigt habe; der Besuch war hier und auch dort allezeit gut. Auch die Missionsstunden wurden gut besucht, so daß wir durch die Einnahme derselben mit Hülfe des Hausnegers 10 Pfd. Sterl. zusammenhaben, die ich in die Hauptkasse einzahlen werde. Am zweiten heiligen Weihnachtstage habe ich acht Kinder confirmirt und zwar vier Knaben und vier Mädchen, und am Palmsonntage wurde ein Mann confirmirt. Getauft wurden im letzten halben Jahre dreizehn Kinder und zehn Erwachsene, drei davon waren von Grootrivier, die andern sieben von Lady=Smith.

Unter diesen war ein Jüngling von 22 Jahren, Sohn von Johannes Abrahams, der einen sehr schlechten Lebenswandel geführt hat und in Folge davon auch Bandit (Kettengefangener) wurde; er arbeitete während dieser Zeit an einem Wegebau zwischen hier und Riversdale, hatte sich dort eine Erkältung zugezogen, auch an einem großen Steine sich verhoben, und davon bekam er die Auszehrung. Als er seine Strafzeit hinter sich hatte und wieder hierher kam, war er sehr zerschlagen in seinem Herzen, versprach ein besser Leben zu führen und den Herrn zu suchen. Das hat er auch gethan, hat den Herrn gesucht und gefunden; er war bei seiner Taufe sehr bewegt, ist auch in seiner Taufgnade geblieben bis zu seinem Sterbetage. Der Herr half mit seiner Ruthe nach, indem er seine Kräfte durch das Zunehmen der Krankheit immer mehr dahinschwinden ließ, so daß er hübsch demüthig zu seinen Füßen bleiben mußte. Zuletzt konnte er nicht weiter, als von seinem Bette bis vor die Thür und von dort wieder auf sein Bette.

Vor etwa drei Wochen bekam er große Anfechtungen, sodaß er an der Vergebung seiner Sünden zweifelte; er ließ mich zu sich rufen. Aber, o großer Gott, was ist doch der Mensch für eine Mistpfütze

der Sünde! Erst konnte er lange nicht sprechen vor Weinen; nachdem er sich ein wenig ausgeweint hatte, ging es an ein Beichten, wobei mir die Haut schauderte über die teuflische List und die abscheulichen Lüste, die da zu Tage kamen. Ich will nur eins mittheilen. Am meisten drückte das sein Herz, daß er mich früher so bitter betrogen hatte. Er ist nämlich früher einige Mal im Taufunterricht gewesen, mußte aber immer wegen Schlechtigkeit fortgeschickt werden. Damals hat er nun während des Taufunterrichts eine eigens dazu angeschaffte flache Branntweinflasche gefüllt unter seinem Kleide getragen, um nach der Stunde seinen Zug zu thun. Nachdem nun dieses und noch viel anderes von seinem Herzen herunter war, kam er allgemach zum Frieden. Seine Tage waren aber auch gezählt; nur einen Wunsch hatte er noch, nämlich daß ich ihn vor meinem Weggange von Lady=Smith noch erst begraben möchte. Diesen Wunsch hat der Herr ihm erfüllt, er ist am Freitag Abend, während ich mit ihm und einer ganzen Anzahl mstehenden betete, selig eingeschlafen. Am Palmsonntag Nachmittag wurde er begraben.

Br. Prozesky hatte am 18. April 1876 (dritten Osterfeiertag) in Riversdale einen schweren Abschied zu bestehen. Die Gemeinde hatte ihm eine Quartbibel und einen großen Stuhl zum Andenken verehrt. Viele geleiteten ihn eine Strecke; die Kinder konnten sich vor Weinen kaum fassen; Josef Paulzen, der Kutscher, war froh, daß er den geliebten Lehrer wenigstens noch fahren konnte. So mancher liebe Brief von früheren Schülern aus Riversdale bezeugte bald hernach, daß unser lieber Bruder in den Herzen der dortigen Kinder noch weiter lebt. Auf Lady=Smith hat er seine Arbeit mit Frische und Freudigkeit begonnen und seither fortgesetzt.

Einen lieben Besuch hatte er im October von dem alten blinden und tauben

David Arendse.

Missionar Prozesky hat eine starke Stimme, aber trotz aller Anstrengung derselben verstand der alte Mann dennoch durchaus nichts. Er sagte: Mynheer, es ist, als ob die Wellen gehen. Seine liebste, oft und ohne Ueberdruß wiederholte Rede ist: „Jehova ward ein Menschenkind! Wer ist Jehova? Das ist Jesus! Die Liebe ist im Fleisch erschienen!“ An jenem Tage kam er sonderlich deshalb, um zu danken, daß Br. Prozesky ihn am letzten Sonntage hatte zur Kirche holen lassen. Er sagte: „Ich kann ja nichts hören; aber ich habe doch wieder einmal im Gotteshause gesessen, und das hat mich belebt und erfrischt. Ich danke, Mynheer, ich danke, Mynheer.“ Letzteres wiederholte er mehrere Male, und sagte dann die Gebote und den Glauben auf. Etwas später, als ihn Prozesky nach längerer Unterbrechung (er war zu einer Conferenzreise gewesen) wieder besuchte,

antwortete David auf Befragen: Ich liege noch zu den Füßen meines Herrn Jesu. — Das ist einer von denen, welche bei der Welt verachtet, aber köstlich bei Gott sind.

Gleichwie Missionar Prietsch durch den klug und energisch unternommenen und durchgeführten Kirchenbau auf Amalienstein dieser Station bei ihrer Lostrennung von Zoar den festen Anhalt verschaffte; wie er ferner durch seine freiwillig übernommenen Predigten auf Lady-Smith den Anlaß zur Gründung dieser Station gab: so ist er auch der Begründer der in der Reihe unserer Capländischen Stationen nun folgenden Station

Anhalt-Schmidt

gewesen. Als er sich im Jahre 1858 und 1859 hier im Vaterlande aufhielt, lag es gerade im Plan, für unsere Missionarskinder aus der Cap-Colonie, dem Oranje-Freistaat und dem Britischen Kafferlande ein Erziehungs-Institut in Amalienstein zu gründen. Dazu hätte nun für die Kinder aus Britisch-Kafferland eine Berliner Missionsstation am Meere einen sehr erwünschten Vermittlungsort abgegeben. Dahin konnten sie von Britisch-Kafferland aus zu Schiff leicht und bequem gelangen, und von da aus konnten sie gut und günstig nach Amalienstein befördert werden. Es wäre auf diese Weise der lange, beschwerliche und kostspielige directe Weg mit dem Ochsenwagen oder auch der Umweg über Capstadt vermieden worden. Desgleichen hätten wir in einer solchen Station am Meere für unseren Laden in Amalienstein einen sehr willkommenen Stapelplatz erhalten. Missionar Prietsch gab sich auch bei seiner Ankunft in Süd-Afrika 1860 alle erdenkliche Mühe, einen solchen Platz ausfindig zu machen; es gelang aber nicht.

Dagegen schien sich zur Anlegung einer neuen Station, abgesehen von jenen Nebenzwecken, eine sehr günstige Gelegenheit darzubieten in dem kürzlich entstandenen Hottentottendorfe Haarlem. Dasselbe liegt am Eingange der für Ackerbau und Viehzucht sehr geeigneten Langekloof, etwa drei bis vier Tagereisen von Amalienstein und eine Tagereise vom Meere entfernt. Die Zahl der dort angesiedelten Leute betrug etwa 500, unter denen sich eine Anzahl Getaufter befanden. Sie standen unter der Pflege des Independenten-Missionars Hood in Hopedale, der aber wegen Kränklichkeit fast nichts für sie that und die Abhaltung der Gottesdienste so gut wie gänzlich dem eingeborenen Onderling (Anderling, d. h. Ältester) oder Stundenhalter Piet Koen (spr. Kuhn) übertragen hatte. Als nun Missionar Prietsch sich die Verhältnisse ansah und den Leuten predigte, drangen sie in ihn, er möchte sich doch unter ihnen niederlassen und ihr Missionar werden. Auch der Mis-

sionar Hood gab im Namen seiner Gesellschaft mit Freuden seine Einwilligung.

Nachdem dann auch das Comité sich einverstanden erklärt hatte, handelte es sich nur noch um die Kosten der Anlegung dieser neuen Station. Nun war der Berliner Missionsgesellschaft kurz zuvor von dem verstorbenen Tuchmachermeister Schmidt in Bitterfeld das bedeutende Vermächtnis von 10,000 Thlr. zugefallen, mit der Bedingung, „daß das Capital unangreifbar sein und nur die Zinsen, resp. Erträge, desselben dazu verwendet werden sollen, einen tüchtigen Missionar mehr unter die Heiden zu senden.“ Zugleich war in jener Zeit dicht neben dem Dorfe Haarlem ein Bauerhof zu jenem Preise verkäuflich. Da nun nach Missionar Prietschens Bericht das dortige Land mindestens fünfzehn Procent Erträge zu geben versprach, so ward jenes Vermächtnis zum Ankauf dieses Bauerhofs verwandt. Indeß traf die gehegte Erwartung nicht ein und die fünfzehn Procent blieben aus. Da sorgte Gott der Herr auf eine andere Weise. Der bekannte liberale Abgeordnete Parisius setzte es durch, daß die Missions-Gesellschaft der von König Friederich Wilhelm III. ihr zuerkannte jährliche Zuschuß von 500 Thlr. entzogen werden sollte. Und hierdurch ward ein solcher Eifer der Missionsgemeinde erweckt, daß in dem Jahre 10,000 Thlr. mehr einkamen, als nöthig war, die dann zur Wiederherstellung des Schmidtschen Legates hypothekarisch sicher angelegt wurden.

Advent 1860 zog Missionar Prietsch an, indem die erfreuten Haarlemer mit ihren eigenen Wagen seine Sachen von der Stadt George abholten. Die neue Station erhielt zum Andenken an Prietschens Vaterland und an den werthen Bitterfelder Wohlthäter den Namen Anhalt-Schmidt.

Treue liebe Gehülfen

bekam und schaffte er sich im folgenden Jahre 1861. Er bekam solche von Amalienstein in dem ihm besonders anhänglichen Schmied David December, der ihm hierher nachzog, und in dessen alter Mutter Hanna. Die Ankunft der letzteren war ihm sonderlich herzerquickend. Sie war schon ganz krumm vor Alter, konnte sich nur noch am Stocke langsam fortbewegen oder kriechen, und war ganz erfroren auf ihrem Ochsenwagen, als sie auf Anhalt-Schmidt ankam. Als Prietsch sie fragte, wie es ihr ginge, meinte sie, das Fleisch wäre zwar nichts mehr werth, aber von Herzen sei sie frisch und dankbar. Miss. Prietsch bezeugt von ihr: „Die alte Hanna hat nie zu klagen; hat sie Schmerzen, leidet sie Mangel, ist sie krumm zusammengefroren: immer ist sie frisch und dankbar; sie predigt nicht und ermahnt andere nicht, wie das die Hottentottenfrauen so gut und übergut können, sondern ist nur frisch und dankbar. Seit die alte Hanna hier wohnt, ist mir gerade so, wie

einem sein muß, wenn man einen Schirmengel sichtbar bei sich hätte, der ohne Geräusch und immer seine schützenden Hände über mich und die Gemeinde ausbreitet und betend gen Himmel blickt."

Advent desselben Jahres 1861 bestellte er sich zwei Gemeindehelfer oder Diakonen. Der eine derselben war Piet Koen, den er schon vorher zum Küster gemacht hatte. Dieser hielt bereits in den Zeiten ihrer halben Verlassenheit den Leuten Gottesdienst; er war ein Mann des Gefühls, dessen Mund leicht überfloß. Der andere dagegen, Cornelius May, war mehr ein Mann des Gesetzes und der Zucht, der nicht viel Worte machte, dessen Worte aber gemessen waren.

Noch einen Gehülfen bekam er im Anfang des Jahres 1862. Da ward sein lieber Theophilus Grunewald, der mehrere Jahre in Amalienstein Schulmeister gewesen war, nach Anhalt-Schmidt versetzt, und nahm sich nun auch hier mit rechter Treue und Liebe der Kinder an, diese Schäflein zu ihrem guten Hirten zu weisen.

Zwei von seinen Gehülfen wurden ihm freilich bald wieder durch den Tod entrissen. Zuerst starb Piet Koen, und ward als das erste Samenkorn auf den neuen Kirchhof ausgesäet. Vor seinem Ende ließ er dem Missionar noch sagen, er solle nur nicht den Muth verlieren, der Herr habe hier noch ein großes Volk.

Bald darauf starb auch die alte Hanna, die je länger desto mehr ganz aus Liebhaben und Dankbarsein zu bestehen schien. Sie verlangte recht nach oben. Nachdem sie noch den Leib und das Blut ihres geliebten Liebhabers Jesu genossen hatte, ging sie bald darauf heim in einer Weise, daß Missionar Prietsch darüber berichtete: „Das ist nicht sterben; wie ihr Leben, so war auch ihr Tod: sanft und still."

Piet Koen aber ließ seine alte Schwiegermutter, seine Wittwe und einen seiner Söhne, Klaas (der später 1868 die Erlaubnis erhielt, zu seiner Ausbildung, wozu ein Freund des Missionswerkes die Mittel hergeben wollte und dann auch gegeben hat, hierher nach Berlin zu kommen) gleichsam als Ersatz in der Helferschaft und Zeugenschaft zurück. Als Dr. Wangemann 1866 die Leute in ihrem Häuschen besuchte, erzählte die alte Frau mancherlei aus ihrem äußeren und inneren Leben. „Als Sklavin bin ich geboren, so sagte sie, aber nun hat mir der Herr die Freiheit geschenkt, daß ich auf meine alten Tage für mich selbst arbeiten kann; ich habe das Schwere der Sklaverei gefühlt, deshalb weiß ich, was Freiheit ist. Aber was ist diese Freiheit gegen die Freiheit der Kinder Gottes, zu welcher mein Heiland mich auch befreiet hat. Achtundachtzig Jahre lang hat der Herr mich in Geduld getragen — nun wird Er mich bald heimrufen: o welche Herrlichkeit wird das sein!" Dabei leuchteten ihre klaren schwarzen Augen wie mit prophetischem Feuer. „Als ich noch eine Sklavin war, so fuhr sie fort, da habe ich immer insgeheim gewünscht, daß ich einmal möchte zusehen

können, wenn die Weißen das heilige Abendmahl feiern — und nun hat der Herr so Großes an mir gethan, daß ich selbst Seinen Leib essen und Sein Blut trinken kann." „Ja Mütterchen, sagte Dr. Wangemann, nun habt Ihr wohl Euren Heiland auch so recht sehr lieb?" Da leuchteten ihre Augen wieder auf: „Von ganzem Herzen, von ganzer Seele hab ich ihn lieb. Er hat mich aus der Grube gerissen, und hat meine Füße auf weiten Raum gesetzt. Jetzt muß ich ihm Tag und Nacht meine Seufzer und meine Thränen geben, und meinem Jesu danken für die Barmherzigkeit, die Er an mir unnützem Wurme gethan hat." Es war in den Reden dieser alten Jüngerin solches Feuer, solcher Schwung, und solche Kraft, daß Dr. Wangemann nach seinem eigenen Zeugnis tief beschämt vor ihr stand, wie sie mit leuchtenden Augen und sprechendem Angesicht also ihren Herrn bekennen und preisen konnte.

Die erste Aufweckung und tiefere Bewegung unter den Leuten geschah um Ostern 1862. Von da ab ist auch das himmlische Feuer nicht ganz wieder erloschen.

In dem Dorfe Haarlem besserte sich Sitte und Anstand sichtlich. Die Einweihung der von Anhaltischen Missionfreunden geschenkten Glocke im Jahre 1863, und sodann die Einweihung des neuen, immerhin sehr bescheidenen Kirchen- und Schulgebäudes 1865; auch theure Zeit und Krankheitsnöthe gaben immer wieder erwünschte Anregung für das geistliche Leben, wenn schon den Hoffnungen des Missionars und den Vorsätzen der Leute der Erfolg und die Ausführung nicht völlig entsprach.

Die Gemeindeglieder übernahmen 1869 die Zahlung eines regelmäßigen jährlichen Beitrags, und zwar jeder Mann 5 Mark und jede Frau 2½ Mark. Daß auch andere geistliche Früchte auf Anhalt-Schmidt wuchsen, dafür gab in demselben Jahre

das selige Sterben zweier Frauen

einen herzerfreuenden Beweis. Helene Ritsenberg hatte schon von der Geburt ihres jüngsten Kindes an gekränkelt. Da ward sie ernstlicher krank, und in dieser Krankheit träumte sie, daß sie eine große, grüne Fläche sähe mit so köstlichem Gras, wie sie noch nie gesehen hatte. Da habe der Herr Jesus gestanden, und als sie zu ihm eilen wollte, habe er gesagt, sie müsse ihr Angesicht ganz zur Erde neigen, sonst könne sie nicht zu ihm kommen. Das habe sie gethan, und wisse nun gewiß, daß der Heiland sie angenommen habe.

Eine andere Frau, Aploon, lebte früher auf Lady-Smith in Fleischessünden, dazu war sie dem Trunk ergeben und hatte eine sehr gefürchtete scharfe Zunge. Sie heirathete dann einen trunksüchtigen Engländer, hatte viel von ihm zu leiden, und kam mit ihm krank nach

Anhalt-Schmidt. Dort schlug sie in sich und bekehrte sich unter vielen Thränen. Sie empfing die heilige Taufe, und dabei den Namen Katharina. Bald aber zog ihr Mann mit ihr fort in eine Gegend, wo die Versuchung zum Trunk ganz besonders heftig war. Sie ist aber standhaft und treu geblieben. Ein halbes Jahr vor ihrem Tode zog sie mit ihrem Mann wieder nach Anhalt-Schmidt. Nun besuchte sie den Gottesdienst, so lange sie kriechen konnte. Sie sprach sich oft und gern über ihren Seelenzustand aus. Gründlich überdachte sie ihr Leben und konnte die Barmherzigkeit Gottes nicht genug rühmen. „Was für Mühe und Arbeit ich ihm gemacht habe, mit welcher unendlichen Geduld er mich getragen hat, das erkenne ich erst jetzt so recht, und will es ihm ewig, ewig danken.“ Noch kurz vor ihrem Ende empfing sie das heilige Abendmahl, und ist dann zu der Ruhe eingegangen, die sie auf Erden nicht finden konnte.

Ein Zeugnis von heiligem Ernste gab ein Hottentott, welcher die vom englischen Magistrat geleitete und aus mehreren Herren vornehmeren und geringeren Standes zusammengesetzte Commission beschämte. Die Commission sollte Grenzstreitigkeiten schlichten, und beschloß, um Zeit zu sparen, auch den Sonntag dazu zu benutzen, daß sie Grenzsteine aufsuchte und besah. Der Hottentott, der als Zeuge herzugerufen war, weigerte sich auf das Bestimmteste, am Tage des Herrn mitzugehen. Auf die Erwiderung des Magistrats, es sei ja doch blos ein Gang ins Freie und keine Arbeit, entgegnete der Hottentott: „Bekommt ihr Herren denn nicht dafür eure Bezahlung? Also wirds doch eine Arbeit sein. Hier gilt es aber nicht einen Gang allein, sondern bei den Steinen wird gestritten und gezankt. So kann ich den Tag des Herrn nicht feiern. Wollt ihr gehen, so geht ohne mich!“ Also hat der Hottentott den weißen Herren eine Sonntagspredigt gehalten, und das Geschäft mußte an dem Tage unterbleiben.

Außer der Hauptstation Anhalt-Schmidt versorgte Missionar Prietsch auch noch

etliche Außenplätze

mit der Predigt des Evangeliums. Der eine war bei dem Bauer Taute. Der andere war auf dem kleinen Colonie-Dorfe Avontuur. Dort stand ein Kirchlein, das aber bereits sehr baufällig wurde. Dasselbe befand sich im Besitz der Familie Wehmeyer, welche es für die Zwecke der Berliner Mission gern dem Missionar Prietsch überlassen hatte. Mit großem Eifer machte sich dieser nun an den Ausbau der Kirche, der trefflich gelang, so daß das Kirchlein vielen zur großen Freude und Erbauung gereichte. Der Weihetag war ein heller Festtag für alle Umwohnenden, sowohl Schwarze wie Weiße. Leider ist neuerdings der Besitz dieses netten, mit viel Mühe und Kosten des Bruder

Prietsch ausgebauten Kirchleins der Berliner Mission streitig gemacht worden, indem die Schenker von damals behaupteten, sie hätten das Kirchlein nur dem Missionar Prietsch geschenkt und mit dessen Abzug aus Afrika sei das Besitzrecht der Kirche ihnen wieder anheimgefallen.

Avontuur liegt etwa zwei deutsche Meilen von Anhalt-Schmidt. Etwas weiter von Avontuur auf dem Wege nach dem Meerbusen Kneysna liegt das Dörflein Vlügt. Dort erstand Missionar Prietsch etwas Land und ein Häuschen, welches zu einem Absteige-Quartier und einem Versammlungs-Platz allenfalls die nöthigen Räumlichkeiten darbot. Auf allen drei Außenplätzen hatte Missionar Prietsch wenn auch wechselnden, doch im Ganzen guten Erfolg. Später ist auch noch ein vierter entfernterer Platz, Wagenbooms-Rivier unten in der Langekloof dazu gekommen, der indeß bald wieder aufgegeben werden mußte.

So hatte Missionar Prietsch geistliche Arbeit vollauf. Dazu kam denn noch eine Überlast äußerlicher Arbeiten. Anhalt-Schmidt sollte ja doch eine bestimmte Summe von Erträgen nachweisen. Am bequemsten wäre es gewesen, die Ländereien der Station an die Hottentotten des Dorfes Haarlem zu verpachten. Indeß die Sache wollte sich nicht machen. So beschloß Br. Prietsch, sämtliche Ländereien selbst in Pacht zu nehmen. Es wurde dazu ein förmlicher Pacht-Contract mit der Missions-Gesellschaft abgeschlossen. Miss. Prietsch war unermüdlich thätig, den Platz auf alle Weise zu verbessern. Eine Mühle wurde erbaut, ein Kaufladen wurde errichtet, Ländereien wurden meliorirt, Wassergräben selbst durch Felsen gezogen, Mauern zum Schutze der Kornfelder aufgeführt — mit großer Mühe, aber auch mit großen Kosten. Indeß die Schuldsumme, die auf dem Platze ruhete, wurde immer größer. Dem Br. Prietsch wurde ein Gehülfe zugesandt für Kaufladen und Mühle; aber auch dies ohne rechten Erfolg. Endlich ward der Contract gelöst. Dafür ward in der Person des Br. Markötter ein eigener Ökonomie-Verwalter hinausgeschickt, der freilich nennenswerthe Erfolge auch nicht aufzuweisen hatte.

Der geistliche Erfolg war in höherem Grade zufriedenstellend. Von seligen Sterbebetten wäre mancherlei Erbauliches zu erzählen. Eine liebliche Frucht des gepredigten Wortes Gottes war der Eifer eines geringen Schafwächters. Derselbe wollte doch gar zu gern mit der Gemeinde am Charfreitag zum heiligen Abendmahl gehen. Aber er wohnte an drei Meilen weit von der Station und sein Bauer wollte ihm nicht freie Zeit geben. So mußte er am Donnerstag erst sein Tagewerk vollbringen und dann nach Anhalt-Schmidt laufen. Er kommt noch zur Vorbereitung, die des Abends ist, zurecht, kehrt in der Nacht wieder zurück, verrichtet Charfreitag sein Tagewerk und läuft dann, fast schneller als ein Pferd, und unter beständiger Angst, daß er zu spät kommen möchte, nach der Station; er kommt eben noch an,

als die Feier des heiligen Abendmahls zu Ende geht und Missionar Prietsch sich umsieht, ob noch jemand von den Abendmahlsgästen übrig sei.

Eine ganz andere, aber doch preisenswerthe Erfahrung in Betreff der Feier des heiligen Abendmahls war folgende. Ein Bauer hatte gar nicht weit von unserer Station im Dorf Haarlem einen Kaufladen aufgesetzt, in welchem er durch Branntwein und durch allerlei Tand die Käufer von dem unsrigen hinweg zu sich zu locken bemüht war. Die Folge war vielfach Trunkenheit und daraus hervorgehend allerlei Unordnung unter den Stationsbewohnern sowie Abnahme im Besuch der Gottesdienste. Es ward seitdem viel gespielt und getanzt, und allerlei Lärm und Unfug vollführt. So wie aber Missionar Prietsch an eine solchen Stätte wüster Lustbarkeit hinkam, war alles auseinander gestoben; denn die Leute paßten gut auf und halfen einander in den Sünden, so daß er die eigentlich Schuldigen nicht herausbekam. Alle Ermahnungen und Warnungen hatten keinen nachhaltigen Erfolg. Da entschloß sich Missionar Prietsch, zum ersten Male, so lange die Station steht, die Feier des heiligen Abendmahls auszusetzen, und zwar gerade am Charfreitag 1873. Das wirkte. Bei der Gemeinde-Versammlung vor dem nächsten Abendmahl im Juli war so ziemlich die ganze Gemeinde zusammengekommen. Missionar Prietsch hatte Grund zu glauben, daß der Herr seine bei dieser Gelegenheit gesprochenen Worte gesegnet hat. Die darauf folgende Besprechung mit den einzelnen bei der Anmeldung zum heiligen Abendmahl war eine der ermuthigensten, die er noch je gehabt hatte. Ohne die gewöhnlichen Umschweife und Entschuldigungen bekannten die meisten ihre Sünden, viele mit Thränen, und gelobten, mit größerem Ernste über sich zu wachen und der Heiligung nachzujagen.

Leider ist die Ausführung den Vorsätzen nicht gleichgekommen: es herrschte wohl eine allgemeine äußerliche Kirchlichkeit, jedoch ohne rechtes inneres Leben und ohne die Früchte des Geistes, vielmehr viel böse Nachrede, Zwist, Undankbarkeit und die böse Lust am Branntwein. Br. Prietsch meinte, es wäre am besten, öfters empfindliche Kirchenstrafen aufzulegen; aber seit er vor etwa vier Jahren den Sonnenstich gehabt hatte, war er in seinen Kräften Leibes und der Seele sehr ermattet. —

Auf den Außenplätzen stand es in dieser Zeit auch lau und lahm. Später besserte sich der Zustand der Gemeinde wieder. Mit Recht schreibt Missionar Prietsch: „Es will schon etwas sagen zu Gunsten des Evangeliums, wenn unter einer Bevölkerung von 600 Seelen aus allerhand Volk und Geschlecht und darunter etwa 200 Heiden, und das auf einem freien Dorf, wo jeder sein eigener Herr ist, keinerlei obrigkeitliche Aufsicht sich nöthig macht, und im Ganzen auch keine Klage vor den Magistrat gebracht wird. Im Oktober 1870

hatte Missionar Prietsch die erquickliche Feier seiner 25jährigen Amtswirksamkeit in Afrika begangen. In den Jahren darnach beherrschte und belebte, außer den nöthigen innerlichen und äußerlichen Arbeiten, besonders ein Plan sein Denken und sein Streben: der Bau einer neuen, stattlichen, nur für den öffentlichen Gottesdienst (und nicht auch für die Schule, wie die jetzige) bestimmte Kirche. Der Platz war gekauft, und nun ging es an das Sammeln der Kosten. Die Gemeinde hat bereits eine ansehnliche Summe aufgebracht, so daß etwa 5400 Mark vorhanden sind. Dabei sind so erbauliche Gaben wie die eines armen Schafwächters. Derselbe erhielt zehn Mark ausgezahlt; davon gab er sofort fünf Mark für den Kirchenbau und behielt die übrigen fünf Mark für seine Bedürfnisse. An demselben Abend aber brachte er noch drei Mark, und erklärte, er könne sich auch mit zwei Mark einrichten. Missionar Prietsch selbst schenkte 1000 Mark. Vor allen hat Schwester Prietsch einen brennenden und bis zur Stunde ausdauernden Eifer für diese Angelegenheit bewiesen. Im Frühjahr 1877 ist ein schöner geschmackvoller Riß, den der Prenzlauer Maurermeister unentgeltlich verfertigt hat, hinausgesandt worden.

Leider ist es dem Missionar Prietsch nicht möglich gewesen, den Bau der neuen Kirche selbst zu leiten und zu vollenden. Seine Leibes- und Seelenkräfte wollten für das afrikanische Klima und für die aufreibende Arbeit auf Anhalt-Schmidt nicht länger ausreichen. So erbat und erhielt er denn seine Emeritirung. Er kehrte im Frühjahr 1876 in seine Vaterstadt Dessau zurück, ist aber von dort aus durch Predigten auf Missionsfesten noch gern und häufig und mit gesegnetem Erfolge für das liebe Missionswerk thätig. Noch oft genug wird ihm der Drang nach Afrika sehr mächtig, aber es geht nicht. Sein Nachfolger ward Missionar Howe, der bis dahin auf Lady-Smith gestanden hatte. Die Schule besorgte noch immer mit alter Liebe und Treue der erfahrene und erprobte Theophilus Grunewald. Kürzlich hatte derselbe den tiefen Schmerz, daß sein Sohn Matthäus, zum Schullehrer ausgebildet in Gnadenthal und als solcher angestellt in Amalienstein, ein fleißiger, tüchtiger, frommer und gesunder junger Mann, plötzlich in tobenden Irrsinn verfiel. Durch Gottes Gnade und Hülfe ist derselbe jedoch nach längerer Zeit wieder genesen. Ende 1876 starb die Mutter und Mitte 1877 die hochbetagte Großmutter (S. 54) unseres aus Anhalt-Schmidt gebürtigen Missionars Klaas Koen.

Besondere Ereignisse aus dem geistlichen Leben der Station sind in der letzten Zeit nicht zu berichten gewesen. Von äußerlichen Erlebnissen der Station ist zu berichten, daß am 1. März 1877 der erste Spatenstich zum Ausheben des Fundaments für die neue Kirche gethan ward, und daß am 19. September unter Gesang, Gebet und Posaunenklang die Feier der Grundsteinlegung begangen worden ist.

Riversdale

ist die jüngste, aber eine ganz besonders gesegnete unserer Capländischen Stationen.

Von einer Conferenz deutscher Missionare zu Gnadenthal zurückkehrend mußte Br. Heese, damals noch Vorsteher der Schule zu Amalienstein, angeschwollener Flüsse wegen den Umweg über Riversdale, die Hauptstadt jenes Districts, machen. Da ward er von dem Prediger des Orts aufgefordert, er möchte sich doch der farbigen Leute, die dort in ziemlicher Anzahl wohnten und zu einem nicht geringen Theile bereits getauft waren, durch Gründung einer Station für sie annehmen. Jener Prediger hatte ihnen bereits durch einen eigens dazu angestellten Lehrer einige geistliche Pflege angedeihen lassen. Dieser Lehrer hatte nach anfänglich eifriger Arbeit unabhängig sein wollen, hatte auch mit Hülfe der Farbigen ein Kirchlein gebaut, war aber dann nach Europa zurückgekehrt, nachdem er Kirche und Gemeinde ohne Wissen und Willen der letzteren an die Londoner Missions-Gesellschaft übergeben hatte. Den Londonern ward aber die Besorgung dieses Postens zu umständlich, und ihr Superintendent war auf Heeses Anfrage gern bereit, die Kirche an die Berliner abzutreten, wenn diese die Bauschulden von etwa 40 Pfd. Sterl. (800 Mark) übernehmen wollten. Desgleichen waren die Leute am Ort voller Freuden, daß sie einen eigenen Missionar bekommen sollten, und hießen Br. Heese, der ihnen ausdrücklich erklärt hatte, daß er der lutherischen Kirche angehöre und sie demgemäß mit Wort und Sacrament bedienen wolle, von ganzem Herzen willkommen.

Nachdem nun Missionar Heese die Ordination empfangen und von seinem lieben Amalienstein Abschied genommen hatte, ließ er sich im Mai 1868 in Riversdale nieder. Sofort ging er an die Arbeit in Kirche und Schule, innerlich und äußerlich. Und wie er sein Werk mit Munterkeit, Frische und Eifer betrieb, so war das Gleiche auch an den Leuten, einschließlich der weißen Bevölkerung, die bereitwillig Beihülfe leistete, deutlich zu spüren. Bald war das Schulhaus in guter Ordnung, und sofort ging es dann an die Herstellung und den Ausbau der Kirche.

Die Gemeinde zählte im Sommer 1868 61 Seelen, darunter achtzehn Communicanten; Weihnachten kamen dazu durch die Taufe zwöf und durch Confirmation vier neue Glieder.

Am 14. August 1869 ward die so gut wie neu erbaute Kirche eingeweiht und bald folgte für dieselbe eine stattliche Glocke, ein Geschenk der Pyritzer Missionsfreunde. Bei aller Arbeit und Sorge hatte der HErr immer wieder mit Geld und Muth durchgeholfen. Die Kirche kostete über 1600 Thaler, von welcher Summe aber der bei weitem

größte Theil dort zu Lande aufgebracht wurde. Bei der Einweihung der Kirche feierte die Gemeinde gleichsam einen neuen Geburtstag und wuchs an dem Tage um das Doppelte, so daß sie 136 Seelen und darunter 60 Abendmahlsgäste zählte. Br. Heese schrieb damals von ihnen: „Fragst du: Sind sie lebendige Christen? So antworte ich am besten: Sie sind im Schafstalle, sie gehen täglich mit auf die Weide und Tränke und erfreuen sich der Hut und Pflege. Die Weide ist die beste von der Welt, das Wasser ein heller Krystall, und der Hut und Pflege mangelt nichts. Das muß gesunde und kräftige Schafe geben."

In der Woche ward gleich eine Bibelstunde eingerichtet. Dann ward alle Monat eine Katechismus-Stunde gehalten, zu welcher jedes Gemeindeglied kommen mußte, um desto mehr in der heilsamen Lehre und in klarer Erkenntnis gegründet zu werden. Eine Betstunde dagegen, wo die Hottentotten öffentlich beten, hat Br. Heese zunächst mit gutem Grunde verweigert. Den Männern der Gemeinde ward eine berathende, aber keine beschließende Stimme eingeräumt; das gab erst etwas Aufbegehrens, schließlich aber haben sie sich damit einverstanden erklärt.

Von Bedeutung für die Thätigkeit des Br. Heese ward sodann die Errichtung einer höheren Töchterschule, insofern dadurch die Achtung und Dankbarkeit der gebildeten weißen Einwohnerschaft von Riversdale und Umgegend für denselben noch gesteigert worden. Zugleich ist dadurch den Töchtern unserer Missionare in der Cap-Colonie und vielleicht auch in entfernteren Gegenden eine tüchtige und verhältnismäßig billige Erziehungsstätte geboten worden. Frl. Peters aus Danzig leitet die Anstalt mit großem Geschick und Energie. Wie sehr dies Unternehmen von der Regierung geschätzt wird, ist daran zu sehen, daß dieselbe eine jährliche Unterstützung von 1000 Mark bewilligt hat.

Für die Schule der Eingeborenen zog sich Missionar Heese aus ihnen selbst Gehülfen und Gehülfinnen heran. Freilich muß hier Geduld und Ernst in besonderem Maße angewandt werden, da diese jungen Leute einestheils leicht erschlaffen, anderntheils sich leicht überheben. Indeß hat Br. Heese, der früher selbst Lehrer war, gerade hierfür Begabung und Erfahrung.

Außer in Riversdale verkündigte Br. Heese das seligmachende, ihn selbst so ganz und gar erfüllende Evangelium in einer ganzen Reihe von

Außenstationen,

von denen hie und da einmal eine einging, während andere wieder hinzukamen. Der Besuch derselben ist mit viel Anstrengung, ja selbst der steilen

Felsenwege halber mit Lebensgefahr verbunden. Doch fand er in dieser Thätigkeit viel Hülfe und Erquickung. So war z. B. in Klipdrift der alte Bauer Swarts († Oktober 1876) ein warmer Freund der Mission. Seine Frau Sannah war Heeses treue Gehülfin auf dem Platze und bereitete die Täuflinge durch Unterricht in Lesen, Schreiben, Katechismus und biblischer Geschichte tüchtig vor. Der Besuch unsers Heese war immer ein große Freude und Erquickung für beide Theile. Die dreißig bis vierzig Schwarzen auf dem Platz sind theils getauft, theils im Unterricht. In Oudenbosch konnte das Local die Menge der Heilsbegierigen nicht mehr fassen, die sich zu mehr als hundert Seelen um das Wort zusammenfanden. In Aasvogelberg hatte der Besitzer van Zyl ein Wagenhaus zur Kirche eingerichtet, ein Freund aus Riversdale hatte in dieselbe vier Wandleuchter geschenkt. In den Dünen fanden sich etwa sechzehn Familien regelmäßig zum Gottesdienst ein. In Elvertskraal hatte der Friedensrichter Teunissen seine geräumige Wohnstube zu den Gottesdiensten eingerichtet, und rief jedesmal, wenn Heese sein Kommen anmeldete, die umwohnenden Farbigen zum Gottesdienste zusammen. Auch in Wydersrivier und Halbak hielt Br. Heese seine Gottesdienste, so daß die ganze Umgebung von Riversdale mit einem Netze von Außenstationen umspannt ward.

Erquickliche Erfahrungen.

Auf einer solchen Reise besuchte Br. Heese eines Tages die krüpplige alte Anna. Sie freute sich königlich und kroch ihm mit Händen und Füßen entgegen. Sie stand noch in demselben kindlichen Glauben wie bei ihrer Taufe; doch war sie reifer geworden. Heese fragte sie: Hast du noch den Herrn Jesum? Ja, ich habe ihn. Wo hast du ihn? Hier in meinem Herzen. Und sprichst du auch mit ihm? Ja, ich bete zu ihm. Und was betest du denn? Er soll mir meine Sünden vergeben. Und was antwortet er dir? Gott wird Acht auf mich geben und mich in den Himmel nehmen. Was wird er dir dort geben? Ein weißes Kleid wird er mir geben, und wird meine Füße gerade aus machen, daß ich in dem Himmel gerade gehen kann.

Bald nachdem Missionar Heese seine Wirksamkeit in Riversdale begonnen hatte, meldete sich bei ihm ein Jüngling zur Taufe. Derselbe hatte es durch eigenen Fleiß zum Lesen gebracht und war dann erweckt worden. Nachdem er selbst sich bekehrt hatte, wünschte er auch seine Familie zu Christo zu bringen. Seine drei kleinen Geschwister lehrte er das erste Hauptstück und brachte sie zur Taufe. Bei dem alten Platje aber hielt es schwer. Der saß bei seiner Flasche und lebte nach der Väter

Weise. Dagegen wurde wieder eine Schwester erweckt und getauft. Endlich brach auch bei Platje das Eis. Doch wo sollten sie arme Hirtenleute einen Lehrer zum Katechismus-Unterricht hernehmen? Da mußten die kleinen Kinder mit ihrer Weisheit dienen. Wenn der Alte mit seinen Schafen heimgekehrt war und am Feuer saß, mußte der kleine Johannes zwischen seine Beine kommen und ihm seine Weisheit in stammelnder Sprache sagen. Und es ward eine Macht bei diesen Heidenherzen. Pfingsten 1876 saß er mit seiner alten Eva vor dem Altar und zeugete von einer Erkenntnis des Heils, daß sich viele darüber verwunderten. Und solche Erkenntnis ging gepaart mit einem neuen Wandel. Wie freute sich Br. Heese, als er ihn bei einem Besuch auf dem Außenplatze Wydersrivier traf, in dessen Nähe er seinen Hirtenposten hat.

Besonders wichtig und bedeutsam ist der Außenplatz

Herbertsdale.

Missionar Heese erwarb dort eine kleine Kirche, Schule und genügende Grundstücke; vielleicht könnte ja der Platz einmal seiner günstigen Lage wegen eine selbständige Station werden. Inzwischen gab er ihr in der Person eines zuverlässigen und stets treu bewährten farbigen Getauften Jacobus Prinslo einen Vorsteher und segnete denselben 1874 feierlich zum Gemeinde-Helfer ein. Wirklich Anerkennenswerthes leistete dieser Mann mit seinen Katechismus-Erklärungen. Auch die Schullehrerin daselbst, die getaufte Tochter eines Muhamedaners, hielt unter ihren vierzig Kindern gut Regiment.

Im Sommer 1875 ward ein sehr gesegneter Tag in Herbertsdale gefeiert. Missioner Heese berichtet darüber folgendermaßen. Am Morgen examinirte ich zehn Heiden. Dann am Schlusse des Gottesdienstes ertheilte ich einundzwanzig Communikanten das heilige Abendmahl und taufte drei Kinder. Am Nachmittage taufte ich zehn Erwachsene in den Tod Jesu. Unter ihnen war jene alte dicke Marie, die seit meinem ersten Kommen jedes Mal einen Weg von 2½ Stunde zu Fuß zu machen und sehr viele Hindernisse zu überwinden hatte. Ihre Erkenntnis war schön, und ich konnte mich der Dankesthränen nicht enthalten. Eine andere Frau eines Getauften war sehr bewegt. Ihre Familie gehörte der englischen Kirche an, ihr Mann dagegen zu uns. Lange widerstrebte sie dem Manne und dem Geiste Gottes, bis sie nicht mehr konnte und den Herrn zu suchen anfing und sich fertig machte, sich bei Jacobus als Tauf-Candidatin einschreiben zu lassen. Doch es verging Woche auf Woche, immer wieder kam ein Hindernis. Da eines Tages klang es laut und dringlich in ihrem Herzen: „Entweder heute oder nie!" Dies trieb sie an den vollen Gauritz-Fluß.

Lange saß sie dort und schauete in den reißenden gelben Strom, und ihre Gedanken flogen hinüber nach dem lieben Herbertsdale. „Heute oder nie!“ schallte es immer wieder. Aber ihr Mann Hendrik, der den Fluß schon oft überschritten hatte, fand es nicht rathsam, durchzugehen. So kehrte sie betrübt zurück nach dem ersten Bauerplatze. Bald fand die Bauerfrau die Ursache ihres Kummers heraus und bewog ihren Mann, dem armen Weibe ein Pferd zu leihen. Mit diesem wollte sie es versuchen. Mit dem Säugling auf dem Rücken besteigt sie das Pferd und treibt es muthig in die Wellen hinein. Aber der reißende Strom ist demselben zu mächtig: es fängt an unruhig zu werden, wirft das arme Weib ab und sucht das andere Ufer. Doch mit Gottes Hülfe wird die arme Jane von ihrem Manne gerettet, auf eine Sandbank gezogen, und von da aus erreichen sie glücklich das gegenüberliegende Ufer. Was nun? Um sich nicht zu erkälten, mußte sie sich fast gänzlich ausziehen, der Mann band ihre Kleider an eine Stange, nahm diese auf den Rücken und so traten sie ihre Wanderschaft an, um die Katechismusstunde nicht zu versäumen. Manches Haus weißer und brauner Leute mußte passirt werden; doch der Mann mit seiner wunderlichen Fahne und das Weib mit ihrem wunderlichen Anzuge fühlten nicht Ursach, sich dessen zu schämen. Und heute? Wie tief bewegt saß das liebe Weib da und wurde angezogen mit den Kleidern des Heils und mit dem Rocke der Gerechtigkeit wurde sie bekleidet.“

Die Station Riversdale selbst nahm so schnell an Zahl ihrer Gemeinde-Glieder zu wie etwa nur noch Botschabelo. In etlichen Jahren waren weitaus die meisten Heiden des Platzes Christen geworden. Miss. Heese vergleicht insofern die jetzt noch kommenden Taufcandidaten mit einzelnen Ähren auf einem abgeernteten Felde.

Über den geistlichen Zustand seiner Gemeinde berichtete Missionar Heese: „Es ist in derselben eine ziemliche Anzahl vorhanden, die in lebendigem Glauben stehen und die solchen Glauben durch Gehorsam am Worte auch beweisen. Die Farbigen des Ortes sondern sich immer in zwei Abtheilungen: in die Kirchen-Leute und die Cantinen-(Schenken-)Leute. Aufgabe des Wortes ist es, aus den Cantinenleuten Kirchenleute zu machen. Das Netz wird ausgeworfen, das Evangelium gepredigt. Die hineingehen, kommen natürlich auch lange nicht alle von vorn herein aus geistlichem Bedürfnis. Da kommen etliche, die heirathen wollen, und dazu doch vorher Kirchenglieder sein möchten — sehr löblich! — Andere möchten doch auch gern eine Stelle in dem angesehenen Gemeinderathe bekleiden, Andere melden sich der bereits getauften Frau oder Braut zu Liebe; und weil in solchen Fällen da, wo das Taufbegehr nicht aus dem Glauben kommt, auch das Herz

kalt und das Verständnis stumpf bleibt, müssen solche zurückgestellt werden, was sie oft schwer verdrießt; aber etliche werden doch inzwischen durch die innere Macht des Wortes gefaßt, und können nicht wieder loskommen. Von den Getauften fallen dann manche, die die Welt lieb gewinnen, wieder zurück, da namentlich die Hauptsünden der Schwarzen: Neigung zur Unzucht, Trunksucht und Hoffahrt, doch nicht mit einem Schlage ausgerottet werden; dann muß mit dem Ernst christlicher Zucht eingeschritten werden. Auch an den Treugebliebenen, so schreibt Br. Heese, sieht man manche Mängel und Gebrechen, doch vergleicht man sie mit dem wilden, tanzenden, saufenden, ehebrecherischen, hochmüthigen Haufen, dann sind es Engel und liebe gehorsame Kinder, die der Herr behüten wolle in seiner Gnade." Und in ihrer Mitte sind etliche, die wirklich als ernste, gründlich Bekehrte an ihrer Seelen Seligkeit und an dem Bau des Reiches Gottes schaffen mit allem Fleiß, und an deren Eifer, Treue und Liebe man seine herzliche Freude haben kann.

Zurückgefallene

fehlen leider auch nicht. Zu ihnen gehört z. B. der unglückliche Adam. Derselbe war durch Gottes wunderbare Barmherzigkeit aus den Banden des Trunks durch eine gründliche Bekehrung gerettet worden, und Br. Heese hatte an ihm seine große Freude. Da vermiethete er sich bei einem Arzt, der ihm anempfiehlt, zur Stärkung seiner Gesundheit täglich zwei bis drei Gläser Wein zu trinken. Die Warnungen des Br. Heese blieben unbeachtet. Adam dünkte sich stark genug. Er fing an, ein Gläschen zu viel zu trinken, dann wurden es fünf bis sechs; wenn Heese ihn warnte, half er sich durch mit Leugnen, bis er's nicht mehr leugnen konnte, denn er war wieder ein Säufer geworden. „Wird er wiederkommen?" fragte Br. Heese den alten Hendrik mit dem lahmen Bein. „Kann er wiederkommen?" lautete dessen Antwort, und es rieselte unserm Br. Heese eiskalt über, als Hendrik auf Ebr. 6, 4 verwies. Adam ging immer tiefer hinein in seinen Judasgang. „Es haben sich unsichtbare Kräfte vereinigt, diesen Mann zu stürzen!" schreibt Br. Heese. Zuletzt wurde er daran verhindert, als er in Verzweiflung sich selbst den Hals abschneiden wollte. Gott erbarme sich seiner armen Seele!

Eine andere erschütternde Geschichte ist folgende:

Am Weihnachtsfeste 1868 saßen vor dem Altar in der Kirche elf erwachsene Heiden und zwei Schulkinder und erwarteten die Taufe. Es waren Heeses Erstlinge. Unter ihnen war auch die Mutter jener Kinder, eine arbeitsame, züchtige Wittwe. Sie zerfloß in Thränen über die Gnade des Herrn, welcher sie aus großem Sündenschmutz und Elend erlöst hatte. Wer sie in der Kirche sah, konnte sich nur

freuen über diese aufmerksame Seele. Bald nachher heirathete sie einen gesitteten Bastard. Aber was geschah? Beide fielen dem Branntwein anheim, dann gab es Streit und Unfrieden im Hause und gegenseitige Eifersucht. Nicht lange dauerte es, so brach offener Zwist aus, der indeß durch Schwester Heese nochmals vermittelt wurde. Bald darauf erkrankte Magdalena und wurde bettlägerig. Inzwischen hatten sie sich so gut wie ganz von der Missionsgemeinde getrennt. Und als Diakonen hingingen, sie zu besuchen, erklärten Mann und Frau, sie hätten nichts mit ihnen zu thun; der Küster und andere Gemeindeglieder erhielten dieselbe Antwort. Eine junge Wittwe ging zu ihr und sagte: Magdalena, du mußt sterben, und du hast deinen Herrn weggeworfen, bekehre dich doch wieder zu ihm. Darauf antwortete sie: Ja, wenn ich mich noch bekehren könnte! Am Weihnachts-Heiligabend kam ihr Mann zu Missionar Heese, denselben zu rufen, und bald stand dieser am Krankenbett. Vor denselben saß die treue Theresia, ihre Taufschwester, ihr in Liebe dienend. Da lag das sonst so schöne Weib elendiglich an den Folgen des Branntweins. Ihr Mann richtete sie auf und ermunterte sie, daß sie den Missionar Heese hören konnte. Der brennende Wunsch desselben war, ein Zeichen der Reue aus ihrem Munde zu vernehmen. Er sprach: Magdalena, du stirbst, und wie steht es mit deiner Seele? Hast du Frieden? Sie antwortete: Nein. Was mußt du thun, um Frieden zu bekommen? Ich muß mich bekehren, ich muß bitten. Siehe, du bist mein Schaf gewesen, du bist mir aber davongelaufen; hast du mir gar nichts zu sagen? Sie antwortete: Laß mich nur liegen! — Am andern Morgen um neun Uhr war sie eine Leiche.

Ernstlich bekehrte Seelen

zählt die Gemeinde andererseits auch gar manche. Im August 1875, berichtet Br. Heese, feierten wir wieder das heilige Abendmahl, bei welcher Gelegenheit Wilhelmine Safoor wieder absolvirt wurde. Es war sehr ergreifend, diese Maria Magdalena vor dem Altar knien zu sehen und den 51. Psalm mit solcher Inbrunst und mit solch tiefem Gefühl und Verständnis nachbeten zu hören. In meinem ganzen Leben hatte ich solch ergreifendes Gebet niemals gehört. Es ging eine heilige Furcht von ihr aus auf uns Alle. Nur einer einzigen solchen Seele zu dienen, ist Lohn genug für mein ganzes Leben.

Von einer andern Getauften berichtet Br. Heese: Sie war früher eine Ehebrecherin, die jetzt wie Magdalena den Herrn liebt. Sie ernährt sich und ihre zwei Kinder und eine alte Mutter mit ihrer Hände Verdienst und ist dabei mit ihrem Schulgeld und Gemeindebeitrag nie im Rückstande. Vor einigen Tagen träumte sie, ihre alte Mutter sei gestorben und ganz entstellt zu ihr gekommen und habe

gesagt: Der Herr hat mich verstoßen, ich bin in der Hölle, ich brenne! Der Brand geht von der Fingerspitze bis zum Herzen, ich sterbe, aber ich höre nicht auf zu sterben, und der Herr sagt: Du bist daran Schuld! Hättest du mehr für mich gethan, daß ich wäre in die Kirche und zur heiligen Taufe gekommen, dann wäre ich nicht in der Hölle! Seitdem ist Johanna's einzige Hauptsorge, daß auch ihre alte Mutter zur Erkenntnis des Heils gelange.

Da ist ferner der alte Klaas, früher Küster, gegenwärtig Schulhelfer. Ehedem war er Musikus, der sich einen vollständigen Chor gebildet hatte, mit welchem er den Bauern bei allen festlichen Gelegenheiten aufspielte, und dabei bisweilen seine 100 Mark an einem Abend verdiente, aber auch alles Verdiente eben so schnell wieder vergeudete. Als er sich aber bekehrte und getauft ward, da warf er seine Violine weg. Und es war ihm ein rechter Ernst damit. Einmal hat ihn ein reicher Mann Stunden lang geplagt und hat ihm Geld über Geld geboten, daß er doch zu einem Tanzvergnügen aufspielen möchte. Aber er blieb standhaft und wies alles ab, weil er nur zu gut die Gefahr kannte, die seiner Seele aus solchen Gelagen erwuchs. Deshalb rief einmal eine Bauerfrau erzürnt aus: „Ein Ding werde ich dem Sendeling (Missionar) nie vergeben: daß er den Klaas vom Spielen abgebracht hat."

Das abschließende Urtheil des Missionars Heese über die Gemeinde lautete dahin, daß dieselbe ihn im Ganzen große Freude mache. Besonders bewährte sich das Gemeinde-Helferamt. Hendrik Kleinhans namentlich hat in Seelsorge und Zuchtübung gute Dienste geleistet.

In viel bedeutenderem Grade erhielt aber Missionar Heese einen werthen Gehülfen an Br. Karl Prozesky II. Im October 1873 kam derselbe in Riversdale an. Seine Hauptaufgabe war die Schule, und er hat darin spürbare Erfolge erreicht. Aber auch in der Predigt, sowohl in Riversdale wie auch auf Außenplätzen, hat er sich wohl bewährt und in Segen gearbeitet. Die Hauptsache war, daß Br. Heese und Br. Prozesky II wirklich in brüderlicher Verbundenheit zusammenstanden. Es war für den Br. Heese wie für die ganze Gemeinde ein empfindlicher Schmerz, als Br. Prozesky Anfang 1876 als Stationsvorsteher nach Lady-Smith versetzt ward; es sind demselben mannigfache Beweise der Liebe der Gemeinde und der Schulkinder zu Theil geworden (S. 51).

Sein Nachfolger ward Br. Grabert, ausgesandt 1875 und zuerst als Gehülfe auf der kafferländischen Station Etembeni thätig. Derselbe hatte indeß kaum vermocht, sich gründlich einzuarbeiten, da er bereits im Januar 1877 in Folge eines Nervenfiebers heimgerufen wurde.

Eine Haupthülfe für die äußerlichen Bedürfnisse ist ein Bazar, der schon mehrfach abgehalten ist und immer gute Erträge geliefert hat. Sachen aller Art, auch feinere Näh-, Häkel- und Stickarbeiten aus der Berliner Lagerstube, sowie Gaben der südafrikanischen Freunde und Freundinnen können dort gut verwerthet werden und bringen für die Stationskasse bedeutenden Gewinn. Die Geber sind aber vielfach wieder die Käufer, und diese sind dem Missionar Heese wie für Predigt und Seelsorge an Weißen und Farbigen, so auch für die Gründung der hochgeschätzten Töchterschule von ganzem Herzen zugethan.

Einer von den bewährten Freunden ist im Jahre 1876 selig entschlafen. Möge es gestattet sein, den kurzen Nachruf, welchen Missionar Heese diesem „Patriarchen" widmet, hier mitzutheilen.

Wir begruben heute den Vater vieler Gläubigen, den alten lieben Badenhorst. Von Jugend auf einer der entschiedensten Christen Süd-Afrikas, ein treuer Freund und Bruder von uns, war er edel und gebildet, wie ein südafrikanischer Bauer nur gebildet sein kann, ein Mann von großer Schrifterkenntnis und praktischer Weisheit. Das geistliche Leben, in welchem unser Distrikt von allen sich unterscheidet, hat diesen lieben Alten zum Vater. Sein Vortrag und sein Gebet war von Herzen und ging zu Herzen. Alles konzentrirte sich um den alten Franz. So manche köstliche Stunde haben wir mit einander verlebt. Jetzt war der Mund geschlossen. Noch in der Kirche wurde ich aufgefordert, am Grabe dieses Helden unter den Streitern zu sprechen, und ich wollte es nicht abschlagen und that es über das Wort, das er auf dem Krankenbette sich zum Troste nahm: „Het Koningrijk Gods is binnen in ulieden." (Das Reich Gottes ist inwendig in euch.) Als arme Flüchtlinge mußten seine Eltern Hannover verlassen. Sie waren noch Brautleute. Die Braut mit ihrem Schiffe landete glücklich in der Capstadt; dagegen der Bräutigam mit dem seinigen wurde von nordafrikanischen Seeräubern gefangen genommen und in Ketten gelegt. Seine Kenntnis in der Medizin gab ihm jedoch Zugang zum Pascha, dessen Lieblingsfrau er zur Ader ließ und die dadurch gesund wurde. Dies machte seinen Ruf größer, und um ihm mehr Freiheit zum Kräutersuchen zu gewähren, wurden die Ketten von ihm genommen. Auf einer dieser Wanderungen wurde er von einem Schiffe entdeckt und aufgenommen und nach Südafrika gebracht. Hier in Capstadt vermiethete er sich als Hausbursche. Eines Tages ging er zum Schlächter und begegnete zum ersten Mal seiner Verlobten, die ihn schon todt geglaubt hatte. Sie verheiratheten sich kurz darnach und wurden so die Stammeltern von dem Stamm der Badenhorste in Südafrika.

Die für die Anlegung der Station verausgabten mehreren tausend Thaler sind längst zurückgezahlt. Das Gehalt ihres Missionars bringt die Gemeinde regelmäßig zusammen. Durch die Erträge des Bazars und durch die Beiträge der Gemeinde werden auch die übrigen Kosten der Station bestritten, so daß dieselbe der Missionskasse der Regel nach nichts mehr kostet.

Die vier Stationen Zoar=Amalienstein, Lady=Smith, Anhalt=Schmidt, Riversdale nebst ihren vielen Außenplätzen bilden den Synodal=Kreis der Cap=Colonie, dessen Superintendent Missionar A. Schmidt in Amalienstein ist.

III. Mission in Britisch-Kafferland.

Als am 2. Januar 1836 die sechs Brüder der zweiten Aussendung am Cap gelandet waren, kam ihnen dort die Kunde von den traurigen Zerwürfnissen in Bethanien zu Ohren. Zugleich fand einer unter ihnen, Miss. Döhne, eine vorläufige Thätigkeit in dem der Capstadt nahen Coloniedorfe Franschehoek (spr. =huk).

Bald aber erhielt er durch den Kaffermissionar Kayser in Knappshope die Aufforderung, seine Missionswirksamkeit nach Kafferland zu verlegen. Um diese Sache zum Abschluß zu bringen, war ihm eine Audienz bei dem Gouverneur der Cap=Colonie bewilligt worden. Auf dem Wege von Franschehoek nach der Capstadt überfiel ihn ein heftiges Gewitter, so daß er mit seinem Begleiter in einem Hause Schutz suchen mußte. Das Unwetter wüthete fort, und es ward fraglich, ob sie zur rechten Zeit in der Capstadt würden eintreffen können. Da holte sein Begleiter ein Ziehkästchen hervor und zog aus demselben den Spruch: „Dies ist der Weg, denselbigen gehet, sonst weder zur Rechten noch zur Linken" (Jes. 30, 21). Und darunter stand der Vers: „Ist gleich der Weg was enge, So einsam, krumm und schlecht, Der Dornen in die Menge Und manches Kreuze trägt: Es ist doch nur Ein Weg! Laß sein, wir gehen weiter, Wir folgen unserm Leiter, Und brechen durchs Gehäg." Die Audienz beim Gouverneur fiel günstig aus, und am Ende des Jahres 1836 befand Missionar Döhne sich bereits in dem Gebiete des Kafferhäuptlings, unter dessen Stamme er das Evangelium predigen wollte.

Die Kaffern

hatten damals nicht mehr die ungebrochene Selbständigkeit, in welcher der erste Kaffer=Missionar, der berühmte van der Kemp, zu Anfange dieses Jahrhunderts sie antraf. Drei Kriege mit den Engländern

(1811, 1819 und 1820, 1834 und 1835) hatten dieselbe schon bedeutend gebrochen. Durch den eben beendeten dritten Krieg war ihnen das ganze Land zwischen dem Großfischfluß und dem Kay abgenommen und für englisches Gebiet erklärt worden. Der Gouverneur D'Urban, der ihn beendet hatte, gedachte mit wohlgesinnten, meist kleineren Kafferhäuptlingen, mit englischen Magistraten und mit Missionsstationen die aufständischen Kaffern zu bändigen. Es fand zwar dieser Gedanke in London keine Billigung; vielmehr wurden kurz darauf alle englischen Magistrate aus dem Kafferlande abberufen und den großen Häuptlingen ihre Macht wieder eingeräumt: indeß blieb der englische Einfluß den Kaffern trotzdem zur schmerzlichen Kränkung ihres Nationalstolzes noch fühlbar genug.

Die Nation der Kaffern wohnt auf dem 40—60 Meilen breiten Ostrande Südafrikas. Ihre Grenzen sind der Groß-Fischfluß im Westen; die Schnee-, Strom- und Drakenberge nach dem Innern, also nach Nordwesten; die Ostgrenze bildet der Indische Ocean. Trotz ihrer ausgedehnten Meeresgrenze haben die Kaffern aber niemals Schiffahrt getrieben, nicht einmal Küsten-Schiffahrt.

Der Name Kaffern ist kein eigener, sondern ein fremder, ihnen von den Arabern gegebener, sodann von den Portugiesen angenommener Name. Er bedeutet „Ungläubige, Heiden"; die Engländer und Holländer wenden diesen Namen auch zur Bezeichnung der betschuanischen Stämme des östlichen Süd-Afrikas an.

Die Kaffern haben keinen ihre ganze Nation insgesamt bezeichnenden Namen, sondern nur Namen für die einzelnen großen und kleinen Stämme, in welche dieselbe zerfällt. Der Stamm, welcher der Cap-Colonie am nächsten liegt und in dem sogenannten Britischen Kafferlande wohnt, sind die Xosa-Kaffern; nördlich von ihnen sitzen die Tambu- oder Tambukki-Kaffern: zwischendurch finden sich in größeren oder kleineren Abtheilungen die Fingu, welche von den übrigen Stämmen als ein geringerer Stamm verachtet werden, die sich aber durch Fleiß und Betriebsamkeit auszeichnen und auch dem Evangelium zugänglicher sind. Diese Stämme stehen unter englischer Oberherrschaft. Nordöstlich von den Xosa-Kaffern an der Küste entlang wohnen die Pondo-Kaffern, die noch frei sind, deren Gebiet aber durch fortgehende englische Besitzergreifungen mehr und mehr verringert wird. Die Zulu-Kaffern, welche in der englischen Colonie Natal wohnen, sind wieder den Engländern unterthänig. Nördlich von ihnen folgen erst die freien Zulu-, dann die Swasi-Kaffern, welche beide nach südafrikanischen Verhältnissen mächtige Reiche bilden. Noch weiter nördlich am Meere kommen die Amatonga, dann die Makoapa oder Knopneusen, und andere uns wenig oder gar nicht bekannte Kafferstämme, deren nördlichste Grenze noch nicht genau erforscht ist. Die



Wandernde Kaffern.

größten dieser Stämme stehen unter Königen, die kleineren unter Häuptlingen und Unterhäuptlingen.

Die Fürsten der Kaffern werden nicht gewählt, sondern geboren; wer nicht aus einer regimentsfähigen Familie stammt, hat bei ihnen nicht das nöthige Erfordernis des Herrschers. Doch ist nicht immer, ja nicht einmal zumeist, der älteste Sohn der Nachfolger in der Würde seines Vaters; sondern das ist der älteste Sohn der großen Frau, d. h. der vornehmsten unter den vielen Frauen desselben, die in der Regel nicht seine erste, sondern eine spätere Frau ist.

Die Vielweiberei, die demnach bei den Fürsten herrscht, und zwar in großer Ausdehnung, so daß je nach Maßgabe seiner Macht und Würde auch die Zahl seiner Frauen sich bemißt, herrscht überhaupt bei dem Volke. Je nach dem Stande seines Besitzes schafft sich der Kaffer Frauen an, die gekauft und mit 6, 8, 10 und mehr Stück Vieh bezahlt werden.

Mit dem Familienleben sieht es darum sehr kläglich aus. Das Verhältnis von Mann und Frau ist meist nur ein ganz äußerliches, von Kinderzucht ist keine Rede, und ebensowenig von Gehorsam und Hochachtung der Kinder gegen die Eltern. Ehebruch und Unzucht sind unter dem Volke weit verbreitet und werden durch alte und neue Unsitten unter Jung und Alt gestützt und befördert.

Überhaupt steht es mit dem sittlichen Zustande desselben sehr gering. Raub und Mord wird viel verübt, besonders durch nächtliche, hinterlistige Überfälle eines Stammes gegen den andern. Die Trunksucht ist auch nicht selten, und neuerdings ist zu dem weniger schädlichen Kafferbier der so viel verderblichere Branntwein hinzugekommen.

Das fleischliche Wesen der Kaffern wird durch keinerlei Religion in Schranken gehalten, denn sie haben nichts von Religion, auch keine Götzenbilder. Dagegen findet sich unter ihnen, doch in sehr abgeschwächter Form, Dienst und Verehrung der Ahnen, namtlich ihrer berühmten Könige und Häuptlinge. Die Zauberei, die vielfach in Giftmischerei besteht, und die von den Zauberern (Takati's) nach Überlieferung zunftmäßig betrieben wird, ist weit unter dem Volke verbreitet und gefürchtet. Hülfe dagegen sucht und findet man bei den Zauberdoktoren (Tsannsi's), deren Kunst gleichfalls auf natürlicher Begabung und auf Studien beruht. Daß hier wie dort neben viel Lug und Trug auch dämonische Kräfte wirksam sind, scheint unleugbar zu sein.

Berühmte, allgemein dafür anerkannte, gleichsam dazu geborene Regenmacher sind ihre Häuptlinge, die trotz der zahlreichsten Miserfolge doch immer wieder um ihre Hülfe in dieser Hinsicht angegangen werden. Es ist dies ein neuer Grund zur Hebung ihrer Macht und Würde. Dieselben würden völlig unbegrenzt sein und über Besitz, Kraft und Leben ihrer Unterthanen ganz willkürlich bestimmen können, wenn sie nicht eine gewisse, oft ziemlich starke Schranke an der Körperschaft der Amapakati, Geheimen Räthe, fänden. Vor den Fürsten und die Versammlung dieser Amapakati müssen alle Streitsachen gebracht werden. Da zeigt sich dann leider die Spitzfindigkeit und die Beredtsamkeit der Kaffern in ausgedehntestem Maße.

Überhaupt sind sie in allen Sachen, welche die Dinge dieser Welt betreffen, außerordentlich begabt. Sie sind schön gewachsene, starke und

stattliche Leute, während die Frauen durch die Überlast der Arbeit weniger ansehnlich sind. Sie wissen sich sehr schön zu halten und zu bewegen. Die Kaffern gehen fast ganz nackt; die Männer tragen nur einen Fellkaroß oder eine wollene Decke, die Frauen einen größeren oder kleineren Schurz oder Rock. Als Zierrathe lieben sie Ringe und Perlen. Ihre Hauptwaffe ist die Assagai, ein Spieß mit breitem Eisen, der mehr zum Werfen als zum Stechen bestimmt ist. Auch den Knopf-Kirri der Hottentotten wenden sie häufig an.

Ihre Sprache ist sehr ausgebildet und sehr wohlklingend. Dieselbe erinnert in ihrer Fügung mehrfach an das Hebräische, überhaupt Semitische. Merkwürdig ist, daß die Kaffern auch die Beschneidung haben; freilich nicht der Kinder, sondern der Jünglinge, und nicht als eine religiöse Sitte, sondern als eine Art Mannbar-Erklärung, und zwar unter allerlei unzüchtigen Belehrungen und Gebräuchen. Da man zudem unter den Kaffern, namtlich unter den Häuptlingsfamilien häufig ganz orientalisch aussehende, ziemlich hellfarbige Gesichter findet, so ist die Meinung aufgekommen, die Kaffern seien ein Mischvolk aus Negern und Semiten, etwa Arabern. Die Sache ist noch nicht ausgemacht.

Die Hauptbollwerke des heidnischen Kafferthums sind, um dies nochmals deutlich hervorzuheben, die Häuptlingschaft, die Zauberei, die Vielweiberei und die Beschneidung mit ihren Gräueln.

Bethel,

so nannte Miss. Döhne die Station, die er bei dem Häuptling Gasäla gründete, und nachdem er etwa ein Vierteljahr lang an einem ungeeigneteren Platze sich aufgehalten hatte, 1837 an die Kumakale verlegte. Ungefähr in einem Halbkreise umgibt dieser Fluß den Platz, der schönes Land zum Anbau hat; dahinter erhebt sich allmählich das Gebirge, welches zum Theil mit dichtem Urwald bestanden ist, zum Theil die kräftigste Alpenweide darbietet. Die Station selbst liegt schon höher, als der Brocken, und mag fast 4000 Fuß über dem Meeresspiegel erhaben sein.

Miss. Döhne hatte es dort in der ersten Zeit sehr schwer. Eine elende Hütte war seine Wohnung, Milch und Kafferkorn seine einzige Nahrung. Dazu war er ganz vereinsamt und viele Meilen weit von der nächsten Station entfernt. Die Sprache mußte er gleichsam erst entdecken und den Eingeborenen mühsam ablauschen — mit Hülfe seiner sprachlichen, namentlich hebräischen Kenntnisse, und vor allem des Herrn selbst, den er oft im Gebet ausdrücklich darum anrief. Der gesegnete Erfolg hiervon war aber dieser, daß er zum Staunen zweier

Brüder von Bethanien, die ihn einmal in seiner Verlassenheit besuchten, nach drei Vierteljahren frei kaffersch predigen konnte.

Nach Jahr und Tag ward seine Lage besser. Da führte ihm der Superintendent Pehmöller seine Braut zu, und nicht lange nachher erhielt er an Liefeldt und später an Joh. Schmidt Gehülfen in der Arbeit.

Erfolg seiner Predigt hatte er etliche Jahre keinen. Die Leute kamen wohl zur Predigt, ja selbst die „große Frau" Gasälas hielt sich fleißig zum Worte; aber an Bekehrung dachte keiner. Endlich im Jahre 1840 ging der Erstling aus der Wüste des Heidenthums in das Canaan des Reiches Gottes ein, und ward deshalb bei seiner Taufe „Josua" genannt.

Josua Hermanus, wie er mit seinem vollen Namen hieß, hatte schon vorher mancherlei Verkehr mit den Europäern gehabt, war Offiziersbursche, später Fuhrmann und endlich Döhnes Dolmetscher gewesen. Er war ein ernster, verständiger und fleißiger Mann. Bald konnte ihn Döhne mit in der Schule verwenden, ungerechnet daß er auch sonst als Zeuge und Streiter Christi sich erfinden ließ und diesem und jenem den Weg aus der Wüste nach Canaan zu weisen beflissen war. Freilich ging es auch bei ihm nach einigen Jahren nicht ohne tiefen Fall ab. Aber er that sehr bald rechtschaffene Buße, und nachdem er in der ersten Zeit seiner Ausschließung wie zerschlagen gewesen war, suchte und fand er Gnade. Doch lebte er zunächst mehr zurückgezogen. Nach seiner Wiederaufnahme erwarb er sich dadurch ein nennenswerthes Verdienst, daß er auf Bethel einen Verein von Kafferchristen zusammenbrachte, der für die Übersetzung der Bibel in die Kaffersprache mit Gebet und Gaben thätig war.*)

Das war im Jahre 1845. Damals war Bethel nicht mehr die einzige Berliner Station im Britischen Kafferlande. Bereits 1838 war

Itemba

durch Miss. Schultheiß gegründet worden. Die Station lag nicht weit von Bethel an der Kobußi an den südlichen Ausläufern der Tola-Berge. Auch hier machte das gleichgiltige und fleischliche Wesen der Kaffern erst viel Noth. Nach der Predigt kamen öfter die Männer und sagten: „Wo ist nun der Tabak?" Oder die Weiber kamen und

*) Später ist er von Bethel verzogen, hat sich aber noch auf mancherlei Weise um das Wohl der Station verdient gemacht. Längere Zeit lebte er auf der großen Herrnhuter-Station Silo. Als Dr. Wangemann dort zum Besuch war, begrüßte ihn Josua mit freudestrahlendem Angesicht als den Vater seiner Gesellschaft, und dieser bezeugte von ihm, er sei ein Greis, dem man den Frieden Gottes aus den Augen leuchten sähe.

sagten: „Ich bin heut andächtig gewesen für ein Tuch.“ Trotz der schmutzigen Sünden, in denen sie lebten, konnten ihm junge Kafferburschen doch zurufen: „Mein Herz ist weiß, ach so weiß!“ Oder ein anderer, indem er die flache Hand hinhielt: „Mein Herz ist so!“

Sein erster Mitarbeiter Robert Lange verließ ihn bald und wandte sich zu den Wesleyanern; dafür erhielt er 1840 an Miss. Posselt mehr als Ersatz. Zwei Jahre darauf wurden die beiden Erstlinge getauft. Sie haben sich beide treu bewährt. Als es mit dem einen von ihnen, mit Johannes Masusa, der den andern, seinen Dienstherrn, erst zum Gehör des Wortes aufgefordert hatte und ihm im Glauben vorangegangen war, nach mehreren Jahren zum Sterben kam, hat er seine Angehörigen noch mit diesen Worten vermahnt: „Haltet an zu kämpfen, werdet nicht müde. Mein Herz ist voll Freude, denn ich weiß, daß ich nicht sterbe; ich weiß, daß der Tod gestorben ist wegen des Todes Jesu.“

So war sowohl auf Bethel als auf Itemba das Werk in guten Gang gekommen. Die Brüder Liefeldt und Posselt machten sich darum auf und legten 1843 die neue Station Emmaus an.

Emmaus,

nur 1 ½ Stunde von Bethel und 2 ½ Stunden von Itemba gelegen, gehörte noch zum Gebiet Gasälas. Da aber dort zu wenig Leute wohnten, und ein Missionar genügend war, so zog Posselt drei Tagereisen weit davon und errichtete 1845 an dem Flüßchen Indwe die neue Station

Endweni.

Ein alter kafferscher Geheimrath sagte von dieser Gegend: „An der Indwe hinauf zieht sich Haus bei Haus. O der Fettigkeit des Landes! Die Sahne wird geschnitten mit dem Messer.“

Gasäla,

außerhalb dessen Gebietes diese letzte Station lag, war inzwischen gestorben. Als dieser kleine Häuptling bei der großen Versammlung der Kafferhäuptlinge in King-Williamstown (-taun) 1836 erfuhr, daß Döhne sein Missionar werden sollte, war er außer sich vor Freude: er wolle ihn nicht wie einen Freund und Bruder, sondern wie einen Vater ehren. Insofern hat er dies auch gethan, als er von Döhne manchen guten Rath annahm, und die Kinder zur Schule anhielt, die Erwachsenen in die Predigt trieb und die Lärmmacher ernstlich bestrafte. Aber das Evangelium für sich selbst annehmen und sich selbst ernstlich bekehren: davon war bei ihm keine Rede. Im Gegentheil: er ließ Regenmachern und Zauberdoctoren seine Gunst und Hülfe

angedeihen; er hinderte seine große Frau, zur Taufe zu gelangen; und besonders seitdem mehrere seiner Leute erweckt wurden und sich bekehrten, da wuchs in demselben Maße seine Feindschaft gegen diese sowie gegen das Evangelium. Unter den Missionaren suchte er, wiewohl vergeblich, Zwist anzurichten, indem er namentlich Posselt sehr begünstigte und andere abstoßend behandelte. Doch durfte er dies nicht lange treiben. Er hatte seiner Anmaßungen und Gewaltthaten zu viel gemacht und mußte dafür die Rache des Xosa-Kafferkönigs Sandili fürchten. So flüchtete er gegen die Colonie hin, um dort dem Schutze der Engländer näher zu sein. Bald aber ergriff ihn dort die entsetzliche Krankheit des Herodes: das Fleisch ist ihm bei lebendigem Leibe abgefallen und Würmer haben denselben verzehrt. Das war im Jahre 1844. So hat Gott der Herr an ihm die Verachtung und Verfolgung seines Wortes furchtbar heimgesucht.

Indeß Gasäla war eine geringe und schon hinschwindende, ja vorübergegangene Gefahr für unsere Mission im Kafferlande gewesen im Vergleich mit der viel größeren Noth, die sich nach Verlauf der ersten acht Jahre einer im ganzen ruhigen Entwickelung nunmehr gegen dieselbe, ja auch gegen alle andere evangelische Missionsthätigkeit, ja selbst gegen alle christliche Gesittung und Herrschaft drohend und gewaltig erhob.

Zwei neue Kafferkriege,

der vierte und fünfte, brachen nämlich kurz nach einander aus, und der sechste, der wohl der furchtbarste von allen geworden wäre, ward nur eben noch durch die rechtzeitige Energie der Engländer im Keime erstickt.

Schon im Jahre 1845 ward es unruhig unter den Kaffern. Das Viehstehlen und die Überfälle gegen einsame Ansiedler an der Grenze mehrten sich. Damals ward auch unser eben erst ausgesandter Missionar Scholz von einem Kaffer durch den Wurf einer Assagai getödtet.

1846 brach der Krieg völlig aus: in kurzer Zeit waren alle Missionare vertrieben und alle Stationen verbrannt. Die kriegerischen Unruhen hielten zwei Jahre an; erst Weihnachten 1847 ward auf offenem Felde bei King-Williamstown Friede geschlossen.

Vor dem Gouverneur waren zwei Stäbe aufgepflanzt: der eine, der einen großen kupfernen Knopf hatte, stellte den Frieden dar; der andere, ein gewöhnlicher Polizeistock, sollte den Krieg bedeuten. Alle Kafferhäuptlinge traten ihrem Range gemäß der Reihe nach vor und legten ihre Hand auf den Friedensstab. Dann verkündete ihnen der Gouverneur, daß das eroberte Stück Land von der Keiskamma bis zum Kay-Fluß von nun an Britisch-Kafferland heißen solle, und daß er künftig ihr oberster Häuptling und sein Wort das Gesetz des Landes sei. Endlich zog er ein Stück Papier hervor, riß es in Stücke, und während diese im Winde umherflatterten, rief er mit

lauter Stimme aus: „Da fliegen eure Verträge hin." Nun ergriff er den Stab des Krieges, hielt ihn einige Secunden in wagerechter Richtung und schleuderte ihn dann mit großer Gewalt zu Boden unter den Worten: „Das ist das Ende des Krieges, nun laßt uns drei Mal Hurrah rufen zu Ehren des zukünftigen Friedens."

Unsere Missionare kehrten nun, zumal ihnen wie allen Missionaren von den Engländern ausdrücklich Schutz verheißen war, auf ihre Stationen zurück. Es waren Schultheiß, Liefeldt und der 1845 ausgesandte Kropf. Döhne, Posselt, und der ebenfalls 1845 ausgesandte Güldenpfennig nahmen ein neues Gebiet für die Berliner Mission in Angriff. Johann Schmidt ging nach Saron (S. 24).

Bethel und Itemba erhoben sich bald aus der Asche, während Endweni bis jetzt noch gar nicht und Emmaus damals nicht wieder aufgebaut wurde. Aber die Ruhe dauerte nur kurze Zeit.

Bereits im August 1850 stand an der Keiskamma ein Prophet, ein junger Kafferbursch, gegen die Engländer auf, der den Beinamen Umlandscheni d. h. Flußmann erhielt. Man erzählte nämlich von ihm, daß er in dem Flusse Keiskamma lebe und dort seine Pfeife rauche. Dieser junge Mensch prahlte, er wolle alle Büsche in Kaffern verwandeln; er wolle alle Forts der Engländer und das Wasser im Büffelfluß, an dem dieselben angelegt sind, mit Feuer verbrennen; er wolle bewirken, daß die Gewehre der Engländer nur Wasser schössen; er wolle wie der Wind vor ihren Pferden hineilen, so daß sie ihn nie fangen könnten, und wenn sie ihm das Haus abbrennen wollten, so würde es unverbrennbar sein. Von den Häuptlingen ward er offen begünstigt und sein Ansehen wuchs immer mehr; schaarenweise strömten von allen Seiten her die Kaffern zu ihm, denen er Zaubermittel gab und das Land voll Kafferkorngärten versprach.

Bald riefen auch die mit der neuen Ordnung der Dinge unzufriedenen Häuptlinge alle in der Colonie dienenden Kaffern nach Hause. Und es war bewundernswerth und ein Zeichen der die Gemüther beherrschenden Obergewalt der Häuptlinge, daß alle diese unverzüglich und oft genug mit Zurücklassung ihres schon erarbeiteten oder bald zu hoffenden Lohnes dem Aufgebot Folge leisteten, während andere freilich mit gestohlenen Schafen und Ochsen im Heimathlande eintrafen. Sofort begannen nun alle der Kaffergrenze benachbarten Weißen mit ihrem Vieh und ihren Habseligkeiten weiter in die Colonie hinein zu flüchten.

Zwei Mal kurz hinter einander kam der Gouverneur nach King-Williamstown, und empfing die Friedensversicherungen eines Theiles der Kaffern. Es waren das indeß nur leere Trugworte und gerade am Tage vor Weihnachten 1850 fanden die ersten Feindseligkeiten statt.

Schon im Januar ging Bethel in Flammen auf, später auch Itemba, außerdem noch 21 Stationen. Die Kaffer-Christen unserer und der anderen Stationen zogen sich bei Kingwilliamstown zusammen und bildeten dort ein kleines christliches Heerlager. Dort hatte auch der Gouverneur seine Hauptmacht an Weißen und Farbigen. Dort standen außer andern Hottentotten auch die 80 Mann von Zoar (S. 36) und mehrere tausend von dem Kafferstamme der Fingu, der früher von den anderen Kafferstämmen verachtet und zertreten worden war, während im Gegentheil die am Katriver angesiedelten christlichen Hottentotten, die dort eine kleine christliche Hottentotten-Gemeinschaft bildeten, sich zu den empörten Kaffern schlugen, um zusammen mit diesen die englische Oberherrschaft abzuwerfen und eine unabhängige christliche Hottentotten-Republik zu gründen.

Im ersten Jahre konnten die Engländer gegen die Übermacht nichts ausrichten. Da ordnete der Gouverneur in diesem Jahre 1851 auf den Tag des Ausbruchs des Krieges, 24. December, einen allgemeinen Buß- und Bettag für die ganze Cap-Colonie an, während andererseits das Comité zu Berlin für alle Hülfsvereine einen solchen Buß- und Bettag, auf den Epiphaniastag 1852 ausschrieb. Von da ab war Gottes Segen und Erfolg auf Erfolg mit den englischen Waffen. Die Kaffern wurden aus den Tola-Bergen, ihrer überaus starken natürlichen Festung, herausgedrängt, und mußten sich schließlich über den Kay-Fluß zurückziehen. Der dort herrschende König Kchili wollte sie aber nur unter der Bedingung aufnehmen, daß sie seine Unterthanen würden. Das mochten sie nicht, und so baten sie den Gouverneur um ein Stück Land diesseits des Kay. Das erhielten sie auch, aber nicht in den Tola-Bergen: die sollten für europäische Ansiedler und zu Militärposten verwandt werden; sondern am Fuße jenes Gebirges, nach dem Meeresstrande zu, ein flaches, hie und da hügeliges Land, ohne Wald und Busch. Die einflußreichsten Häuptlinge wurden auf der Robben-Insel, der Capstadt gegenüber, mehrere Jahre lang gefangen gehalten.

Unsere Kaffer-Missionare hatten in dieser Kriegszeit verschiedene Arbeit gehabt. Kropf hatte während der Zeit mit in Zoar geholfen. Schultheiß, der schon zwischen dem vierten und diesem fünften Kafferkriege die ersten geistlichen Lieder in's Kaffersche übersetzte, hatte jetzt an dem Kaffergesangbuche weiter gearbeitet; desgleichen hatte er eine Agende für die Kaffergemeinde geschrieben und die Übersetzung der Calwer biblischen Geschichten vollendet. Auch hatte er noch eine Inspectionsreise zu allen Berliner Stationen ausgeführt und hatte sich nach Vollendung derselben nach Europa eingeschifft, wo er dann im Frühjahr 1852 eintraf. Liefeldt hatte in Predigt und Seelsorge die Hauptarbeit übernommen und hatte an den Ge-

meindegliedern von Bethel und Itemba wie auch sonst an den Soldaten und in den Lazarethen vollauf zu thun gehabt.

Im März 1853 kehrten unsere Kafferchristen unter Liefeldts Führung von Kingwilliamstown nach Bethel zurück. Sie waren während ihres Aufenthalts in dieser Stadt zu einer gewissen Wohlhabenheit gelangt, und so ging der Wiederaufbau der Station schnell von Statten.

Bald stellte sich auch Missionar Kropf wieder ein und brachte als neuen Missionar (den 1848 ausgesandten) Bruder Rein mit. Missions-Superintendent Schultheiß kehrte 1854 wieder, und zwar in Begleitung von drei Bauhandwerkern (Briest, Strobel und Kupfernagel), schied aber nicht lange nachher um eines schweren Gemüthsleidens willen aus dem Dienste der Berliner Mission. (Er hat sich später in der Gegend von Harry-Smith im Oranje-Freistaat ein Landgut gekauft und ist auch dort für Bauern und Schwarze geistlich thätig gewesen.) So blieb denn seine alte Station Itemba in Trümmern liegen.

Die Bevölkerung von Bethel war inzwischen eine andere geworden. Gasälas Sohn, Tois, hatte, obgleich er stets den Engländern treu geblieben war, mit seinem Volk aus seinem schönen Berglande weichen müssen und hatte seinen Wohnsitz in der Nähe von King-Williamstown erhalten. Mehr und mehr sammelte sich in Bethel eine Bevölkerung von Trümmern verschiedener größerer und kleinerer Stämme. Die Arbeit an diesen Leuten war in den nächsten Jahren nicht ohne Erfolg.

Inzwischen ward die Unzufriedenheit der aus ihren lieben Bergen vertriebenen Kaffern immer größer. Ihre Haupthoffnung setzten sie auf den mächtigen Kafferkönig Kchili im Freien Kafferlande; doch machten auch Sandili, der Gaika-Fürst und nächste Nachbar von Bethel, und Mjala, der Chlambe-Fürst und ehedem Schirmherr von Bethel, allen ihren Einfluß zur Aufregung der Kaffern geltend.

Bereits 1856 stand im freien Kafferlande wieder ein Prophet auf, Umjlakazza mit Namen. Es waren Gerüchte von dem Krimkriege bis in diese Gegenden gedrungen, und so weissagte er denn, die Russen würden kommen und ihnen helfen, dazu würden ihre alten berühmten Kafferhäuptlinge wieder auferstehen. Damit aber das geschehen könne, müßten sie das durch die Engländer verunreinigte Land dadurch reinigen, daß sie nicht säeten und daß sie alles Vieh schlachteten; es würde ihnen dies später reichlich wieder ersetzt werden. Das geschah denn weit und breit, und die Häuptlinge, welche diese Sache mit allen Kräften förderten, haben sicherlich die Absicht dabei gehabt, daß das durch Hunger zur Verzweiflung getriebene Kaffervolk desto kühnere Thaten im Kriege gegen die Engländer vollbringen sollte.

Die Engländer aber griffen dies Mal zu rechter Zeit ein: sie warfen so viel Truppen nach Britisch=Kafferland als ihnen möglich war. Außerdem beorderten sie die Fremdenlegion dorthin, und diese Anfang 1857 eintreffende kriegerische Schaar benahm durch ihr bloßes Aussehen den Kaffern allen Muth, den Krieg zu beginnen. So ging diese drohende Gefahr vorüber. Das aber geschah, daß in Folge der Hungersnoth Tausende von Kaffern in die Colonie wanderten und andere Tausende elend umkamen. Die politische Kraft der Xosa=Kaffern ist seitdem als gebrochen anzusehen.

Noch fester ward die britische Herrschaft in diesem Gebiet des Kafferlandes dadurch begründet, daß einestheils nach Auflösung der Fremdenlegion, die vorher etliche Militär=Colonien gegründet hat (darunter Stutterheim dicht bei Bethel), sich eine namhafte Anzahl der Legionäre im Lande ansiedelten; und daß anderntheils 1858 eine beträchtliche Einwanderung aus der Uckermark und aus Pommern Statt fand, durch welche mehrere deutsche Dörfer gegründet wurden.

Hiermit ist die zweite Periode unserer Kaffermission, das mit Krieg und Kriegsgefahr erfüllte Jahrzwölft von 1845 bis 1857, abgelaufen. Es beginnt nun die dritte Periode, das Jahrzehent friedlicher Entwickelung von 1857 bis 1867.

Es hatte sich, wie wir gehört haben, nach Beendigung des fünften Kafferkrieges eine so bedeutende Anzahl von Missionaren und Missions=Gehülfen in Bethel zusammen gefunden, daß eine Theilung derselben und Versetzung auf andere Missionsplätze in der Natur der Sache lag. Diese geschah denn auch noch im Laufe der zweiten Periode. Wir sehen uns aber zuerst nach dem Hauptstamm

Bethel

um, und führen dessen Geschichte die dritte Periode hindurch, um dann die Geschichte der Entstehung und Entwickelung der Nebenzweige ebenfalls im Zusammenhange uns vorführen zu können.

Bei den mancherlei Schwierigkeiten, welche die Neugründung von Bethel mit sich brachte, war es dem Missionar Kropf, dem Vorsteher der Station, sehr erwünscht, an einem angesehenen Kafferchristen einen treuen und verständigen Gehülfen zu haben. Dieser Mann heißt

Bunge.

Es war schon über zehn Jahre her, daß dieser Mann getauft worden war. Als im Jahre 1837 Missionar Döhne an der Kumakale sich niederließ, lebte er bei seinem Vater Gojlo, einem Häuptling, in der Nähe der Station Bethel. Da geschah es, daß dem Missionar ein hoffnungsvoller Gehülfe, der Fingu Matiwane, im Jahre 1842 plötzlich dahinstarb. Döhne war von diesem schweren Schlage aufs

tiefste und schmerzlichste betroffen worden, hatte aber dabei die getroste Zuversicht, daß sein lieber Matiwane in die himmlische Seligkeit eingegangen sei. So predigte er denn aus vollem und bewegtem Herzen an Matiwanes Grabe und ebenso die beiden folgenden Sonntage über die Seligkeit der Gläubigen nach dem Tode und über die Vorbereitung auf ein seliges Sterben.

Durch diese Predigten wurde Bunge kräftig erweckt. Auf sein Bitten wurde er auch in den Taufunterricht aufgenommen. Aber nun ging die Feindschaft der Seinen an, und alles wurde aufgeboten, ihn wieder abwendig zu machen. Seine Erweckung hatte nämlich so gewaltig auf ihn eingewirkt und ihn so sehr ergriffen, daß den Missionaren oft selbst bange wurde, wenn sie ihn in der Kirche sitzen sahen, wie er am ganzen Leibe heftig zitterte und seine Zähne fest auf einander biß, um lautes Schreien zu unterdrücken, wobei ihm die Thränen aus den Augen flossen.

In Folge dieser Gemüthsbewegungen überfiel ihn eine Krankheit. Nun weissagten seine Mutter und seine Geschwister ihm den Tod, falls er nicht in Sünden bleibe wie sie. Miss. Döhne hatte deshalb manche Sorge um ihn und gab sich viel Mühe, ihn aus seinen Familienverhältnissen herauszureißen. Es scheiterte dies aber an dem Widerstande seines älteren Bruders Nqatje, unter dessen Wort und Willen er noch stand. So gelang es denn allen den drohenden und lockenden Einflüssen, ihn zu bewegen, daß er nach vier Wochen wieder aus dem Tauf-Unterrichte wegblieb.

Es war dem Miss. Döhne sehr leid um diesen Jüngling. Aber er hatte die Hoffnung, daß er die einmal erfahrene Macht der Gnade nicht wieder aus seinem Herzen würde austilgen können, und daß die Stunde seiner Wiederkehr doch noch schlagen möchte. Er kam auch noch immer zur Kirche, und oft traf ihn das zweischneidige Schwert des Wortes Gottes so scharf, daß er es nicht aushalten konnte, sondern hinausgehen mußte.

Die gehoffte Stunde kam auch. Bunge hatte nach seiner ersten Erweckung die Welt nicht wieder lieb gewinnen können trotz aller Anstrengungen der Seinen, namentlich seiner Mutter. So riß er denn durch, trennte sich von den Seinen und zog auf die Station. Im Jahre 1844 ward er getauft und bekam bald das Zeugnis, daß er einer der beständigsten der kleinen Gemeinde sei.

Ja, es begab sich etwas ganz Unerwartetes. Seine Mutter, die ihn sehr liebte, zog ihm nach auf die Station. Und es ging nicht lange, so äußerte die Gnade Gottes auch an ihr solche Wirkungen, daß sie, die früherhin berühmte Zauberin und Regenmacherin, noch im Jahre 1845 in den Taufunterricht trat und später auch getauft wurde.

Dieser Bunge, der auch während des vierten und fünften Kaffer-

krieges Treue und Glauben hielt, ward Missionar Kropfs willkommener Mitarbeiter. Zunächst zwar hatte er kein bestimmtes Amt. Aber er wiederholte des Abends in der Kirche die Predigt, welche des Morgens gehalten worden war; er betete ab und zu in einer Versammlung; er hatte eine Art Aufsicht über die Gemeinde, welche damals 50 Seelen stark war, und bald (1857) ward er auch von der englischen Behörde als Ortsschulze förmlich anerkannt.

Da geschah es, daß ihm mehrere Kinder erkrankten und zwei davon starben. Das traf ihn sehr hart und erschütterte seinen ganzen Glauben. Zugleich suchte eine große Dürre (1860) das Land heim, seine Frau mochte auch zureden, und so ward er immer mismuthiger, legte gegen Ende des Jahres sein Schulzenamt nieder und brachte während der Weihnachtszeit seine Familie zu seiner Schwiegermutter jenseits des Kay.

Schon dachte er auch daran, selbst von der Station wegzuziehen. Auf Gegenvorstellungen erwiderte er stets: „Die Gräber meiner Kinder erschrecken mich." Während Miss. Kropf durch eine Reise abwesend und in Silo war, zog er dann auch wirklich ab. Volle drei Wochen hat er an dem angeschwollenen Kay warten müssen, ehe er hinüber konnte; er ist aber dennoch nicht wieder umgekehrt. Zu den Stationsleuten sagte er: „Ich habe durchaus nichts gegen den Lehrer oder irgend einen auf dem Platze, ich sehe vor mir nur einen großen Schatten." Und in seinem letzten Morgengebet auf der Station betete er: „Wo werde ich enden?"

Es läßt sich denken, daß dieses Ereignis von niederschlagendem Einfluß auf die Station sein mußte. Es war dringend zu befürchten, daß eine ganze Anzahl aus der Familie dieses angesehenen Mannes gleich ihm die Station verließen. Und außerdem ward dadurch den Christen und allen Stationsleuten ein großes Ärgernis und den Heiden ein Triumph bereitet. Doch es gab auch Heiden, die verständiger urtheilten, so z. B. der Häuptling eines benachbarten Kraals, dem Missionar Kropf diese traurige Nachricht mittheilte. Dieser nahm einen Strohhalm in die Hand, und indem er auf die ganze Länge desselben hindeutete, sagte er: „So groß ist Bunge bei dir gewesen." Dann verdeckte er den ganzen Strohhalm, so daß nur ein Spitzchen hervorsah, und sprach: „Aber dort wird er so klein sein."

Der eigentliche Grund seines Falles ward bald klar: es war die Begierde, noch ein zweites Weib zu nehmen. Aber er ward mit dieser Sünde, als er sie begangen hatte, hart bestraft: jenes zweite Weib war zänkisch und roh und quälte ihn unablässig.

In diesem seinem Elende und während er in einer fast unzugänglichen Höhle am Kayfluß wohnte, machten sich zwei alte Christen, der Erstling von Bethel Josua Hermanus, der gerade zum Besuch in Bethel war, und der Schulze Willem Jamela, auf, um ihm

ins Herz und Gewissen zu reden. Er erwiderte ihnen: „Die Sünde, die ich gethan habe, habe ich nicht gethan durch plötzliches Fallen; ich habe dieselbe lange bedacht, habe gegen sie gekämpft, und endlich habe ich sie mit Bedacht gethan.“ Hermanus entgegnete: „Du hast die Sünde gethan — wie sieht es nun in deinem Herzen aus?“ Bunge antwortete: „Mein Herz ist voll Furcht und Schrecken alle Augenblick, ich habe auch nicht eine Viertelstunde Ruhe.“

Bald darauf kam er selbst nach Bethel, um seine erste Frau von da abzuholen. Wiederum ward ihm aufs beweglichste zugeredet. Aber es half alles nichts. Sein letztes Wort war: „Wenn ich sterbe, dann sterbe ich den Tod der Finsternis, in die ich muthwillig hineingegangen bin. Ich kann nicht sagen: ich werde wieder zu euch kommen. Betet für mich!“



Bunge's Hütten.

Ab und zu kam er nachher noch auf Bethel in die Kirche und setzte sich dann, oft mit verhülltem Angesicht und strömenden Thränen, auf die Bank der Ausgeschlossenen oder unter die Heiden. Aber es geschah das immer seltener. Auch seine Frau Nomama zog ihm endlich nach in die Einöde.

Es ist in Afrika und auch in unserer heimischen Missionsgemeinde viel für den Mann gebetet worden. Wird er noch wiederkehren?

Die Begegnung, die 1867 Director Wangemann sowohl auf Bethel als auch in der Felsenwüste, wo er wohnte, mit ihm hatte, schien fast alle Hoffnung dazu abzuschneiden. Er hatte inzwischen noch eine dritte Frau genommen. Das Ende von Bunge's Rede war: „Ich kann nicht, ich habe keine Kraft“, nämlich keine Kraft, mitzubeten, ja selbst keine Kraft, das Versprechen zu geben, er wolle jeden Abend

diese Worte beten: Gott sei mir Sünder gnädig! „Für jetzt, das war Dr. Wangemann's Gefühl, ist nichts erreicht, Gott erbarme sich, daß vielleicht später der Same aufgehe!"

Nöthe und Erquickungen

hat es in dem Zeitraum von 1857 bis 1867 mancherlei gegeben; doch sind, Gott sei Dank! der letzten mehr gewesen.

Noth machte bald nach der deutschen Einwanderung die Besorgnis, daß die Regierung die Bethelschen Ländereien an Weiße und Schwarze verkaufen würde. Indeß ging diese Besorgnis nicht in Erfüllung, vielmehr ward der Station ein bestimmtes Landgebiet seitens der Regierung zugesprochen.

Noth machten, namentlich im Jahre 1861, dem Jahre, wo Bunge den tiefen Fall that, mehrere andere Rückfälle. Noth machten die immer mehr wirksamen Einflüsse der europäischen Civilisation. Die Kaffern wurden sichtlich träger und gewöhnten sich dazu an das Branntweintrinken wie auch an Putz und Flitterstaat. Dadurch verarmten sie und legten sich aufs Betteln, wobei sie je länger desto begehrlicher wurden.



Kirche zu Bethel.

Dagegen hatte Missionar Kropf rechte Hülfe von dem Kafferschulmeister Petrus Masiko, der in Gnadenthal gebildet ist; ferner an dem Handwerksbruder Briest und seit 1865 namentlich an dem Missionar Beste.

Mit Freuden konnte er ferner wahrnehmen, daß die Beiträge der Gemeinde mehr und mehr in Gang und Wachsthum kamen. Eine große Freude war ihm die Grundsteinlegung einer neuen Kirche,

bei deren Bau die Stationsleute sowie die deutschen und englischen Colonisten getreulich mithalfen, und gar die Einweihung derselben, die 1866 erfolgte, bei welcher die geringen damals noch übrigen Schulden durch reiche Gaben völlig gedeckt wurden. Die Kirche ist etwa 4500 Thaler werth; von Berlin wurden dazu nur 500 Thaler baar gezahlt.

Die größte Freude aber war die Zunahme der Gemeinde durch neue Glieder, wie ihr solche fast an jedem Epiphaniasfeste, und hier und da auch noch zu anderen Zeiten hinzugethan werden konnten.

Erfreulich ward seit 1866 ein Außenposten, eine Fingu-Ansiedelung an der Kobußi, wo sich ganz besonders ein frisches geistliches Leben bemerkbar machte.

Auf seiner Inspectionsreise im Jahre 1867 fand Dr. Wangemann die Verhältnisse unserer Stationen in Britisch-Kafferland so angethan, daß er den Miss. Kropf zum Superintendenten ernannte und sämmtliche Stationen unter dessen Leitung als

Sydonal-Kreis Britisch-Kafferland

noch enger als bisher zusammenordnete. Das Amt der eingeborenen Gemeinde- und Predigthelfer auf den Außenplätzen (Diakonen und Evangelisten), welches auf Bethel und Wartburg bestand, ist seitdem noch gekräftigt und erweitert worden. Auch wurden die Gemeindeglieder seitdem noch mehr zu Beiträgen in Geld, Vieh, Korn u. s. w. ermuntert und haben sich dazu auch willig bewiesen. Eine neue Aufgenommenheit des geistlichen Lebens war seit der Zeit auf allen Stationen bemerkbar.

In Bethel wurden im Jahre 1868 außer der Fingu-Gemeinde an der Kobußi ein Außenplatz im Cenju-Thale und vier andere Kraale mit der Predigt besucht. Hier hatte besonders Miss. Beste seine Arbeit, die er mit großer Treue und Hingebung verrichtete. Der Predigthelfer waren damals zwei, der Gemeindehelfer waren vier. Alle zwei Monate wurden mit diesen besondere Versammlungen vom Superintendenten gehalten.

Außerdem ward Bethel ein Ort des Heiles für manchen verlorenen Sohn aus der deutschen Fremdenlegion, wie auch für manches friedesuchende Herz aus der pommerschen und uckermärkischen Ansiedlung. Es bildeten sich dort feste Gemeindeverhältnisse und Kropf ward ordentlicher Pastor der evangelisch-lutherischen Gemeinde Stutterheim. Ein Geist des Aufwachens und Heilsverlangens, mit angeregt durch baptistische Gewissensängstiger, ging damals segenspendend durch jene unsere Landsleute.

Im Februar 1869 während der Fastenzeit war Bunge wieder einmal in der Kirche zu Bethel — Bunge, der einst so wohl stand

und so fein lief, und der nun so tief gefallen, ja abgefallen war. Es war Jahr und Tag, seit man ihn das letzte Mal im Gotteshause gesehen hatte. Heute war der Text: der Verrath des Judas!

Die Leute auf Bethel hatten eine reiche Ernte gemacht. Aber sie hatten sich durch solche Güte Gottes nicht zur Buße und zur Dankbarkeit leiten lassen. Selbst die Kinder in der Schule gaben durch ihr ungezogenes Betragen ihrem treuen Schulmeister Petrus Masiko viel Anlaß zu seufzen und zu klagen. Und die Alten, die Heiden wie auch die Gemeindeglieder, braueten Bier auf Bier, und Gelage reihete sich an Gelage, und der Geist der Zuchtlosigkeit brach immer frecher heraus. Die Gemeindehelfer aber schritten gegen das Unwesen nicht kräftig ein, ja suchten dasselbe vor den Missionaren geheim zu halten. Da fühlte sich Miss. Kropf veranlaßt, über die Männer der Gemeinde auf eine Zeit lang den kleinen Bann zu verhängen. Am nächsten Sonntage blieb die Kirche geschlossen, kein Gottesdienst wurde weder an diesem Tage noch an einem Wochentage gehalten. Aber fast kein Erkenntnis und Bekenntnis, sondern Bitterkeit, Haß und die offenbarste Widersetzlichkeit war die nächste Folge davon. Doch kamen die Frauen der Station und baten um das Wort Gottes, weil sie ohne dasselbe nicht sein könnten.

Sieben Wochen darnach, als Miss.-Superint. Kropf von King-Williamstown heimkehrte, wo er bei der Durchsicht der kafferschen Bibelübersetzung mit beschäftigt gewesen war, wurde er zu seiner Überraschung und Freude von allen Männern des Platzes, auch von den ärgsten Rebellen, bewillkommnet. Von nun an gewann ein besserer Geist die Oberhand. Und wieder sieben Wochen später war der Kaffergottesdienst so zahlreich besucht, wie nur selten. Zum heiligen Abendmahl gingen neunundsechzig. Die ganze Gemeinde, ohne Ausnahme, hatte sich wieder eingefunden, alle hatten ihre Sünde erkannt und um Vergebung gebeten. Und nicht lange darauf machten sie unter sich aus, daß von jetzt ab bei Trauungen und Taufen die auf allen Stationen gebräuchliche, aber höchst gefährliche Gewohnheit, die ganze Nacht hindurch zu singen, abgeschafft werden solle. Wenn nach der Mahlzeit gebetet und gesungen sei und einer der anwesenden Gemeindehelfer eine Ansprache gehalten habe, so solle jeder nach Hause gehen. Eben so wollen sie eine bessere Beaufsichtigung der Kinder einführen, besonders am Sonntage.

Der fleißige Besuch des Gottesdienstes hielt auch an, selbst acht Tage vor Weihnachten war es so voll, daß es an Raum gebrach. Dennoch fehlte viel, daß die Gemeinde in Wahrheit ein Bethel, ein Gottes-Haus sei, ja, daß nur die erste Liebe zu Gottes Wort noch frisch und lebendig wäre.

Miss. Kropf war behufs jener Durchsicht der Bibelübersetzung

vier Monate abwesend. Der Herr aber stärkte unsern Br. Beste während der Zeit also, daß er alle Arbeiten der Station allein besorgen konnte. Für gewöhnlich war die Predigt auf zehn Außenkraalen die besondere Aufgabe des Miss. Beste und er pflegte am Mittwoch dieses seines Amtes wahrzunehmen. Alle vierzehn Tage, des Sonntags, ging auch Petrus Masiko zu diesem Zwecke aus.

Außer an dem seligen Sterbebett des schon länger leidenden Mwana, eines eifrigen Beters, sowie eines dankbaren Hörers und treuen Thäters des Wortes Gottes, hatten die Missionare eine ganz besonders große und unerwartete Freude an der Erweckung des alten

Ngatije,

eines Bruders von Bunge. Dieser hatte nun seit dreißig Jahren das Evangelium gehört, hatte jedoch immer hart und höhnisch widerstanden. Nun aber kam es anders. Er ging seufzend und gebeugt einher und nahm in der Kirche dem Prediger jedes Wort von den Lippen. „Lehrer, sprach er, mein Gewissen arbeitet, mein Herz ist unruhig, ich gebe nichts mehr um meine heidnischen Freunde, ich trinke auch nicht mehr, am liebsten höre ich Gottes Wort." Bald bat er um Aufnahme in den Taufunterricht: er könne es nicht länger aushalten, seine Sünden drückten ihn allzusehr und machten ihm große Unruhe, er suche Frieden bei Jesu.

Derselbe ist denn auch getauft worden und hat sich eine Zeit lang im Ganzen treu und ernst gehalten.

Allmählich aber wurde er kälter: er ging den Mahnungen und der Zusprache der Missionare zwar nicht geradezu aus dem Wege, aber sie hatten den Eindruck, als frage er nicht viel darnach. Endlich da er heftiger erkrankte, griff er zu dem beliebten Heilmittel der Kaffern, dem „Luftwechsel": er zog nach der Cenju, der Außenstation von Bethel. Bald gingen allerlei Gerüchte von ihm um; er aber, von den Missionaren gefragt, leugnete bestimmt, obgleich sein ganzes Wesen den inneren Abfall bekundete. Die übrigen Christen, die sehr wohl wußten, daß er bei einem Zauberer Hülfe gesucht hatte, wollten nach Art der Kaffern ihren Landsmann und Häuptlingssohn nicht verrathen. Endlich gestand es der Gemeindehelfer Gesa bei Gelegenheit der Beichte vor dem heiligen Abendmahl. Außerdem hatte er sich seit seinem Wegzuge von Bethel sowohl von der dortigen Kirche als auch von den Andachten, welche Gesa für die Kaffern in der Cenju hielt, beharrlich fern gehalten. Das alles hatte seine Ausschließung vom heiligen Abendmahl zur Folge. So kam er geistlich und auch leiblich immer tiefer herunter. Endlich aber führte ihn sein Elend nach Bethel zurück. Das drohende Wort der Missionare: „Du gehst verloren!" ließ ihm keine Ruhe. Er legte ein volles, un-

unumwundenes Bekenntnis ab und bat demüthig um Vergebung und Wiederzulassung zum heiligen Abendmahl. Möchte seine Buße eine aufrichtige und beharrliche sein.

Sein Bruder Bunge dagegen sank immer tiefer; außer der heidnischen Vielweiberei verfiel er auch der Trunksucht in erschrecklicher Weise. Mit ihm ist seine Frau Nomama tief gefallen. Seine alte Mutter Notomi, welche noch jahrelang auf der Station wohnen blieb, ist ihm schließlich auch nachgezogen in seine Felsenwüste, um ihn wo möglich noch zu retten und zurückzubringen. Außer ihm machte auch seine ganze Familie den Missionaren großes Herzeleid, theils durch Widersetzlichkeit und böses Beispiel, theils durch Wegziehen von der Station.

Überhaupt regte sich immer wieder ein Geist der Sicherheit, der Sündenlust und der Frechheit. Mehrere sonst zuverlässige Christen fielen demselben zum Opfer. Besonders schmerzlich war der Fall des so begabten und tüchtigen Schulmeisters Petrus Masiko in Trunkenheit und Ehebruch. Der arme Mann kam immer tiefer herunter. Endlich raffte er sich so weit auf, daß er auf der Herrenhuterstation Silo erst Aufnahme und dann Anstellung gefunden hat.

Eine Anzahl Leute, welche ganz in der Nähe der Kirche oder doch auf dem Stationslande gewohnt hatten, zogen von da fort und weiter hinweg, um der Aufsicht der Missionare mehr enthoben zu sein. Es war nämlich endlich, nach 15jährigem Bemühen, die von der Kumakale umflossene schöne Halbinsel, welche das Gebiet der Station ausmacht, für Eigenthum der Mission erklärt und damit die Rechte derselben für Handhabung der Zucht daselbst sehr vermehrt worden.

Andererseits sahen die Kaffern selbst ein, daß mit dem Branntwein und dem Luxus und dergleichen Gaben der europäischen Civilisation das Verderben über sie käme und kommen müßte. Und sogar Häuptlinge mit einer ganzen Anzahl ihrer Leute petitionirten bei dem Gouverneur um Entfernung der Schankwirthschaften; leider vergeblich, wegen der Gewerbe-Freiheit.

Das ganze Kaffervolk befindet sich gegenwärtig in einer bedeutenden Krisis. Das alte heidnische Kafferwesen kann nicht länger Bestand haben. Die Eisenbahnen, welche bereits gebaut zu werden beginnen, werden diese Umwandlung alter in neue Sitten nur noch beschleunigen. So stürzt sich denn ein Theil der Kaffern toll und thöricht in alle Schlingen und Gruben der europäischen Civilisation hinein. Andere dagegen wollen doch daneben das alte Kaffer-Unwesen festhalten, ja steigern dasselbe noch durch neue schauderhafte Unzuchts-Gräuel und möchten am liebsten die Weißen wieder aus dem Lande treiben. Und während die Engländer von dem nur noch kleinen Gebiet des freien

Kafferlandes ein Stück nach dem andern sich einverleiben, regt sich der Unmuth darüber durch alle Kafferstämme hindurch: Kriegsgerüchte tauchten schon Mitte 1876 hier und da auf, Abgesandte der Regierung versuchten zu beruhigen, Kafferhäuptlinge gaben zweideutige Friedens-Versicherungen ab, Ansiedler verließen ihre Höfe und zogen in Lager zusammen. Im September 1877 brach der Krieg aus. Die Gefahr ward für Wartburg nach einiger Zeit so drohend, daß die beiden Missionare, Rein und Johl sich genöthigt sahen, diese Station zu verlassen. Die Missionare von Bethel, Kropf und Beste brachten ihre Familien in Sicherheit, blieben aber selbst an Ort und Stelle. Die Galeka's des Oberhäuptlings Kchili bildeten die feindliche Hauptmacht, aber auch von den Gaikas des Oberhäuptlings Sandili kam viel Zuzug, bis derselbe endlich offen auf Seite der Feinde Englands trat. Der Ausgang ist aber gewiß: die Kaffernation wird unterliegen, und es ist eben Sache der Mission, möglichst viel Glieder derselben durch das Evangelium in die neuen Lebenswendungen herüberzuretten — wider die Rohheit des Heidenthums und der Civilisation.

Das ist eine harte, vielfach vergebliche Arbeit. Dennoch aber ist sie nicht ohne allen Erfolg. Die Beichtgespräche und die Sterbebetten bekundeten dies immer aufs neue. Immer wieder werden auch Leute aufgeweckt und kommen zur Taufe. So z. B.

Masete.

Im September 1874 Nachts zwei Uhr kam dieser zu Missionar Beste, und meldete demselben, daß sein Sohn, den dieser am vergangenen Sonntage getauft hatte, so eben verschieden sei. Da nahm denn Missionar Beste die Gelegenheit wahr und erinnerte den tief erschütterten Mann in der stillen Nacht daran, daß er doch auch schon oft krank gewesen wäre, ja überhaupt nie recht gesund sei, ob er denn nicht höre, wie der Herr ihn riefe. Er fing bitterlich an zu weinen und sagte: Ja, Lehrer, du hast recht. Wie oft schon hatte Missionar Beste mit seinem Bruder Simeon, der ein Christ ist, über ihn gesprochen, namentlich wenn dieser ihn bei den gefährlichen Wegen über das Gebirge zur Predigt bei der deutschen Gemeinde in Keiskammahoek begleitete. Beide hatten sich oft gegen einander darüber verwundert, daß Masete sich nicht bekehre, von dem doch Simeon erzählen konnte, daß er von Jugend auf sanft und still gewesen sei.

Ob er sich nun dies Mal bekehren würde? Mehrere Wochen vergingen, ohne daß sich etwas ereignet hätte. Da endlich brachte der Gemeindehelfer Nathanael Botschaft von ihm. „Durch den Tod meines Kindes, so ließ er sagen, bin ich überzeugt worden, daß auch ich ein Sünder bin, und daß ich verloren gehe, wenn ich mich nicht bekehre. Früher waren mir die Dinge der Erde angenehm; jetzt sind

sie mir lauter Tod. Mein Kind, das gestorben ist, habe ich lieber gehabt als alle meine andern Kinder, ja als alles hier auf Erden. Und was mußte ich sehen? Als es mit ihm zum Sterben ging, hatte es mich nicht mehr lieb, sondern seine getaufte Mutter. Da dachte ich: Die beiden stehen auf der einen Seite, und du auf der andern; die beiden sind gerettet, und du gehst verloren. Ich habe jetzt keine Ruhe mehr, ich sehe, ich bin ein Sünder."

So ward er denn in den Taufunterricht aufgenommen. Da er seit dreißig Jahren ein Einwohner der Station war, auch die Kirche fleißig besucht hatte, eine gute christliche Erkenntnis besaß und auch immer einen unanstößigen Wandel führte, so konnte er bereits am zweiten Weihnachtsfeiertag 1874 getauft werden. Masete war vierzehn Tage vor seiner Taufe schwer leidend am Rheumatismus. Er war deshalb um Mitternacht aufgestanden, um sich langsam und mit vieler Mühe nach der Kirche zur Taufe zu schleppen, um ja die Zeit nicht zu versäumen.

Seit der Zeit waren wieder mehr Lebensregungen zu spüren. Weihnachten 1876 konnten zwei Erwachsene und im August 1877 konnten acht Erwachsene getauft werden. Am heiligen Abendmahl 3. September 1877 nahmen 77 Gäste Theil: eine Zahl, die bis dahin noch nicht erreicht war.

In den letzten Jahren hat sich die Betheler Gemeinde auch daran gewöhnt, nicht blos freiwillig Liebesgaben, sondern eine bestimmte Kirchensteuer zu geben. Zum Bau des neuen Missionshauses hat sie zusammen mit den benachbarten deutschen Ansiedlern über 1500 Mark beigetragen.

Von der Übersetzung der Bibel ins Kaffrische, wobei Missions-Superintendent Kropf ein Haupt-Mitarbeiter ist, konnte das Neue Testament vollendet werden; auch vom Alten Testament ist bereits ein großer Theil vollendet. Ein Kaffer-Gesangbuch besitzen jene Gemeinden schon seit längerer Zeit; dasselbe ist neuerdings gründlich durchgesehen und verbessert worden.

Wartburg

war der erste Zweig, der von der Stamm-Station Bethel entsproß. Schon im Jahre 1854 waren die Brüder Liefeldt und Rein zu dem Kafferkönige Sandili geritten, um von ihm die Erlaubnis zur Wiederaufrichtung der Station Itemba zu erhalten. Eine Pferdetrense für ihn und eine Katze für seine Mutter, die hochangesehene Königin-Wittwe Sutu, machten beide willig.

So begab sich denn Miss. Rein im Anfange des Jahres 1855

auf den Weg dorthin. Unterwegs aber erfuhr er, daß jene Gegend um der Lungenseuche willen abgesperrt sei. Schnell entschlossen und dies für einen Fingerzeig Gottes ansehend, wandte er sich nun nach dem Platze, wo früherhin die Station Emmaus (S. 75) gestanden hatte, hart an die Grenze von Sandili. Der Name Emmaus aber ward nicht wieder erneuert: die Kaffern nennen den Platz Esihobotini d. h. an der Isihoboti, Rein nannte ihn Wartburg.

Zunächst zog nur eine einzige Familie mit auf den Platz, die Familie des David Xamxa, eines alten bewährten Christen, der bereits 1815 auf Itemba getauft war. Sein Sohn Julius Xamxa war ebenfalls ein verständiger und zuverlässiger Christ. Bald darauf kam auch Davids Bruder und Taufgenosse Abraham Qobongo nach. Beim Aufrichten der Station halfen die Handwerksbrüder Strobel und Kupfernagel mit. Die durch den falschen Propheten Mjlakazza erregten Unruhen hinderten anfangs das Werk sichtlich.



Kirche zu Wartburg.

Später in dem auch für Bethel verhängnisvollen Jahre 1861 war darüber zu klagen, daß auch die Christen so viel auf die Jagd liefen, und daß das Kafferbiertrinken unter ihnen überhand nähme, während die Pflege der häuslichen Andacht geringer würde.

Im Ganzen aber ging es nach Überwindung der ersten Schwierigkeiten mit der Station frisch vorwärts. Auch hier fanden fast an jedem Epiphaniasfeste Taufen statt. Es ward auch auf Außenkraalen das Wort Gottes verkündet, wobei namentlich ein eingeborener Christ, Stephan Schwen, rüstige Hülfe leistete; desgleichen ward etwa 50 bis 80 Hottentotten gepredigt, die im nahen Walde Holz fällten. Stephan Schwen hielt auch eine Zeit lang auf etlichen Außenkraalen Schule, mußte dies aber wegen der Widerwilligkeit der Leute bald einstellen.

Im Jahre 1863 wurde eine Kirche geweiht, die etwa 3000 Thlr. kostete, und zu der doch von hier aus nur 1000 Thlr. gegeben worden waren. — Der Station sind von der englischen Regierung 10,000 Morgen zugemessen worden; später, 1873, wurden der Missionsgesellschaft 500 englische Acres Land, und zwar gerade das Land, auf dem die Stationsgebäude stehen, zum Geschenk gemacht.

Etwa 3/4 Meilen von Wartburg hatte sich auf halber Höhe des Berges über einem stillen grünen Thale ein Häuflein Fingu angebaut. Und inmitten ihrer runden Kafferhütten hatten sie ein viereckiges Häuschen errichtet, ein kleines Kapellchen, in welchem sie ihre täglichen Morgengottesdienste halten wollten. Dies Kirchlein ward durch Direktor Dr. Wangemann in einer lieblichen Feier 1867 eingeweiht und Friedenskirche genannt, während er der Ansiedlung den Namen Eluxolweni d. h. in Frieden beilegte.



Eluxolweni.

Die Arbeit auf Wartburg hatte sich bis 1860 so gemehrt und andererseits war Miss. Rein öfter so leidend, daß ihm ein Gehülfe zugestellt werden mußte. Ein solcher war zuerst 1860 Br. Wiegel, früher Soldat in der englischen Fremdenlegion und später Prediger in Nordamerika; 1862 ward es Miss. Anders, der später zur Leitung einer eigenen Station bestellt wurde; endlich seit 1867 ist es Miss. Johl, der besonders an der Arbeit in der Schule und an den Predigten auf den Außenkraalen das Feld seiner Thätigkeit gefunden hat.

Bald darauf verlor Wartburg eine Anzahl seiner Einwohner, freilich auf sehr verschiedene Weise. In Folge eines Streites und um anderer Unzufriedenheit willen verließ die Familie Qobongos und an=

dere ihnen zugethane Leute die Station; doch zogen sie allermeist nicht in die Wüste des Heidenthums, sondern an solche Orte, in deren Nähe Stationen waren und wo sie demnach das Wort Gottes hören konnten. Dann zog aus Stephan Schwen, feierlich abgeordnet durch Miss.-Superintendent Kropf, um eine Missionsthätigkeit unter den Kaffern an der Qwanti in Gottes Namen zu beginnen. Endlich schied von Wartburg der alte

David Xamxa.

Schon vor acht Jahren (1869) war er dem Tode nahe gewesen. Aber sein Vertrauen auf den Herrn, von welchem er in lichten Augenblicken freudig Zeugnis gab, blieb unerschüttert. Er sprach: „Ich fürchte den Tod nicht, er ist gerichtet durch Jesu Tod.“ Zwar kam er wieder auf, blieb aber schwach und leidend. Nur mit Mühe und Anstrengung rutschte er vor seiner Thür in den Sonnenschein und dann von da in das Haus zurück. Da kam das liebe Weinachtsfest. David wollte auch gern die Engelspredigt hören. So fuhren ihn denn seine Kinder auf einem kleinen Handwagen bis zur Kirchthür. Von da vermochte er zum Erstaunen der ganzen Gemeinde zu seinem Sitz in der Kirche zu gehen. Er brach darüber in Freudenthränen aus, und durch die ganze Gemeinde ging eine tiefe Rührung.

Kurz vor Ostern 1871 hatte er noch die Freude, die Einsegnung seines jüngsten Sohnes Daniel und seiner Enkelin Rahel zu erleben, für deren christliche Erziehung er vor zehn Jahren mehrere Stücke Vieh an ihren Vater bezahlt hatte.

Wenige Tage darnach, am großen Sabbath, meldete Julius in der Frühe den eben erfolgten Tod seines Vaters. Derselbe war ohne Kampf eingeschlafen. „Nun ruft mich mein Vater und ich gehe!“ so sprach er, dann that er noch einen schwachen Seufzer und hatte vollendet. Durch David Xamxas seligen Heimgang wurden noch sein einziger in Wartburg lebender Bruder Zokwane und sein Enkel Samuel erweckt und meldeten sich zum Taufunterricht.

Im Sommer 1874 waren Missionar Rein und Stephan Schwen hier im Vaterlande und legten auf vielen Missionsfesten Zeugnis ab von dem Werke des Herrn in Britisch-Kafferland, zur Freude, zur Anregung und zum Segen vieler Seelen. Bald nach der Rückkehr derselben in ihr kaffrisches Arbeitsfeld ward sowohl die Kirche wie auch das Wohnhaus des Bruder Rein durch heftige Regengüsse und Wirbelwinde sehr arg beschädigt; indeß wurde der Schaden durch Beihülfe deutscher Freunde und der Gemeinde gründlich abgethan.

Ein überaus schmerzliches Ereignis war dies, daß der so rühmlich

bekannte Christ Julius Xamxa 1876 einen Versuch gemacht hatte, sich selbst ums Lebens zu bringen. Man hatte ihm seine Aassagai wegnehmen und sein Gewehr verstecken müssen, denn auch erschießen wollte er sich. Und weshalb dies entsetzliche Benehmen? Etliche der Seinen hatten ihm vorgeworfen, daß er als Haupt der großen Xamxaschen Familie Fehler in der Behandlung der ihm anvertrauten Familie mache. Wenn er ihnen denn nichts mehr zu Danke machen könne, meinte er, so sei es besser für ihn, er lebe nicht mehr in der Welt. Die Brüder Rein und Johl zeigten ihm das Unsinnige und Sündliche solches Beginnens. Seine zank- und tadelsüchtige Mutter und Schwester wurden scharf zur Rede gestellt. Dann sangen alle zusammen ein Bußlied, Rein that ein Gebet und forderte die beiden Urheberinnen des Streites zur Abbitte auf. Julius kam denn auch bald wieder in die rechte Herzensstellung, so daß ihm Br. Rein während seiner Abwesenheit von der Station die Abhaltung der Gottesdienste daselbst übertragen konnte.

Neben dem Leid gab es aber auch Freude: es geschahen mehrere Erweckungen, und Pfingsten 1877 konnten vier Erwachsene getauft werden.

Dagegen über die Kraalbesuche mußte Br. Johl klagen, daß sie so sehr fruchtlos seien; immer wieder erhalte er dieselben Antworten, entweder höflich zustimmend, oder kalt, auch wohl höhnisch abweisend. In der letzten Zeit hatte er dabei wenigstens die Hülfe und Erquickung, daß ihn vier ernste christliche Männer aus der Gemeinde abwechselnd bei diesen Ritten begleiteten, und ebenso auch allein an den Sonntag-Nachmittagen das, was sie Vormittags in der Kirche gehört hatten, unter ihre heidnischen Landsleute hinaustrugen.

Die Schule auf Wartburg litt in der letzten Zeit manche Einbuße. Etliche Knaben wurden aus derselben genommen und nach dem Erziehungs-Institut in Lovedale gebracht, wo sie weiter gefördert werden und namentlich auch im Englischen, das ihnen zu ihrem besseren Fortkommen nothwendig ist, gründlicheren Unterricht empfangen.

Stephan Schwens Nebenstation bekam den Namen Naumburg; es ging dort trotz Schwierigkeiten und Widerspruch dennoch sichtlich vorwärts. Auch die alte Mutter Bunge's, der nicht weit von da wohnte, sowie andere Leute aus seiner Familie, z. B. sein Sohn Paulus, hielten sich dorthin zur Kirche. Später freilich hatte auch Stephan, wie es jedem Missionar geht, über so manche gekränkte Hoffnung zu klagen.

Bereits im Jahre 1857 hatte Missionar Illing, der in diesem selben Jahre in Kafferland angekommen war, von Wartburg aus die Station

bei dem Häuptling Anta errichtet. Indeß war der Platz so ungünstig gewählt, und Illing fühlte sich dort bald so unglücklich, daß er die Station schon nach $1\frac{1}{2}$ Jahren aufgab. Er ward dann nach Natal gesandt, wo er nur noch kurze Zeit im Dienste der Berliner Mission blieb, dann ausschied, und jetzt dort seit einigen Jahren auf eigene Hand einer kleinen Kaffergemeinschaft mit Erfolg das Evangelium predigt.

Die zweite Station, welche etliche Jahre nach Wartburg von Bethel aus gegründet wurde, ist

Petersberg.

Diese Station liegt nahe bei King-Williamstown, der Hauptstadt von Britisch-Kafferland. Auf jenem Hügellande hatte Tois, Gasälas Sohn, seinen Wohnsitz angewiesen bekommen, und hatte sein Volk aus den Klüften des Gebirges herausziehen und dort in zehn Dörfern vertheilen müssen. Nun hegte Tois von alten Zeiten her eine besondere Vorliebe für Liefeldt, und wiederum Liefeldt für Tois. Und so ging denn Missionar Liefeldt im Jahre 1857 auf die Aufforderung des Gouverneurs Grey dorthin. Petersberg aber wurde die Station genannt zu Dank dem Missions-Hülfsverein am Petersberge, der eine schöne Glocke für die Station schenkte.

Tois kam mit seinen großen Männern ziemlich regelmäßig zur Predigt, aber bekehrt hat er sich nicht, wenn es auch zuweilen so aussah, und wenn er auch sagte: „Ich bin auf dem Wege dazu." Seine vielen Weiber sind der Strick, der ihn ans Heidenthum bindet. Das gute Verhältnis Liefeldts zu ihm erlitt auch hie und da eine Störung, namentlich als Umditschwa, ein Sohn Gasälas, mit mehr Erbansprüchen auf die Häuptlingswürde, auf die Station zog und sich bekehren zu wollen schien. Indeß haben sie sich immer wieder mit einander verständigt, wenn freilich sie nicht mehr so freundlich zu einander standen, wie vorher.

Bald kam ein frischer Zug unter die Leute der Station, und mehrere wurden getauft; es fanden sich selbst in kurzer Zeit etliche Familienhäupter, die mit den Ihrigen Hausandacht hielten. Dem einen von ihnen, dem Josua, konnte Liefeldt später in Nothfällen die Abhaltung des täglichen Morgengottesdienstes in der neu erbauten kleinen Kirche überlassen.

Im Jahre 1862 nahm die Sache sogar einen sehr erregten Charakter an, und Weinen und Heulen unter der Predigt und

bei den Gebetsversammlungen war bei Jung und Alt oft sehr heftig. Sehr erklärlicher Weise folgte dann eine Zeit der Abspannung.

Missionar Liefeldt hat in dieser Zeit das Unglück gehabt, daß er einmal vom Blitze getroffen ist, wovon einige Leiden für ihn als üble Folgen zurückgeblieben sind; und daß ihm ein ander Mal beim Durchfahren des Büffelflusses drei seiner Töchter ertranken, während er nur mit genauer Noth sein eigenes Leben retten konnte.

1862 ward der Station von der englischen Regierung ein Grundstück von 4000 Morgen zuerkannt. Innerhalb dieser Grenzen sollte dem Missionar freistehen, Gesetze einzuführen, und so weit er dies vermag, Zucht und Ordnung darnach zu handhaben. Eine kurze Zeit lang im Jahre 1864 ist Missionar Liefeldt von Missionar Nauhaus unterstützt worden. Für den Unterricht der Kinder hat ihm seine Tochter Sophie viele Jahre lang Hülfe geleistet.



Kirche zu Petersberg.

Das einige Zeit recht frische Leben in Petersberg litt aber bald schmerzliche Schädigung, besonders durch die verderblichen Einflüsse der nahen Hauptstadt Kingwilliamstown, wohin sich die Stationsleute zum Verkauf ihrer Milch und zu allerhand Arbeiten häufig zu begeben pflegten. In dieser Trübsalszeit sah er eines Tages ein erschütterndes Gleichnis. Er erzählt davon also: Ein bejahrter Pfirsichbaum in unserem Garten war durch einen kleinen Windstoß mitten durchgebrochen, und lag nun mit allen Zweigen, Krone und vielen hundert Früchten platt zur Erde. Bei der Untersuchung fand ich, daß das Herz längst verwelkt gewesen, das Holz kraft- und saftlos dagestanden und nur noch eine schwache Rinde Nahrungsstoff genommen und gegeben hatte. Die unreife Frucht ist verloren! O mein Herr und mein Gott, bei wie vielen Kaffern habe ich Ähnliches erlebt! Wie mancher

Diener im Wort ist zum dürren Baum geworden! Und wie, wenn ich selbst zuletzt diesem alten Baume gliche? Herr Jesu, laß dein Antlitz leuchten, so genesen wir!" Der Lichtblicke, welche in dieser Dunkelheit dem betrübten Missionar zu Theil wurden, waren nur wenige. Der alternde Bruder Liefeldt sah mit tiefem Schmerz, daß seine Kräfte nicht mehr hinreichten, um die Gemeinde innerlich zusammenzuhalten. Da kam noch das Unglück über ihn und die Gemeinde, daß das kleine, längst baufällige Kirchlein durch einen Sturm über den Haufen geworfen wurde. Nun raffte er seine letzten Kräfte zusammen, um eine neue, haltbarere Kirche zu bauen. Er sammelte den größten Theil des dazu erforderlichen Geldes mit großer Rührigkeit von Schwarzen und Weißen und half auch nach Kräften mit seinen eigenen Händen am Bau. Aber er sollte die Vollendung desselben nicht erleben. Er starb den 8. März 1873, und der erste Gottesdienst in seiner neu erbauten Kirche war die Leichenfeier ihres Erbauers.

Nach Liefeldts Tode ward die Station mit einem eigenen Missionar nicht wieder besetzt; dagegen erhielt Br. Anders, der Missionar der benachbarten Station Emdiseni, den Auftrag, die Station Petersberg künftig als seine Filial-Station anzusehen und sich demgemäß ihrer anzunehmen. Frl. Sofie Liefeldt, die noch eine Zeit lang die Schule auf Petersberg gehalten hatte, folgte einem Rufe an die Schule in Peelton. Die beiden kaffrischen Gemeinde-Ältesten Bele und Petscheni hielten die täglichen Morgenandachten. Petscheni's Tochter hielt gegen eine geringe Entschädigung die Schule. 1877 aber verheirathete sie sich nach Wartburg; doch fand sich in einer „Elisabeth" enigermaßen Ersatz. Die Gottesdienste waren stets gut besucht und der Wandel der Gemeinde lobenswerth. Da aber kam eine bedenkliche Noth dadurch, daß die Heiden in das Stationsland einzudringen und sich mit Gewalt in Besitz von dortigen Ländereien zu setzen versuchten. Leider giebt der Wortlaut unseres Besitz-Documentes dem Richter nicht die Macht, uns auf jeden Fall in unserem Rechte zu schützen. So ist es immerhin möglich, daß von dem Stationslande je länger desto mehr verloren geht. Die Bewohner von Petersberg fingen schon an, aus Mangel an Land aus einander zu ziehen.

Von Petersberg aus ward die neue Station

Emdiseni

durch Missionar Nauhaus 1864 gegründet. Auch auf dieser Station und von dieser Station aus wird Tois' Volk mit dem Evangelium bedient. Der Vorsteher des nächsten Kraales, Sotondosche mit Namen, noch ein Schüler von Schultheiß, war dem Missionar auf mancherlei

Art behülflich. Er sowohl wie Tois waren ziemlich fleißige Kirchgänger, wollten aber zween Herren dienen.

Bereits im Jahre 1865 fanden sich etliche Taufcandidaten, und in dem neu erbauten Kirchlein konnte Missionar Nauhaus 1866 seine vier Erstlinge taufen.

Die heidnischen Kaffern des Platzes zeigten sich indeß im allgemeinen sehr hart, gleichgültig und undankbar. Auf den Außenkraalen stand es nicht besser. Als Jephta, ein Gemeindeglied, auf Noke's Kraale war, die Leute zur Predigt zu rufen, antworteten sie ihm: „Tois ist unser Gott, dahin gehen wir heute trinken." Die Erntegaben, die sie nach vielem Ermahnen endlich brachten, waren sehr knapp zugemessen. Für Kleiderstaat und gar für das Trinkhaus hatten sie dagegen immer Geld. Umbitschwa blieb fort und fort in den Banden des Branntweins hangen und kam äußerlich und innerlich immer mehr herunter. Etwas belebt wurde der Muth des Missionars durch die Beichtgespräche, die dem Abendmahl vorauszugehen pflegten.

Auf den von ihm regelmäßig besuchten acht Predigtplätzen wurde Br. Anders, der Nachfolger des Br. Nauhaus, meistens freundlich aufgenommen. Nicht selten halfen die Kraalvorsteher selbst, die Leute zum Anhören der Predigt zusammenzurufen. Aber weiter kam er mit seinen Predigten gewöhnlich nicht, als daß die Leute sagten: Du hast Recht; und daß dabei alles beim Alten blieb. Bisweilen hat Br. Anders auch erwachsene Gemeindeglieder als Evangelisten ausgesandt, oder auch sie mit Kindern auf seinen Kraalsbesuchsreisen mitgenommen, damit er ordentlichen Gottesdienst mit Gesang halten könne. Das hat etlichen Heiden gefallen: andere haben sich beklagt, daß man ihnen nun nicht einmal mehr in ihrem Kraal die Ruhe gönne.

Die Gemeindehelfer versammelte Br. Anders in regelmäßigen Zeitabschnitten, um sie in Gottes Wort zu unterweisen und Gemeinde-Angelegenheiten mit ihnen zu besprechen. Sie zeigten sich sehr eifrig im Helferdienst, aber auch sehr begierig, eine einflußreiche Stellung zu erhalten. Eine solche konnte ihnen aber zunächst noch nicht eingeräumt werden, denn sie hätten davon nur Schaden für ihre Seelen gehabt, und der Friede der Gemeinde wäre dadurch in Gefahr gerathen.

An Stelle des früheren wohlwollenden und zugänglichen Unterhäuptlings Sotondosche, welcher „beinahe selig" aus dieser Zeitlichkeit schied, erhielt die Station einen Stockheiden als Vorsteher. Derselbe trat von vorn herein sein Amt mit dem Anspruch an, als sei er der Herr der Station, der Gebäude, der Gärten. Miss. Anders ließ ihn indeß durch den Magistrat der Station eines Bessern belehren, und er hat seitdem die Saiten etwas herabgespannt. Überhaupt regte sich auf der Station mehrfach der Geist des Widerspruchs, so daß Br. Anders wiederholt den Bindeschlüssel gebrauchen mußte.

So wuchs die Station langsam, und es wurde selbst der Bau einer neuern größern Kirche für nothwendig erkannt und ausgeführt. In Folge eines außerordentlich heftigen Regens war die neue Kirche, sowie auch das Missionarhaus stark beschädigt, beide indeß unter kräftiger Beihülfe der Gemeinde bald wieder genügend hergestellt worden.

Im zweiten Halbjahr 1876 konnten drei Erwachsene getauft werden und auch im ersten Halbjahr 1877 kamen einige Erweckungen vor. Als am Weihnachtstage 1876 Nojlala, Ehefrau des zu Pfingsten getauften Isaak, vor dem Altar stand, um die heilige Taufe zu empfangen, erglühete sie vor innerer heiliger Sehnsucht. Ihr Mann aber war über die Taufe seiner Frau so erfreut, daß er — was bei den Kaffern sonst nicht leicht vorkommt — außer den Taufgebühren ein außerordentliches freies Geschenk an Geld auf dem Altar als Dankopfer niederlegte.

Etembeni,

die jüngste der Berliner Stationen in Britisch-Kafferland, ist am 14. Februar 1868 von Emdiseni aus ebenfalls durch Missionar Nauhaus unter dem Kafferstamme der Imiduschane (gehörig zu dem großen Stamme der Xosa-Kaffern) angelegt worden. Es ward aber die Anlegung derselben beschlossen, weil Siwane, der Häuptling dieses etwa tausend Seelen starken Stammes, sich besonders willig zeigte, einen Missionar für sein Volk anzunehmen, und weil durch Hinzufügung eines neuen Gliedes eine Stärkung auch unserer übrigen Kaffermission zu hoffen war. Bei den vielen äußern Arbeiten des Anfangs hatte Missionar Nauhaus viele Noth mit den widerwilligen, faulen, gefräßigen, spöttischen und unzüchtigen Leuten. Ich habe, schreibt er, in den ersten Monaten auf Etembeni mehr heidnisches, ausgelassenes, unbändiges Wesen und Treiben gesehen, als in den neun Jahren zuvor. Siwane selbst nahm sich sehr willig und freundlich und befahl allen Kraalvorstehern seines Gebietes, bei denen Miss. Nauhaus der Reihe nach predigte, stets ihre Leute zur Predigt anzuhalten. Außerdem rief er eine Anzahl Leute seines Stammes, die bereits auf anderen Stationen wohnten, in sein Land zurück, weil er nun seinen eigenen Lehrer habe. So zog denn schon im Mai 1869 einer seiner christlichen Unterthanen, Namens Gosi, auf die Station. Dieser wie auch dessen Frau Nomênti, gereichten dem Missionar vielfach zu Trost und Hülfe. Es war darum demselben ein doppelt großer Schmerz, als diese so herzlich fromme und dankbare Frau plötzlich erkrankte und die Krankheit einen gefährlichen Verlauf nahm. Still und ergeben duldete sie und voll des Friedens Gottes schickte sie sich zum Sterben. „Ich will dich grüßen (d. h. von dir Abschied nehmen), sagte sie noch zuletzt zu ihrem Manne, ich gehe jetzt nach Hause. Und die Hand auf die Brust legend, sagte sie: Mir ist

hier wohl, mein Herz ist ganz gesund, bete mit mir." Sie ward auf dem eben erst dazu bestimmten Friedhofe das erste Samenkorn, die erste „Saat, gesäet von Gott, am Tage der Garben zu reifen."

Im Sommer des Jahres 1869 kam dann neuer starker Zuzug, theils Christen, theils Heiden, von dem Flusse Keiskama her. Nun ward auch der so nöthige Bau eines kleinen Kirchleins rüstig gefördert, und bereits am ersten heiligen Christtage konnte dasselbe geweiht werden.

So schien der Name der Station Etembeni, d. h. in Hoffnung, mehr und mehr eine Wahrheit werden zu wollen, zumal auch im Februar 1870 die drei Erstlinge getauft werden konnten, ferner bald auch vier Männer der Gemeinde als Verkündiger der frohen Botschaft von Christo auf die umliegenden Kraale ausgingen und endlich auch ein junger Kaffer, der freilich bald sein Amt niederlegte, für den sich aber ein Nachfolger fand, als Schulgehülfe angestellt wurde.

Der Häuptling Siwane

stellte sich fortwährend freundlich zu Br. Nauhaus; er hat auch schon tiefere Eindrücke von Gottes Wort empfangen, so daß, wenn nicht der Branntwein, die Weiber und seine Capitänswürde ihn zurückhielten, man Hoffnung für seine Bekehrung würde fassen können.

Einmal sprach er zu Nauhaus: „Ich würde mich wohl bekehren, denn ich sehe, daß Gottes Wort Wahrheit ist, aber wenn ich ansehe, wie viele derer, die da glaubten, wieder abgefallen sind vom Glauben, so fürchte ich mich, ich werde auch wieder abfallen. Könntest du mir die Versicherung geben, daß Gott mich würde festhalten im Glauben, so würde ich mich bekehren!" Zu andern Zeiten freilich sprach er dann wieder ganz anders. Einmal besuchte ihn Nauhaus in Gemeinschaft mit Gosi, einem getauften Kaffer von Ansehen. Siwane herrschte ihn an: „Gosi, bist du immer noch auf deinem verkehrten Wege?" — „Ja, ich werde auch den Weg Gottes nicht verlassen, und werde nicht aufhören, dich, Siwane, zu ermahnen!" — „Du Sohn des Manzana, spare deine Worte; ich will sie nicht hören!" — „Herr, ich werde sie dir sagen, so oft ich kann!" — Da wurde Siwane zornig und sprach: „Ach ihr (vom Heidenthum) abgefallenen Leute, ihr seid in meinen Augen wie das Vieh, das die Lungenseuche hat!" — Alle anwesenden Kaffern lachten laut Beifall. Da ergriff Nauhaus das Wort und sprach: „Siwane und ihr Männer alle, dies Wort trifft mich; es sei so! Nennt mich ein Stück Vieh, krank an der Lungenseuche, und wisset, daß ich auch heute zu euch gekommen bin mit der Absicht und dem innigsten Wunsche, euch anzustecken!" Da erschrak Siwane und sprach: „Ich habe ja nur gescherzt zu Gosi; zu dir, Lehrer, würde ich ja also nicht reden!" — „Nein," sprach Nauhaus, „ich freue mich, daß du deine Meinung über den Glauben an Christum so offen ausgesprochen

hast; denn nun ist Hülfe vorhanden von deinem großen Irrthum. Das Wort, das ich heute reden will, heißt: „Schaffet, daß ihr selig werdet mit Furcht und Zittern!" Durch deine Worte hast du mir gezeigt, wie nöthig es ist, dir dies Wort zuzurufen." Dann zeigte er ihm, wo in ihm die Lungenseuche sitze und ihn verderbe, und was für ein Unterschied sei zwischen einem seligen und einem unseligen Menschen. Alle Anwesenden hörten aufmerksam zu, und Siwane sprach endlich zum Schluß: „Verzeihe mir, Lehrer, ich habe es nicht so böse gemeint, du weißt, Gottes Wort ist ein scharfer Dorn; darum wehre ich mich. Werde nicht müde, an deinem Siwane zu arbeiten!"

Da das Erntefeld der Heiden, die von Etembeni aus besucht wurden, sehr groß war, hat Br. Nauhaus, wie bereits erwähnt, vier von seinen gefördertsten Kafferchristen als Evangelisten angestellt, und später jeden von ihnen mit ein Pfund Sterling (20 Mark) jährlich besoldet. Dieselben begleiteten ihn entweder auf seinen Wanderungen, oder sie gingen selbständig predigend unter ihre Landsleute. Zu diesen letzteren Gängen wurden sie von Nauhaus besonders unterwiesen und im Einzelnen vorbereitet, und mußten darnach Bericht erstatten.

Freilich regte sich bei solchen Ämtern bald das Hochmuthsgelüste, und da ein Theil der Gemeinde früher unter den Wesleyanern gewohnt hatte, so hatten sich von dort allerlei Gelüste mit eingeschlichen nach einer gewissen Selbständigkeit der Gemeindehelfer für die wegen ihrer mangelhaften Vorbildung noch die Grundlage fehlte.

Einen der Gemeindehelfer, Ngono, einen sehr angesehenen, aber ehrgeizigen und dabei in seinem Familienleben nicht unbescholtenen Mann, konnte Nauhaus, nachdem sein Probejahr vorüber war, nicht in seinem Amte belassen. Das gab harte Kämpfe. Ngono wiegelte die ganze Gemeinde auf, bis auf die Kinder herab; dann machte er den Versuch, den neuangestellten englischen Civilbeamten, der die Rechtslage noch nicht genau kannte, zu überrumpeln damit, daß er sich von diesem direkt Land anweisen ließ. Ja er sprach es offen aus, er mit seinem Anhange wolle sich gar nicht mehr um den Lehrer kümmern, sondern nur noch „der Erde dienen." Da galt es fest zu bleiben, damit nicht die Herren Gemeinde-Helfer für den Missionar eine Zuchtruthe würden, die ihm seine ganze Wirksamkeit störten. Zeitweise gelang es, den Ngono zu beschwichtigen, so daß er mit Thränen um Vergebung bat. Dann aber wiederholte er binnen kurzem seine alten Ränke. Sie brachten ihm von dem englischen Civilbeamten eine scharfe Rüge ein, und diese machte ihn immer erbitterter. Er hielt Volksversammlungen und setzte aus einander, daß es sich für einen Lehrer nicht schicke, die Landangelegenheiten zu besorgen. „In Gartenvermessungen," sprach er, „bin ich die Schule!"

Fast schien es, als ob Alles außer Rand und Band gehen wolle. Da endlich berief Nauhaus eine Gemeindeversammlung und legte den Leuten die Frage vor, ob sie sich unter die Schulgesetze beugen wollten oder nicht. Da die meisten sich auf die Seite des Lehrers stellten, kam die Sache endlich vor Siwane, und hier behauptete Ngono, er sei Wesleyaner und wolle die Weise der Lutheraner nicht annehmen. Siwane fragte ihn: „Als du herzogst, ist dir da gesagt worden, daß die Schule eine Schule der Amalutheri (Lutheraner) ist, und daß du unter ihre Gesetze dich zu beugen hast?“ Ngono konnte die Frage nicht verneinen. „Nun,“ sprach Siwane, „wenn du es denn gewußt hast, und willst dich in diese Weise nicht finden, so gehe mit deinem Anhange hin, wo du hin willst, an einen Ort, wo die Weise der Amawesile (Wesleyaner) gilt, geh und verlaß den Platz!“ — Und zu Nauhaus gewandt, fuhr er fort: „Nauhaus, auf deiner Schule bist du Siwane!“

Das hatte Ngono nicht erwartet. Bestürzt ging er von dannen. Das Ende war, daß er mit seinen 27 Leuten den Schulplatz verließ, und seitdem herrschte Ruhe und Friede auf demselben.

Besonders hoffnungsreich war die Missionsarbeit auf einem ganz nahe bei Etembeni gelegenen Fingudorfe Eggukwala, woselbst das Wort Gottes mächtig einschlug, so daß eine Anzahl von Seelen ernstlich erweckt wurden. Eine Witwe daselbst schenkte ein Häuschen zum Versammlungs-Local, und der Kraal-Häuptling Jubisa bewies sich in mancherlei Weise hülfreich.

Bei der vermehrten Arbeit hatte Miss. Nauhaus schon lange sehnsüchtig nach einem Gehülfen ausgeschaut und auch um einen solchen gebeten. Wie groß war daher seine Freude, als 6. October 1873 der Br. Krause aus dem Berliner Missionshause bei ihm eintraf. Eine besondere Hülfe war ihm derselbe auch bei dem in etwas größerem Style unternommenen Kirchenbau, der mehrere Jahre hindurch einen großen Theil der Zeit und der Kräfte der Brüder in Anspruch nahm.

Siwane

ward im Anfange des Jahres 1874 sehr krank. Miss. Nauhaus hat ihn in dieser Krankheit mehrfach besucht und ihn mit Gottes Wort gestraft und getröstet. In Folge dessen äußerte er eines Tages: „Männer, Gottes Wort allein tröstet einen kranken Menschen. Es ist sehr schön, wenn man so krank daliegt, und der Lehrer kommt, Gottes Wort zu reden.“ So sprach er sich an jenem Tage auch sehr demüthig aus über seinen verlorenen Stand. Später sprach er aus, er wisse, Gott allein und sonst niemand habe ihn gesund gemacht. Nach seiner völligen Genesung kam er auch eines Tages zur Kirche; er verwahrte sich aber sofort ausdrücklich gegen die Meinung, als wolle er nun ein Kirchenbesucher werden.

Als ihn das Jahr darauf (1875) Miss. Nauhaus besuchte, damit er doch auch noch etwas von dem Pfingstsegen empfangen möchte, sprach er nach der Predigt zu seiner Mutter: „Mutter, was denkst du von Gottes Wort?" Sie antwortete nicht. Da fuhr er fort: „Mannigmal ist es mir süß und ich höre es gerne, sowie heute; zu andern Zeiten aber könnte ich den Lehrer forttreiben. Wann werde ich doch verstehen, was es eigentlich mit Gottes Wort auf sich hat?" Dann saß er längere Zeit still, wie in Nachdenken versunken.

Mkoyo,

ein benachbarter Kraalvorsteher, der sich in der ersten Zeit hilfreich und gefällig bewiesen hatte, war mehr und mehr feindselig geworden. Ebenfalls um die Pfingstzeit 1875 predigte Miss. Nauhaus in dem Lager desselben. Als er geendigt hatte, sprach Mkoyo kurz und trotzig: „Du kannst nun aufhören zu predigen; die Fabeln Gottes glaubt doch kein Kaffer." Jetzt entspann sich ein heftiges Gespräch zwischen den Kaffern einerseits und zwischen Miss. Nauhaus und dessen Gehülfen Gosi und Gjodi andererseits. Mkoyo wollte in seinem Trotze fortfahren, mußte aber endlich still werden vor den gewaltigen Schlägen aus Gottes Wort. Zum Schluß sagte er (was Miss. Nauhaus schon öfters von den Kaffern gehört hatte): „Wenn alle die Dinge des Buches Gottes wahr sind, und wir glauben sie nicht, dann ist es schlimm für uns. Er schüttelte sich. Doch setzte er sich zum Troste hinzu: Ich hoffe, die ganze Bibel ist von den weißen Leuten gemacht und es giebt keinen Gott." Gjodi und Gosi meinten nachher zu Miss. Nauhaus, sie hätten noch nie gesehen, daß Mkoyo sich also fürchten könne vor dem Gerichte Gottes und so verzagt werde, wie er es zuletzt gethan habe.

Eine herzliche Freude hatte Miss. Nauhaus an zwei alten Fingufrauen, die von Lovedale hergekommen waren und sich der Gemeinde angeschlossen hatten. Sie wohnten 3/4 Stunden starken Reitens von der Station. Eines Tages besuchte er diese alten Frauen wieder einmal. Sie waren nicht zu Hause, sondern holten Holz aus dem nahen Busche. Ihre Enkelkinder riefen sie. Mit freudestrahlenden Augen kamen sie daher geeilt. Er schreibt davon: „Es ist mir immer rührend und anbetungswürdig, wie der HErr diese so einzeln wohnenden Seelen, die selten zur Kirche kommen, die nicht lesen können, zu denen ich auch nur selten kommen kann, dennoch ohne viel Anregung von außen her in seiner Gnade erhält. Sie reden von der Gnade des HErrn an ihren Seelen so frisch, daß es erbaulich ist, sie anzuhören, und sie freuen sich so kindlich über geistlichen Zuspruch, daß es eine Lust ist, ihnen des HErrn Wort mitzutheilen. Mir ist es immer bei den Alten, als wäre ich nicht der Gebende, sondern der Empfangende."

Auch im Jahre 1876 wurden die Gottesdienste gut besucht, desgleichen die Gebets-Versammlungen, die alle vierzehn Tage gehalten wurden. Daneben wurden auch in den Häusern theils von den Missionaren, meistens aber allein von den Leuten, Gebets-Versammlungen gehalten, die ohne Veranlassung der Missionare entstanden waren und in denen es zur Freude derselben ordentlich zuging. Drei Männer Gosi, Gjodi und Mateta ließen es sich angelegen sein, das was sie aus Gottes Wort gehört hatten, unter ihre Landsleute weiter zu tragen. — Die Stations-Abgaben und Gebühren wurden gern und willig entrichtet.

Die Schule besorgte der 1875 angekommene Miss. Grabert, bis er 1876 an die Schule nach Riversdale berufen ward. Er hatte sich mit den beiden Brüdern Nauhaus und Krause so eingelebt, daß er gern im lieben Kafferland geblieben wäre und daß jene ihn auch gern behalten hätten. Von da ab ist die Schule mit Hülfe des Eingeborenen Elias besorgt worden. Dieselbe bestand die Prüfung durch den Gouvernements-Schul-Inspector so gut, daß dieser aus freien Stücken für künftig eine doppelt so hohe Regierungs-Unterstützung wie bisher in Aussicht stellte.

Zu der ersten Außenstation Egququala haben die Brüder noch drei andere hinzugefügt: Entßikisini, Egcipala und Kwaschuschu, die regelmäßig mit der Predigt des Wortes Gottes von ihnen bedient werden.

Vier Hauptstationen: Bethel, Wartburg, Emdiseni nnd Etembeni, alle mit etlichen Nebenstationen und vielen Predigtplätzen — dazu hat sich unsere Kaffermission im Laufe von vierzig Jahren trotz vieler Mühsal und unter vielen Kriegsnöthen dennoch hoffnungsvoll verzweigt und ausgewachsen.

IV. Mission in Natal.

Es war im December des Jahres 1846, als sich unsere drei Missionare Döhne, Posselt und Güldenpfennig, welche durch den vierten Kafferkrieg (1846 u. 1847) von ihren Stationen vertrieben worden waren, auf dem Wege nach Natal befanden. Sie waren dorthin von dem englischen Regierungsbeamten Shepstone (Schepston), der sie von Kafferland her kannte, eingeladen worden, um unter den heidnischen Stämmen dieses Landes das Evangelium zu predigen. Auf einer im November dieses Jahres zu Bethanien mit den meisten Berliner Brüdern gehaltenen Conferenz waren sie schlüssig geworden, diesem Ruf Folge zu leisten.

Natal

liegt auf der Ostküste von Südafrika, und zwar nördlich von dem Freien Kafferlande, dem Lande der Pondo-Kaffern, und südlich von dem Lande der Sulu-Kaffern. Auf der Westseite wird es von dem Drakengebirge begrenzt und durch dasselbe von dem Lande des Königs Moschesch († 1870) und dem Oranje-Freistaat, sowie von der Transvaal-Republik abgeschieden. An der Ostküste fluthet der Indische Ocean.

Natal hat eine eigenthümliche Gestaltung, indem es fast ganz aus Hochebenen, den Ausläufern der Drakenberge, besteht, die von einander durch tiefe und jähe Schluchten, in denen die zahlreichen Flüsse fließen, getrennt werden. Während der schmale Küstenrand ein fast tropisches, jedoch durch die frischen Seewinde gekühltes Klima hat und also für den Anbau von Kaffee und Zuckerrohr vortrefflich geeignet ist, bietet die mittlere Stufe fruchtbares Ackerland und die oberste, dem Gebirge zunächst gelegene Stufe ausgezeichnete Viehweide dar.

Das Land ist zum ersten Male im Jahre 1498 von Europäern gesehen worden. Und zwar war es der bekannte portugiesische Seefahrer Vasco de Gama, der bei seiner Entdeckung des Seewegs nach Ostindien um die Weihnachtszeit an dieser Küste anlegte und deshalb dem Lande den Namen „Natal" (d. h. Weihnachtsland) gegeben hat.

Das Land blieb indeß noch Jahrhunderte lang für Europa unbekannt und ohne Bedeutung. Diese bekam es erst, als seit 1837 große Bauernhaufen, aus Abneigung gegen die englische Herrschaft in der Cap-Colonie, von da auswanderten und über das Drakengebirge in das durch die Kriegszüge der Sulufürsten Tschakka und Dingane verödete und beinahe ganz menschenleere Land herunterstiegen. In Verbindung mit Panda, Dinganes Bruder, überwanden sie diesen und erklärten nun Natal für ihr Eigenthum, so daß nördlich der Fluß Umfolosi und südlich der Fluß Umsimkulu die Grenze bilden sollten.

1843 aber ward das Land von den Engländern in Besitz genommen und mit Waffengewalt gegen die Bauern behauptet. Ein Theil der letzteren verließ deshalb die kaum gewonnene Wohnstätte aufs neue und zog zurück über das Drakengebirge in das Land jenseits des Vaalflusses. Dagegen kamen andere Einwanderer, namentlich aus England; jetzt mag die Zahl der dort angesiedelten Weißen etwa 15,000 betragen, von denen die Hälfte Engländer, die Hälfte Holländer und einige hundert Deutsche sind. An der Spitze steht ein Lieutenant-Gouverneur, der mit einem Parlamente die Colonie regiert.

Die Schwarzen, die im Lande leben, gehören sämtlich dem Volke der Kaffern an. Zum Theil sind es Reste von früher im Lande ansässigen, durch die Sulukönige zertrümmerten Stämmen, zum Theil sind es Sulu, die vor der Tyrannei ihrer Könige über den Grenzfluß

Tugella (denn nur bis zu dieser und nicht bis zur Umfolosi hat sich die Colonie Natal ausgedehnt) herübergeflüchtet sind. Beide haben sich unter dem Frieden und der Fruchtbarkeit des Landes so ansehnlich vermehrt, daß man ihre Zahl auf 200,000 anschlägt. Sie wohnen zum Theil in größerer oder geringerer Anzahl zerstreut unter den Weißen, zum Theil massenhaft und zu Tausenden nach ihren Sitten und Rechten in sogenannten Locationen, die ihnen durch die Engländer zuertheilt worden sind.

Dicht an der Grenze einer solchen Location bekamen die Brüder durch Shepstone den Platz ihrer Wirksamkeit angewiesen, der späterhin den Namen

Emmaus

erhielt. Der Platz liegt hart unter dem Drakengebirge, nicht weit von der Quelle der kleinen Tugella. In jener Gegend gab es noch keinen Missionar, während in den Landstrichen näher nach der Küste hin schon mehrere Gesellschaften, namentlich die Nordamerikanische, das Missionswerk in Angriff genommen hatten.

Das war aber nicht der Hauptgrund, weshalb Shepstone die Berliner Missionare in jener Gegend stationirt wünschte. Dieser lag vielmehr in dem Umstande, daß der Kafferstamm, der dort saß, vor Jahren, als der wilde Kafferkönig Tschakka seine Kriegszüge bis nach der Cap-Colonie hin auszudehnen strebte, durch ein Misverständnis von den englischen Truppen fast gänzlich aufgerieben worden war. Dies damals begangene Unrecht wünschte Shepstone wieder gut zu machen.

Den Grund und Boden, auf welchem die Station angelegt ward, hatte ehedem ein Bauer Namens Linneque bewohnt; nach ihm heißt auch das Flüßchen dort Linneque-Spruit (=Spreut). Er war aber aus Verdruß über die Herrschaft der Engländer weggezogen. Noch standen zwei alte Häuser und eine alte Mühle, wofür sie ihm 250 Thlr. bezahlten.

Im Juni 1847 bezogen die Brüder Posselt und Güldenpfennig die Station. Döhne war inzwischen auf dringendes Bitten der holländischen Bauern in dem Städtchen Pietermaritzburg deren Prediger geworden, ein Abkommen, dem das Berliner Comité später seine Genehmigung ertheilte. Auch Posselt blieb nur ungefähr ein Jahr lang dort, dann fand er ein anderes Feld seiner Wirksamkeit unfern der an der Küste gelegenen Stadt Durban.

Güldenpfennig hatte also das Werk allein zu führen. Das war um so schwieriger, als auch die Bauern der Nachbarschaft seine Dienste in Anspruch nahmen, und er ihnen wohl mit der Predigt,



Emmaus.

nicht aber, da er nicht ordinirt war, mit der Verwaltung der Sacramente dienen konnte. Dieser Übelstand wurde dadurch noch größer, daß einige aus Kafferland mitgezogene Getaufte auf dem Platze lebten, die nun ebenfalls das Sacrament des Altars entbehren mußten. Und dazu mußte der vereinsamte Bruder noch dies Schmerzliche durchmachen, daß in den Jahren 1848 und 1849 der Briefwechsel zwischen Natal und Berlin, zusammen 20 Monate lang, völlig unterbrochen war.

Endlich im Anfang 1850 traf der von Bruder Güldenpfennig sehnlich erbetene Missionar in der Person des Bruder Zunkel auf Emmaus ein. Schon bei Posselt hatte dessen Ankunft die größte Freude erregt: „sein Geist war über diesen lebendigen Brief wieder lebendig geworden, wie Jacobs, als er seinen Sohn Joseph wiedersah." Auch Güldenpfennig war voller Freude gerade über diesen Bruder, mit dem er schon im Missionshause inniger befreundet gewesen war. Er trug es auch ohne Unwillen, daß Zunkel, weil ordinirt, Vorsteher der Station ward, obgleich er älter an Jahren und im Dienste war, schon eine gute Gewandtheit in der Sulu-Kaffersprache, die von der Sprache der Xosa-Kaffern nur wenig abweicht, sich erworben hatte, und die Leute ihm besonders anhänglich sich erwiesen.

Die brüderliche Eintracht beider und ihre rüstige, muntere Arbeit ward auch vom HErrn sichtbar gesegnet. Schon in dem Jahre 1848 war dem Bruder Güldenpfennig ein alter Kaffer aufgefallen, Namens

Umboni,

der sich selbst als fleißiger und aufmerksamer Hörer des Wortes Gottes bewies und auch seine Familie stets mit zur Predigt brachte. Güldenpfennig knüpfte nun einen nähern Verkehr mit ihm an, und hatte seine Freude sowohl über die Äußerungen des Mannes, als auch über die gute Zucht, die er in seiner Familie und auf seinem Kraale zu halten anfing.

Da geschah es, daß ein heidnischer Kaffer Umbonis Tochter Zakela zur Frau begehrte und eine namhafte Anzahl Ochsen für dieselbe zu zahlen sich erbot. Zakela, die schon einen Eindruck vom Evangelium empfangen hatte, wollte nicht einwilligen und die Station nicht verlassen. Dem alten Umboni aber war das versprochene Vieh eine gar zu starke Reizung. Endlich ward die Sache dadurch erledigt, daß Miss. Güldenpfennig für das Mädchen 6 Stück Vieh an ihren Vater bezahlte und dadurch völlig freie Verfügung über sie erhielt. Sie zog zu dem Missionar ins Haus, übergab ihrem Vater ihre Kaffertracht und ward von den Kaffern als eine Verstorbene kläglich beweint.

Dieser Vorfall gab dem Glaubensleben des alten Umboni einen solchen Stoß, daß er sich von da ab mehr zurückzog, dann feindseliger ward und seine erweckten Kinder vom Evangelium und vom Glauben

abzuhalten suchte, und endlich wieder in all das wüste Sündenleben des Kafferthums sich hineinstürzte. Bald darauf ergriff ihn eine entsetzliche Krankheit. Aber auch da suchte er Gott nicht, sondern fluchte und lästerte auf das Evangelium, und opferte dafür den Schlangen (in denen die Geister der alten Vorfahren erscheinen sollen) mehrere Stück von seinem lieben Vieh. Kein Zuspruch des Missionars wollte helfen. Endlich aber, als er schon einmal wie todt dagelegen, Güldenpfennig aber für ihn gebetet und ihn, wie er glaubte, vom Tode losgebetet hatte, fing er an, anderes Sinnes zu werden. Gegen Miss. Zunkel sprach er später offen aus, daß sein heidnischer Glaube ein falscher Glaube, und daß nur allein das Evangelium von Christo der wahre Glaube sei.

Inzwischen ward er immer kränker. Als ihn Miss. Güldenpfennig bald nach Ostern 1851 zum letzten Male besuchte, raffte er seine letzten Kräfte zusammen, richtete sich ohne Hülfe auf und rief zur Verwunderung Aller mit lauter Stimme: „Mein Lehrer, mein Vater, ich bin erlöst, bete doch mit mir!“ Als Güldenpfennig gebetet hatte, brach er getrost und selig in die Worte aus: „Jesus kann mich nicht betrügen, nein, Er kann mich nicht betrügen!“

Umboni hatte nur noch einen Tag zu leben, dann ging er ein zu der Freude seines HErrn, der ihn wie einen Brand aus dem Feuer gerettet hatte. Seine letzten Worte richtete er an seine Kinder: „Kinder, sprach er, ich habe von der Schule wegziehen wollen, um euch vom Worte Gottes abzubringen. Jetzt aber bitte ich euch, geht nicht fort, sondern bleibt bei eurem Lehrer, höret Gottes Wort und glaubet, damit ihr könnet getauft und selig werden.“ Darauf versagte ihm die Stimme. Nur einzelne Worte konnten sie noch verstehen und daraus erkennen, daß er bete. Betend ist er auch gestorben ohne Todeskampf.

Umbonis Kinder und Anverwandte folgten zum Theil seinem Glauben nach. Das war damals ein frisches Geistesregen auf Emmaus. Oft saßen diese jungen Männer bei einander mit dem Worte Gottes in der Hand, lasen und besprachen dasselbe, und kamen zu den Missionaren mit der Bitte um Auskunft, wenn ihnen hier und da etwas dunkel blieb. Und es war erstaunlich, wie schnell sie bei diesem aufrichtigen Heilsverlangen in der Erkenntnis des Wortes Gottes wuchsen, und wie tiefe Blicke sie in das Wesen und den Gang des Reiches Gottes zu thun vermochten.

Schon ein Jahr nach dem seligen Abscheiden des alten Umboni war Güldenpfennig nicht mehr auf Emmaus. Ein ernstes Schreiben von Berlin, das einen Übergriff der Natalschen Brüder in Hinsicht der gewünschten Ordination Güldenpfennigs rügte, hatte ihn veran=

laßt, aus dem Missionsdienste auszutreten. Er fand dafür in der Nachbarschaft eine Anstellung als Prediger bei den holländischen Bauern in und um Weenen. Die Glaubensartikel der reformirten Kirche zu unterzeichnen ward er indeß nicht genöthigt.

Miss. Zunkel blieb jedoch nicht lange allein auf Emmaus. Schon in der Mitte dieses Jahres 1852 sah sich Miss. Posselt veranlaßt, seinen Wirkungsort an der Küste zu verlassen, und samt den ihm zugethanen etwa fünfzig Kaffern von dort nach Emmaus zurückzukehren. Das christliche Leben auf dieser Station gewann dadurch noch neuen Aufschwung: das Wort Gottes wurde noch reichlicher und mannigfaltiger dargeboten, für die Bekehrten wurden besondere Gebetsstunden eingerichtet, und manches Lied ward von Posselt gedichtet und nach frischen, munteren Melodien von den Leuten eingeübt und mit Lust gesungen.

Von der Kraft, mit der das Evangelium auf die Herzen der Leute wirkte, war dies ein schlagender Beweis, daß die Communicanten am Tage der Meldung auch geringere, oft längst schon begangene Sünden aller Art mit tiefem Schmerze beichteten, Sünden, von denen oft kein Mensch wußte, und von denen ein unerleuchteter Heide nicht einmal eine Ahnung hat, daß es Sünden sein könnten.

Einmal, als eine Ausschließung nöthig wurde, drangen etliche Gemeindeglieder noch auf eine andere Strafe, die etwa in Zahlung von Vieh oder in Verrichtung von Frohndiensten bestehen möge.

Auch im Äußerlichen ging es vorwärts: eine Wasserleitung ward vollendet, und etliche Leute fingen an, Obstbäume zu pflanzen, ein paar Eimer Waizen auszusäen und sich Häuschen zu bauen.

Und endlich nahm Miss. Posselt die

Predigt bei dem Häuptling Sikali,

der vier Meilen von Emmaus entfernt wohnte, mit neuem Eifer wieder auf. Sikali war der Sohn jenes kleinen Häuptlings, unter dessen Stamm die Engländer ehedem ein so arges Blutvergießen angerichtet hatten. Nahe dem Platze desselben war eine kleine Predigthütte errichtet worden, wo Posselt alle Monate einmal Predigt hielt. Da geigte und sang er diesen Wilden die Lieder vor, und sagte ihnen die Gebote, den Glauben, das Vaterunser auf, damit sie es nachsprachen und lerneten. Dann stand er mit ihnen zum Gebete auf und hielt darnach eine kurze Predigt.

Sikali kam regelmäßig mit seinen Brüdern und mit einer Schaar von Trabanten zur Predigt geritten. In wildem Galopp und mit wildem durch die Berge hinschallendem Kriegsgesange sprengte der Haufe dieser schwarzen Reiter nicht selten des Weges daher und bis zur Kirche heran. Sikali legte in der Regel zum Kirchenbesuch seine

beste Kleidung an: die Uniform eines verstorbenen preußischen Garde-offiziers, die einmal mit nach Emmaus hinausgeschickt worden war. Er war ein schöngewachsener und kluger Mann, der sich meist freundlich und artig benahm, aber zur Bekehrung keine Lust hatte und im Jahre 1863 als ein Heide dahingestorben ist.

Eine Schmälerung des geistlichen Lebens

trat ein, als Missionar Posselt nach einem Aufenthalte von kaum zwie Jahren (1854) an die Küste zurückging, und als sich ihm wiederum viele der ihm anhänglichen Kaffern, unter denen besonders frische Leute waren, bei diesem Wegzuge anschlossen. Die Seelenzahl der unmittelbar auf der Station lebenden Leute (während freilich mehr oder weniger entfernt Tausende von Kaffern wohnten) sank dadurch auf 57, unter denen 28 Christen waren.

Freilich geschah manches, wodurch die Leute in einen frischeren Zug hätten gebracht werden können. So ward eine neue stattliche Kirche gebaut, die 1857 eingeweiht wurde. Bei dieser Gelegenheit ward auf Anregen eines Gemeindegliedes die erste Collecte gesammelt. Ferner wurden zwei Gemeinde- und Kirchenvorsteher bestellt. Und endlich wurde mehrere Jahre lang die Schule durch Andreas, einen Sohn Umbonis und einen der Erstlinge unter den Getauften, mit Fleiß und Treue gehalten. Zur Sicherung des äußeren Bestehens der Station trug dies bei, daß für den Missionar 1000 Morgen und für die Stationsleute 10,000 Morgen von Seiten der englischen Regierung bewilligt und abgemessen wurden.

Dennoch bewirkte dies alles keine gründliche Änderung der gesunkenen und darniederliegenden Zustände. Das Jahr 1864 war für Miss. Zunkel so voller Noth und Leiden, daß er dasselbe das schwerste und sorgenvollste seines ganzen Lebens nannte. Zerwürfnisse in dem Stamme Sikalis nach dem Tode desselben waren noch das Geringere. Der drückendste Kummer für ihn war ein Geist der Auflehnung unter den Gemeindegliedern und Stationsleuten, die nahe daran waren, auf und davon zu ziehen. Unter ihren thörichten Klagen waren z. B. auch diese, daß der Lehrer ihnen die Sachen vorenthalte, die für sie aus Deutschland geschickt würden, und daß ihre Kinder in der Schule keine fremden Sprachen lernten.

Ein kräftiger neuer Aufschwung

nach diesen Jahren der Lahmheit und des Fallens trat mit dem Jahre 1865 ein. Mehrere Ausgeschlossene konnten nach ernstlicher Buße wieder aufgenommen werden, die Kirche war stets gut besucht, zum Taufunterricht waren mehr Leute gekommen als seit Jahren, und das Weihnachtsfest wurde gefeiert mit Lichterglanz und Liebesgaben, mit Sang und Klang aus fröhlichem Herzen.

In gleicher Weise ging es die drei folgenden Jahre: jedes Jahr konnte eine erfreuliche Anzahl zur Taufe zugelassen werden, während Rückfälle nicht zu beklagen waren. Vier Männer gingen an den Sonntagen, wo Bruder Zunkel auf entfernteren Kraalen predigte, in entgegengesetzter Richtung aus, und verkündigten je zwei und zwei das Evangelium.

Als am ersten Weihnachtsfeiertage 1868 Abends die Geschwister, der Kühle genießend, vor dem Hause saßen, erhob sich plötzlich Gesang der Gemeinde. Jung und Alt, die Mütter mit den Säuglingen im Fell oder Tuch auf dem Rücken, kamen herüber zu dem Hause des Missionars. Die Geschwister sangen vereint mit ihnen viele Lieder vor dem Hause, dann hielt ihnen Bruder Zunkel eine kurze Ansprache, und mit Gesang ging's wieder heim.

Noch kurz vor dem Schluß des Jahres 1869 traf auf Emmaus der Mozambiquer Samson ein und meldete sich zum Taufunterricht. „Wie oft," schreibt Missionar Zunkel, „hat seine Frau bei mir geweint über diesen alten Sünder, und wie oft habe ich sie getröstet, und habe sie ermahnt, anzuhalten am Gebete für ihn. Die meiste Zeit war er nicht zu Hause, sondern strich im Lande herum auf Doctern. War er aber hier, so verfluchte und verspottete er die Gläubigen bei jeder Gelegenheit. „Auf meiner letzten Reise — er war mehrere Monate lang fort, und niemand wußte, wo, — so erzählte er, wurde ich sehr krank und starb. Die Leute, bei denen ich war, verließen mich bis auf einen. Der band mich mit Stricken zusammen, um mich zu begraben. Als ich so gestorben war, kam der Teufel und zog mich fort zur Hölle. Ich war schon dicht daran, und habe sie gesehen, den schrecklichen Ort. Da kam der HErr und sagte zu dem Satan: „Laß ihn noch einmal los, er soll noch leben. Und zu mir sprach er: Gehe wieder zurück, gehe zu deinem Lehrer, und höre und thue, was er dir sagt." Leider aber hat diese Anregung bei dem alten Manne nicht lange vorgehalten. Etliche Jahre darauf ward seine einzige Tochter todtkrank. Sie ging bereits in den Tauf-Unterricht und begehrte nun in der Sterbensnoth sehnlich nach ihrer Taufe und nach der Vergebung der Sünden. Ein großer Theil der Gemeinde versammelte sich um ihr Lager, es wurde gesungen, gebetet und darauf die Kranke in Christi Tod getauft. Der alte Samson saß während ihrer Taufe in einer Ecke und sein Auge wurde naß. Er fühlte wieder den Ruf des HErrn, und sagte, er wolle sich nun auch bekehren.

Diese Wahrnehmung stellte sich mehr und mehr heraus: die Leute nehmen die Civilisation leichter und schneller an als das Evangelium. Die jungen Kaffern erschienen zum großen Theil gekleidet, kauften sich

auch Pflüge und fingen an Waizen zu säen. Offenbare Feindseligkeit gegen Gottes Wort, daß also jemand antwortete: Ich will nicht glauben, ich will mich nicht bekehren! kam je länger desto weniger vor; sie antworteten, wenn der Missionar auf ihre Bekehrung drang, vielmehr: Ich weiß nicht, oder: Ich habe das Herz noch nicht bekommen.

Viel Noth machten oft Lügen= und Klatschgeschichten, insofern dadurch hie und da die ganze Station gegen einander gehetzt wurde. Immer aber ward dergleichen wieder überwunden, auch die eine Zeit lang sehr dringende Gefahr des übermäßigen Biertrinkens. Zum Bau des neuen Berliner Missionshauses gab die Gemeinde, nach dem es die Leute hatten, Geld oder Korn, Vieh u. drgl., und es konnten mit Hinzunahme etlicher anderer Gaben von Emmaus aus 309 Mark eingesandt werden.

Im Anfange des Jahres 1874 erinnerte sich Miss. Zunkel mit dankbarer Freude dessen, was der HErr in den damals gerade seit ihrer Gründung verflossenen 25 Jahren an der Station gethan hatte. Es bestand nun eine Gemeinde von fast 200 Seelen, welche in einem netten Dörfchen bei einander wohnten in Häusern, die nach europäischem Styl gebaut und mit Obstgärten umgeben sind. In der Mitte des Dörfleins, so schreibt Miss. Zunkel weiter, steht das Gotteshaus, in welchem die Lobgesänge Jesu Sonntags und Wochentags erschallen, und der Gottesdienst mit vollständiger Liturgie, wobei die Gemeinde mehrstimmig respondirt, gehalten wird. Die heidnischen Sitten haben christlichen weichen müssen: Trinkgelage und Tänze finden nicht Statt, Hochzeiten und Begräbnisse werden mit Gottes Wort nach christlicher Weise vollzogen, die Kinder werden zur Schule geschickt und die Abgaben für die Segnungen des Evangeliums werden gern gegeben. Der alte, bewährte Christ Andreas, ein Sohn Umbonis, ist zur Freude aller zum Schulzen der Station Emmaus bestellt worden. Die ganze Station hat ein Aussehen bekommen, daß Fremde ihre Freude und Verwunderung darüber ausdrücken.

Und so ist es auch in den letzten Jahren munter vorwärts gegangen. Als unter den jungen Leuten beiderlei Geschlechts ein leichtfertigerer Verkehr einriß, da ward eine strengere Zucht von den Männern der Gemeinde selbst ausdrücklich verlangt.

Die Alten drangen darauf, daß von jetzt ab jeder Verkehr der jungen Leute unter einander abgestellt werden müsse. Als Zunkel ihnen entgegnete, man solle scharf aufpassen, aber dann nur die Schuldigen bestrafen, dünkte ihnen dies keineswegs genügend; der Missionar bekam Worte zu hören, wie: „Du kennst die Kaffern nicht! Du bist ein anderer in der Kirche als im gewöhnlichen Leben: du bist nicht ernst genug!“ Das ist wahrlich ein Wort, welches sich gar mancher Diener am Wort zu seinem eigenen und zu seiner Gemeinde Besten gesagt

sein lassen kann. Längere Zeit hatte sich zum großen Kummer von Miss. Zunkel keine Frau zum Taufunterricht gemeldet. Da geschah es zu seiner großen Freude, daß sich von Johanni 1875 bis Johanni 1876 ihrer 11 meldeten, und zwar meist solche, von denen er es nie gedacht hätte. Im October 1876 konnte er 14 Erwachsene taufen, darunter 4 Frauen und 6 Mädchen; im August 1877 wieder 5 Frauen. Zu den damals im Tauf-Unterricht befindlichen 10 Personen trat dann noch ein Mädchen hinzu.

Missionar Posselt hatte, wie oben erzählt ist, bald nach Gründung von Emmaus eine andere Wirksamkeit an der Küste von Natal nicht weit von der Stadt Durban gefunden. Es bestand dort nämlich eine eben (1847) gegründete deutsche Niederlassung Namens Neu-Deutschland (New Germany), deren Einwohner, meist aus dem Tecklenburgischen gebürtig, auf Rechnung eines Frankfurter Handelshauses den Baumwollenbau betreiben sollten. Auf deren Wunsch und unter Zustimmung von Berlin ward er (1848) ihr Pastor, zumal er da seinen Missionsberuf an den Arbeitskaffern derselben sowie an den Kaffern der nächsten Umgegend ausüben konnte. Jene Niederlassung dicht bei Neu-Deutschland, die zwanzig Kraale mit fünf- bis sechshundert Seelen enthalten mochte, nannte er zum Andenken an seine verstorbene Frau

Christianenburg.

Seine Arbeit blieb nicht ungesegnet, und bereits Weihnachten 1850 konnte er die vier ersten Kaffern taufen.

Nachdem er dann zwingender Verhältnisse halber (der Platz von Christianenburg war von seinem früheren Besitzer verkauft worden) 1852 bis 1854 mit seinen etwa fünfzig Kaffern in Emmaus verweilt hatte, kehrte er zur großen Freude der Deutschen, deren Verhältnisse sich inzwischen erheblich gebessert hatten, an die Bay zurück. In feierlicher Procession, unter Liedern und Freudenschüssen, haben diese ihn eingeholt.

Bald ward für die Kaffern ein Stück Land käuflich erstanden und später noch durch ein anderes Stück vergrößert und abgerundet. Alle Monat hielt Posselt mit ihnen eine Gebetsversammlung, und zwar am Sonntag Abend um die Zeit des Vollmondes, entweder in der deutschen Kirche oder auf ihrem Platze bei einem, der ein kleines Häuschen hatte. Zuerst sangen sie, dann las der Missionar etwas aus der Bibel, dann ward wieder gesungen und dann beteten noch etliche von den Kaffern. Ihre Gebete waren kurz, aufrichtig und oft rührend und beweglich.

Sofort regte sich aber auch der Widerstand und die Feindschaft.

So ward ein junger erweckter Kaffer unter dem Vorwande, sein Vater sei krank und wünsche ihn zu sprechen, von der Station weg, wo er Hirte war, auf seinen heimathlichen heidnischen Kraal gerufen, und alles mögliche versucht, um die abscheuliche Krankheit (wie sie es verblendeter und lästerlicher Weise nannten) des Glaubens und Gebetes aus ihm herauszubringen. Als weder Schmeicheln noch Drohen half, hatten sie ihn sogar gebunden, ja endlich selbst seine Kleider gekocht, um jene ansteckende Seuche auszukochen. Er fand aber doch Gelegenheit zu entfliehen, und kehrte freudig zu seinem Dienst und in den Taufunterricht zurück.



Christianenburg.

Ein anderer, der getauft wurde, hatte früher nur verstohlener Weise den Predigten eines Amerikanischen Missionars zuhören können. Sein Vater hatte ihn stets davon abhalten wollen, indem er sagte: „Ihr Jungen, deren Herz zu weich ist, bleibt zu Hause. Laßt uns Alte zur Predigt gehen, denn in unsere harte Herzen dringt das Wort nicht mehr ein.“

Die Gemeinde wuchs immerfort durch neue Taufen. Dabei ging es oft sehr erbaulich her. So ward einmal eine junge Frau getauft, die aufs tiefste bewegt war. Auf Posselts Frage, ob Gott auch ihr Vater sei, antwortete sie mit großer Inbrunst und unter vielen Thränen: „Ja, Er ist mein Vater!“ — Ein ander Mal ward ein alter Mann getauft, dessen Angehörige alle schon Christen waren. Das Lernen und Begreifen war ihm schwer geworden. Da hatte er zu Posselt gesprochen: „Wasche mich von meinen Sünden mit dem Wasser Jesu. Ich bin wie die kleinen Kinder, welche du ja auch ohne Unterricht taufst.“

In der deutschen Gemeinde bildete sich 1857 ein Missions-

verein, und das Missionsfest, welches Deutsche und Kaffern gemeinschaftlich feiern, und wobei sie meist dieselben Lieder zugleich kaffersch und deutsch singen, ist alljährlich ein Glanzpunkt in dem Leben beider Gemeinden.

Im Jahre 1865 gab Posselt den Christianenburger Leuten folgendes Zeugnis:

„Viele aus der Gemeinde meinen es recht ernst mit ihrer Seligkeit: ihre Andacht, ihr Beten, ihr Verlangen nach Gottes Wort, ihr Sündenbekenntnis und ihre Reue, ihr stiller und frommer Wandel, ihr Gehorsam gegen mich und ihre Liebe zu mir sind deß Zeugen. Andere sind lau und träge, aber alle haben eine tiefe Hochachtung vor dem göttlichen Wort, und mit diesem allein halte ich sie im Zaum."

Seit 1867 begann Missionar Posselt zwei junge Männer, die sich dazu eigneten, als seine Wegbereiter mit der Predigt des Evangeliums auf umliegende heidnische Kraale zu senden. Der Erfolg war sehr ermuthigend; es entstanden dadurch zwei Predigtplätze für mehr als tausend heidnische Sulukaffern: der eine in der Kranzkloof, einer tiefen Felsenschlucht, dem Aufenthalte der Tiger, Paviane und wilden Schweine; der andere an dem Flusse Umgeni. Außerdem predigte Posselt auch noch auf einem Platze hinter dem Dorfe Pinetown (Peintaun), wo eine kaffrische Filial-Gemeinde wohnte, die sich ihren eigenen Schulmeister hielt.

Im Jahre 1868 hatte Br. Posselt den großen Schmerz, daß drei Männer, die schon viele Jahre lang fein gewandelt hatten, zu ihren christlichen Frauen andere heidnische Frauen nahmen, und deshalb von der Gemeinde ausgeschlossen werden mußten. Dieser Gräuel der Vielweiberei ist und bleibt für die heidnischen und selbst für die christlichen Kaffern der festeste Strick und der lockendste Köder des Heidenthums.

Im Jahre 1869 ward die Station Christianenburg mehr als sonst von Schlangen heimgesucht. So tödtete z. B. ein Sohn des Missionar Posselt mehrere, und fing eine Boa lebendig, die acht Fuß lang war. Eine junge Frau, die bald getauft werden sollte, ward von einer Imamba, einer sehr giftigen Schlange, gebissen, und war in zwei Stunden todt.

1869 ward auch der alte, etwa 65jährige Honço begraben. Er und seine Kinder waren 1847 mit Br. Döhne aus Kafferland gekommen. Bereits vor vielen Jahren war er von Br. Posselt getauft worden. Er war ein stiller, anspruchsloser Mann, der dem Herrn bis zu seinem Tode treu geblieben ist. Den Abend vor seinem Tode sah ihn Posselt das letzte Mal. Honço streckte die dürren, kalten Hände nach ihm aus und sprach: „Bist du es, mein Freund? Ich gehe weg, aber der Herr ist mir nahe." Später wandte er sich zu

seinen weinenden Kindern und Schwiegersöhnen und sprach: „Haltet das alte Gesetz Gottes!“ Dann hob er den fast erstorbenen Arm auf, und nach dem Himmel zeigend entschlief er im Herrn.

Am ersten Pfingsttage wurden dreizehn Erwachsene getauft. Es war eine Feier voll tiefer Rührung und Bewegung: ein Willkommsgruß bester Art für die eben aus Berlin eingetroffenen jungen vier Missionsgeschwister. Am ersten Weihnachtstage war nochmals Taufe. Die Zahl aller im Jahre 1869 getauften betrug fünfundzwanzig Erwachsene und achtzehn Kinder.

Auf dem Kaffer-Missionsfeste ließ Missionar Posselt auch sieben Kaffern sprechen, „weil ihr Herz so voll wäre, und weil in englischen Gemeinden den Kaffern bei solchen Gelegenheiten zu reden verstattet würde.“ Ohne die geringste Verlegenheit, mit überraschender Schriftkenntnis, mit Ernst und Ruhe und doch mit glühendem Eifer redeten da diese Männer in kräftigen Worten und in treffenden Gleichnissen von der erlösenden Liebe und ermahnten zur Beständigkeit und Treue.

Einen sehr heftigen Kampf hatte Missionar Posselt gegen den aus Syrup gemachten Branntwein, Ißitschimijane genannt, der eine äußerst verheerende Wirkung ausübt und dessen Gebrauch unter der Gemeinde wieder einzureißen anfing. Die Leute machten in Gemeinschaft mit Posselt selbst Gesetze dagegen und erwählten drei Männer zur Aufrechterhaltung derselben. Bald darauf wurde Abendmahl gehalten, das unter diesen Umständen besonders beweglich war und die durch die neuesten Ereignisse hervorgerufenen Eindrücke noch segensreicher machte. 58 Gäste naheten zum Tisch des Herrn, der Geist Gottes setzte sein Straf- und Trostamt an ihren Seelen sichtlich fort.

Über den Stand der Gemeinde berichtet Missionar Posselt Mitte 1870 folgendermaßen. „Aus dem Häuflein der Gläubigen dieser Station ist nach einer Reihe von Jahren eine Gemeinde geworden, welche 290 Seelen zählt. Viele sind entschlafen und wohnen beim HErrn. Andere zogen nach andern Stationen. Mehrere sind abgefallen und haben den Glauben verläugnet; doch ob es ihnen gelungen ist sich ganz zu verstocken und ihr Gewissen völlig zum Schweigen zu bringen, bezweifle ich. — Im Kirchenbuche stehen 159 Erwachsene und 182 Kinder als von mir getauft verzeichnet, Summa 341 Kaffern. — In Kurzem sollen wieder 15 getauft werden.

Die Heiden auf den umliegenden Kraalen wohnen der Predigt des Evangelii mit Andacht bei. Viele von ihnen beten. Kranke und Sterbende rufen öfters die Gläubigen, um für sie zu beten. Diejenigen der Gemeinde, welche hie und dort zerstreut wohnen, predigen den Herrn Jesum ihren Landsleuten. Was müde und beladen ist, sucht den Arzt der Seele.

Jeden Morgen ruft die Glocke zum Gebet. Die Leute kommen

mit dem Gesangbuch, einige mit der Bibel. Wir gehen sie ganz durch. Jetzt stehen wir beim Buche Josua und heute betrachteten wir den Übergang durch den Jordan. Was den Klugen dieser Welt eine Thorheit ist, das ist diesen Unmündigen, Einfältigen göttliche Weisheit. Da ist Niemand, der an den großen Wunderthaten Gottes zweifelte.

Den Sonntag bringen sie mit geistlicher Beschäftigung zu.

Früh ist Morgenandacht, dann hält Lukas Schule und übt sie im Lesen. Kaum ist der deutsche Gottesdienst aus, so versammeln sie sich schon in der Kirche und lesen im Gesangbuch oder der Bibel, bis ich komme. Nachmittag halten sie für sich allein eine Gebetsstunde. Niemand denkt da an eine Entweihung des Sabbaths durch Arbeit oder Spiel oder Tanz.

Zur Tagesschule gehören 54 Kinder. Durch meine Reisen zur Konferenz und nach Ladysmith, sowie nach der Bai in Amtsgeschäften, wird dieselbe öfters ausgesetzt als ich wünsche. Ich habe die Schule mit meinen eignen Kindern aufgeben müssen, welche zum deutschen Schullehrer nun gehen, um mehr Zeit für die Kaffer-Kinder zu gewinnen.

Meine geistliche Arbeit an der deutschen Gemeinde wird fortgesetzt. Auch besuche ich meine holländische Gemeinde auf Ladysmith noch dreimal im Jahr, und werden diese Reisen mit denen zur Conferenz verbunden. An Gesundheit und Rüstigkeit hat es mir der liebe HErr noch nicht fehlen lassen. Ich fühle mich noch eben so kräftig als in den zwanziger Jahren, obwohl ich 55 hinter mir habe. Ihm sei der innigste Dank dargebracht für diese außerordentliche Gnadengabe."

Bald nachher ward dem Miss. Posselt sein Sohn Johannes, bisher Schulmeister der deutschen Gemeinde in Neu-Deutschland, als Schulmeister für die Kafferschule in Christianenburg zu Hülfe gegeben. Dagegen gab Miss. Posselt den Kaffer Dalana, der als treu und geschickt erprobt war, an Miss. Schumann nach Stendal ab, worüber später Genaueres zu berichten ist.

Im Jahre 1873 verweilte Miss. Posselt 8 Monat in Deutschland. Er besuchte in dieser Zeit die Missionsfeste vieler unserer Hülfs-Vereine und zeugte auf denselben mit unverwüstlicher Frische von den Sitten und dem Leben seiner lieben Kaffern und mit großer Freudigkeit von dem Segen, den ihnen das Evangelium gebracht hat. Gerade am 1. Januar 1874 betrat er nach kurzer glücklicher Seefahrt den Boden von Natal wieder und ward dort von den lieben Seinigen wie von der deutschen und der Kaffer-Gemeinde mit Jubel empfangen. In seiner Abwesenheit ward sein Amt an den Kaffern durch seinen Sohn Johannes verwaltet. Derselbe war um so mehr dazu geeignet, als er die Kaffern nicht nur herzlich lieb hat, sondern als einer, der unter ihnen aufgewachsen ist, ihr ganzes Wesen gründlich kennt und ihre Sprache mit vollkom-

mener Fertigkeit zu sprechen versteht. Die Sorge für die deutsche Gemeinde war dem Bruder Bauling anvertraut, der bis dahin Gehülfe des Miss. Prozesky auf Königsberg gewesen war, indeß doch die Kaffersprache noch nicht genügend in seiner Gewalt hatte.

Aus seiner Thätigkeit im Jahre 1874 theilt Missionar Posselt folgenden Vorfall mit: „Am 16. Sonntage nach Trinitatis des Jahres 1832 las ich in Kleinrade, einem Dorfe bei Frankfurt a. O., eine Probepredigt vor. Ich war damals noch ein 17jähriger Schulamts-Präparand. Die Predigt hatte das Evangelium vom Jüngling zu Nain zum Text. An demselben Tage begrub ich im vorigen Jahre eine junge Kafferfrau von 17 Jahren und predigte der zahlreichen Gemeinde an ihrem Grabe über dasselbe Evangelium. Sie wohnte auf dem vier Stunden zu Pferde entlegenen Filial, wurde nach ihrer ersten Entbindung sehr krank und ließ mich rufen. Sie stand im Vorbereitungs-Unterrichte zur Taufe, liebte den Herrn und glaubte von Herzen an ihn. Mit leiblicher Schönheit verband sie ein stilles, liebenswürdiges Wesen — eine seltene Tugend der ungestümen, wilden Kaffern. Es war ein stürmischer Tag, der rauhe Wind blies mich fast vom Pferde. Am Abend kam ich bei ihr an, sie saß beim Heerde auf dem Boden, den Kopf an die Brust ihrer Mutter gelehnt und holte tief Athem. „Ich glaube an den Herrn Jesum und gehe zu ihm, tauf mich" — sprach sie, worauf ich sie taufte unter Gesang und Gebet der versammelten Gläubigen. Am Tage darauf starb sie, und da auf dem Filial kein Kirchhof ist, brachte sie die Gemeinde von dort mit dem Wagen nach Christianenburg. Gerade waren wir in der Kirche, als der Leichenwagen erschien. Die Glocke läutete, die Gemeinde trat aus dem Gotteshause, und unter dem Gesange des Liedes: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende" ging es nach dem Kirchhofe, wo ich das Sonntags-Evangelium verlas, das so schön für diese Gelegenheit paßte.

Lange war der Bau einer neuen Kirche geplant, im Jahre 1874 wurde mit den Vorbereitungen desselben, mit Steine-Brennen u. drgl. begonnen, 1875 wurde gebaut und am 13. Februar 1876 konnte das neue schmucke Haus des HErrn durch eine feierliche Weihe für den ersten Gottesdienst geöffnet werden; am 17. September wurden in demselben 29 Kaffern getauft.

Da das Land auf Christianenburg mehr und mehr zu enge ward für die wachsende Zahl der Bevölkerung, so zogen einestheils eine Anzahl Kaffern aus, wodurch zwei Nebenstationen entstanden, anderestheils ward noch ein benachbarter Platz zur Vergrößerung der Station angekauft. Auf den umliegenden Kraalen hatte der HErr die Predigt der Ältesten gesegnet, dort gab es eine Anzahl erweckter Seelen; etliche kamen den weiten Weg zwei Mal in der Woche zum Tauf-Unterricht,

welchen im ersten Halbjahr 1877 ihrer 19 besuchten. Im November 1877 konnten 16 Erwachsene getauft werden.

Was den geistlichen Zustand der Kaffer-Gemeinde im allgemeinen betrifft, so giebt ihr Miss. Posselt das Zeugnis, daß ihr Gottes Wort noch immer lieb und werth ist, daß die Gottesdienste gut besucht werden, die Kinder zur Schule kommen und die Leute einträchtig bei einander wohnen.

Im Jahre 1856, 3½ Jahr nach seinem Austritt schrieb Missionar Güldenpfennig wieder an's Comité, ward wieder in den Missionsdienst aufgenommen und erhielt Vollmacht zur Anlegung einer Station. Er hätte am liebsten einen Platz bei den Häuptlingen Putini oder Langalibalele am Fuße des Drakengebirges besetzt; die Verhandlungen hierüber mit der Regierung führten jedoch zu keinem günstigen Ziele.

Statt dessen ließ er sich darum auf dem Platze Vaalbank nieder, der mitten von der kleinen Tugella durchflossen wird, und von wo aus er jene Stämme mit der Predigt des Evangeliums bedienen zu können hoffte.

Krankheits halber gab er indeß diesen Platz bald wieder auf, und bezog dann, als er sich etwas kräftiger fühlte, einen Platz am unteren Lauf des Blaukranzflusses oder Umßelusi, dem der Name

Stendal

beigelegt wurde. Das war im Jahre 1858. Doch war seine Thätigkeit auch hier durch körperliche Leiden sehr gehindert. Er schrieb: „Sonntag Morgen eine Stunde Schule halten, dann eine Stunde predigen für die Kaffern, und Nachmittags eine Stunde Gottesdienst für die Hottentotten ist alles, was ich habe thun können, und es war schon zu viel, denn ich wurde sehr schwach davon."

Sein Verhältnis zu den Bauern löste er 1859 gänzlich auf, nur versprach er ihnen, daß er ihnen alle Monate ein Mal in Weenen, dessen Kirche nur 1½ Stunde von Stendal entfernt ist, predigen wolle.

Anfangs 1860 traf der junge Bruder Reizel zu seiner Unterstützung als Katechet auf Stendal ein. Er brachte die Schule bald in guten Zug, und besonders das Singen ward von Jung und Alt mit großem Eifer und Herzenslust geübt. Güldenpfennig ward indeß immer leidender, aber weder ein Jahr Urlaub an der Bay in Neu-Deutschland, noch ein Besuch hier im Vaterlande brachten ihm Genesung. Auch in Afrika ward es nach seiner Rückkehr nicht besser mit ihm. So kehrte er denn 1864 gänzlich heim, und ist 1868 nach schmerzlichen Leiden zu Alt-Ruppin entschlafen.

Unter diesen Umständen wurde die Station Stendal, von wo aus der Stamm des Häuptlings Libalele doch nicht so recht erreicht werden konnte, aufgegeben. Der Name Stendal ward auf eine inzwischen neu angelegte Station an der Mündung des Blaukranzflusses in die Tugella übertragen.



Stendal.

Miss. Nauhaus hatte dieselbe im Jahre 1860 auf einem dazu erkauften Bauerplatze angelegt. Es sollte damit hauptsächlich der Stamm des Häuptlings Nodade († 1869) bedacht werden. Derselbe saß jedoch in einiger Entfernung auf einem Felsenberge und hatte seinen Leuten streng befohlen, nicht zur Predigt zu gehen, ja er übte auch auf die Stationskaffern einen hemmenden Einfluß aus. Als Miss. Nauhaus im Jahre 1864 nach Britisch-Kafferland versetzt wurde, hatte er noch keine Seele taufen können.

Miss. Schumann, der bis dahin auf Christianenburg zuerst Missionarskinder und dann die Kafferkinder unterrichtet hatte, trat an seine Stelle. Erst Pfingsten 1866 konnte er seinen Erstling taufen. Auch die Schule, die Anfangs hauptsächlich durch die „Kraft der (geschenkten) Kittel" aufrecht erhalten wurde, kam immer mehr in Aufnahme. Er konnte dabei auch jenen Erstling, Macebo, der ihm in allerlei Weise Freude machte, als Gehülfen anstellen. Es gewährte ihm dieser mehr Hülfe als der Missionar Arroneet in seiner unstäten Weise. Ganz unerwartet verließ dieser 1867 den Dienst der Berliner Mission, arbeitete noch eine Zeit lang auf eigene Hand unter den Kaffern und kehrte dann in sein Vaterland, nach Rußland, zurück.

Nach Anordnung des Director Dr. Wangemann predigte Miss. Schumann auch auf einem Außenplatze; die Leute kamen willig und waren freundlich, Heilsverlangen jedoch war an ihnen nicht zu spüren.

Eine nennenswerthe Änderung zum Bessern vermochte auch das Jahr 1868 nicht zu bringen, doch kam durch den begonnenen Bau einer kleinen Kirche wenigstens etwas mehr Anregung unter die Leute.

Es traten dann auch etliche Leute in den Taufunterricht; indeß kam es nicht zu der Taufe derselben, und Stendal blieb nach wie vor unfruchtbar. Da stieg denn die ernste Frage auf, ob es zulässig sei, solchen Leuten noch länger das Evangelium zu verkündigen und Kraft und Zeit umsonst und unnütz zuzubringen. Die Missionare Posselt und Zunkel wurden zu einer gründlichen Untersuchung nach Stendal geschickt. Ihr Rath lautete dahin, dem Br. Schumann einen besonders begabten Nationalgehülfen zur Seite zu stellen, um vielleicht dadurch den Seelen der Sulus näher zu kommen; Miss. Posselt schlug dazu seinen längst erprobten National-Gehülfen Dalana vor. Der Vorschlag ward angenommen und Mitte 1871 traf Dalana auf der Station Stendal ein, herzlich bewillkommnet von Miss. Schumann. Dalana sollte seine Hauptthätigkeit in Besuchen bei den Kaffern finden, außerdem half er etwas in der Schule mit und hielt alle drei Wochen eine Predigt in der Kirche. Es war eine mühsame Arbeit, bei welcher er vielem Unverstand und vielem Spott begegnete. Schon fing er an, kleinmüthiger zu werden; da endlich bescheerte ihm der Herr Frucht seiner Arbeit. Am Epiphaniastage 1874 wurden 7 erwachsene Heiden getauft und bald noch etliche Kinder; überdies zogen etliche Christen von auswärts zu, so daß die Gemeinde nach kurzer Zeit 25 Glieder zählte, unter denen 10 Abendmahlsgäste waren.

Nun war das Eis gebrochen: mehr und mehr Leute meldeten sich zum Taufunterricht. Derselbe wurde an vier Tagen in der Woche früh Morgens ertheilt, an den beiden andern Wochentagen war Bibelstunde. Gegen Abend versammelten sich die Leute zum Lesenlernen, auch die Getauften zur weiteren Übung, wobei einer dem andern half, und wo sie oft gegen zwei Stunden zusammenblieben und dann mit gemeinschaftlichem Gebet schlossen. Mitte 1875 wurden zwölf Personen getauft, auch in den Jahren 1876 und 1877 konnten mehrfach Taufen stattfinden.

Eine neue Predigtstätte hat sich in dem benachbarten Dorfe Weenen aufgethan. Dort wohnen vier von Miss. Schumann getaufte Familien. Die Leute hatten aufrichtiges Verlangen nach Gottes Wort und stellten sich daher allesamt regelmäßig zu den Gottesdiensten ein, welche dort seit August 1877 alle Sonntage im Hause des Josef Deplooy gehalten werden. Miss. Schumann und der National-Gehülfe Dalana wechseln sich dabei in der Weise ab, daß der eine in Stendal, der andere in Weenen predigt.

Die Gemeinde zu Stendal besuchte in allen ihren Gliedern fleißig

und regelmäßig die Gottesdienste. Von den heidnischen Stämmen des Platzes waren auch alle Sonntage einige anwesend; die Frauen und die jungen Leute dagegen machten es gerade wie alle Heiden der Umgegend, die nicht auf Grund und Boden der Missions-Station wohnen: von je hundert erschienen etwa zwei.

Eine ergreifende Geschichte

aus seiner Missionsthätigkeit erzählt Dalana. Andreas und ich gingen nach Moyenis Kraal. Wir fanden den Kranken auf Grasbündeln liegend: er sah uns nur mit den Augen an, ohne wegen seiner Schmerzen uns zu grüßen. Ich sprach: „Mbata, wir sind wohl gekommen; aber weder wir noch die Ärzte können dir deine Krankheit abnehmen. Jetzt bist du an der Furth und mußt den Arzt vom Himmel anrufen, der Jesus Christus heißt, damit er dein Herz heile: deine Stunde ist gekommen.“ Er sah mich an mit Thränen in den Augen, öffnete seinen Mund und sprach: „Ach, über die verlorene Zeit! Ich habe meine Ohren verschlossen und bin nicht gehorsam geworden dem Worte des Lammes Gottes, nun ist es ferne von mir.“ Ich sagte: „Auch jetzt, wenn du dich von ganzem Herzen bekehrest und mit ganzem Ernste anrufst den Namen des Lammes, wenn du sprichst: Jesu, sei mir Sünder gnädig“ . . . . Er fiel mir ins Wort und sprach: „Er kann mich nicht mehr annehmen, denn ich bin nicht auf dem Schulplatz!“ Ich: „Auch hier ist man auf dem Schulplatz, Gott ist auch hier und nicht nur auf dem Schulplatz.“ Er: „Ich weiß nicht, ob er mich annehmen kann, denn er ist ferne von mir.“ Da sprach ich: „Laßt uns niederknieen.“ Ich betete mit großen Schmerzen, indem ich sah, wie auch dieser, der nur noch Haut und Knochen ist, sich beugte. Nachher konnte er mir nicht mehr antworten: seine Augen blickten schon unstät, er fuhr zusammen beim Flügelschlag eines Huhnes, sein Leib war schon bleich. O ihr Gläubigen, bittet für die, welche draußen sind! Laßt uns an den Tag des Abschieds gedenken!

Emangweni

ist der Name unserer vierten Station unter den Kaffern. Dieselbe ist von Missionar Neizel, welcher nach Aufhebung des früheren Stendal auf dem jetzigen Stendal Schule gehalten hatte, im Jahre 1863 angelegt worden. Sie liegt unmittelbar am Fuße der Ausläufer des Drakengebirges in einem vom Sterkspruit durchflossenen abgeschiedenen Kesselthale, unter den Amangwa, dem Stamme Putinis, als dessen Schuldner die Berliner Mission seit vielen Jahren sich ansehen mußte.

Der alte Putini war kürzlich gestorben. Sein Sohn und Nachfolger Mansesulu war noch jung und von seinen alten Räthen sehr

abhängig; diese aber hatten durchaus keine Neigung zum Worte Gottes, ebensowenig wie das Volk, welches in einer Anzahl von 2000—3000 in jener Gegend wohnt, und mit den Wollüsten des Fleisches, die es nach Wunsch haben kann, völlig zufriedengestellt ist. Als der Missionar bei seiner Ankunft fragte: „Wo sind denn die Leute, die nicht gerne sterben wollen?" da hieß es: „Wir alle sind es, alles Volk hier fürchtet sich zu sterben." Nun sagte ihnen Neizel von dem Worte Gottes, das vor dem ewigen Tode bewahre. Darauf erwiderte ein alter grauer Kaffer: „Wir wünschen allein, nur immer auf dieser Erde bleiben zu können."

Missionar Neizel ließ sich indeß hierdurch nicht abschrecken. Er gewann auch das Vertrauen der Leute mehr und mehr. Zwei Söhne des stellvertretenden Häuptlings Umbalo gaben eine Zeit lang gute Hoffnung, drangen aber doch nicht durch bis ins Reich Gottes hinein. Die vier Erstlinge wurden im Anfange des Jahres 1866 getauft; es waren ein Ehepaar, das bisher bei einem Bauer gewohnt und dort schon Eindrücke der christlichen Wahrheit und Zucht empfangen hatte, nebst der Mutter des Mannes. Der vierte, Jakobus, hat sich bald darauf mit einem christlichen Mädchen von Emmaus verheirathet. Dann wurde am Weihnachtsfeste dieses Jahres noch ein junger Mann getauft, so daß die kleine Gemeinde Ende 1868 aus zehn Personen bestand, worunter sechs Erwachsene waren. Außerdem befanden sich wieder mehrere im Taufunterricht, meist Baßutho. Diese zeigten sich auch hier viel eifriger als die Kaffern. Sie fanden es selbstverständlich, daß, wer lernen wolle, sich auch Bücher anschaffen und dieselben bezahlen müsse, während die Kaffern all dergleichen geschenkt haben wollen.

Am zweiten Weihnachtsfeiertage 1869 hat denn Missionar Neizel seine fünf Taufkandidaten, zwei ältere verheirathete Männer und drei Jünglinge, getauft, dazu noch drei Kinder von zwei bis sieben Jahren. Außer dem einen alten Mann, Mapungwane, dessen Taufe einiges Aufsehen gemacht hat, waren alle anderen Baßutho.

Am Sonntag ritt Br. Neizel meist nach Epassiwe, eine Stunde entfernt, wo der Häuptling Mansesulu stets willig war, seine Leute zusamenzurufen, so daß der Missionar auch dort oft recht ansehnliche Versammlungen hatte. Trotzdem aber, daß die Leute zur Predigt kamen, trieben sie ihre Abgötterei; ja, Missionar Neizel hat dergleichen jenes Jahr noch mehr als sonst bemerkt. So kam er einmal auf einen Viehkraal, wo eine Ceremonie der Art so eben begonnen hatte. Drei Männer beteten der Reihe nach, den Blick auf das Vieh gerichtet, aus dessen Bewegungen sie die Gunst oder Ungunst der amajlosi (Geister ihrer Ahnen) lesen wollten. Die Gebete bezogen sich auf ihre sowie auf ihrer Weiber und Kinder Gesundheit, auf ihre Gärten und

deren Fruchtbarkeit, auf die Vermehrung ihres großen und kleinen Viehes. Der Ton der Sprache war verwundert, herausfordernd und unzufrieden. Der Inhalt war etwa dieser: „Wie kommt es: die Weiber sind krank, die Kinder sterben, Kälber werden wenige geboren! Was haben wir gesündigt? Wir wissen es nicht! Hier ist nun Vieh, das geben wer euch, ihr sollt es essen: nun macht, daß wir wohl leben können!“ So ging es in immer gesteigerter Wiederholung. Aber das Vieh machte die Bewegungen nicht, aus welchen sie die Gunst der Götter hätten ersehen können. Sie wurden zuletzt unwillig, und ein Jüngling wurde gerufen, der die beiden vorher bestimmten Ochsen mit der Assagai tödtete. Dann begann das Essen, Trinken und Fröhlichsein: es war, als ob sie sich die Ungunst der Götter aus dem Sinne schlagen wollten. Am Sonntag darauf stellte ihnen der Missionar das Charakteristische ihres Gebets und des Gebetes der Christen dar, und daß der Grundzug des letzteren Demuth, Erkenntnis und Bekenntnis der Sünden sei; aus ihren Gebeten (oder vielleicht besser gesagt: Sermonen) aber zu den Göttern sei gerade das Gegentheil zu hören.

Langsam entwickelte sich die Station weiter. Als sie zehn Jahre bestand, 1873, war sie bis auf 36 Seelen herangewachsen, die im Ganzen im Glauben standen und unter Zucht des Heiligen Geistes lebten. Es war auch bereits zu einer eigenen Missions-Betstunde gekommen. Dieselbe ward Abends am ersten Montag des Monats gehalten. Missionar Neizel erzählte etwas aus der Geschichte des Reiches Gottes und nach ihm beteten zwei Männer aus der Gemeinde.

Bereits 1870 hatte die englische Regierung der Station 500 Acres (über 1000 Morgen) als Stationsland überwiesen. Da war also Raum für christliche und auch für von fern heranziehende Kaffern, und zugleich Gelegenheit, durch Ackerbau und Viehzucht ein Sümmchen für die Missionskasse zu erwerben. Die Stationsleute halfen willig mit unentgeltlichen Bauarbeiten und mit regelmäßigen Beiträgen.

Unerwartet starb im November 1872 der noch sehr junge Häuptling Mansesulu. Er starb als ein Heide: Neizels Mahnungen sowie dessen Predigten auf seinem Kraale hatte er nicht beachtet. Nun bekam für den jungen Knaben desselben Umbalo die Regentschaft. Dieser war Neizels Freund, ja er war schon mehrfach wie Nikodemus bei der Nacht zu ihm gekommen; aber seine vielen Weiber und nun gar die Häuptlingschaft waren für ihn unüberwindliche Hindernisse der Bekehrung.

Während die Sache des Evangeliums auf Emangweni im Ganzen günstig stand, machte der benachbarte Häuptling Langalibalele einen Aufstand gegen die Engländer, durch welche er sich in seiner freien Thätigkeit d. h. heidnischen Willkür, Herrschaft und Raublust, auf allen Seiten beengt fühlte. Der Aufstand ward niedergeschlagen,

der geflüchtete Langalibalele ward gefangen genommen und nach Robben-Island in die Verbannung geschickt. Aber auch Putinis Stamm ward beschuldigt, mit in die Empörung verflochten zu sein, und ward in Folge dessen alles seines Viehes, seiner Waffen, ja seines Landbesitzes beraubt und allenthalben hin zerstreut. Nur die Bewohner der Station durften zurückbleiben, außerdem etliche Greise, Krüppel und Wittwen, zusammen etwa 100 Seelen. Es schien mit dem Bestehen der Station aus zu sein.

Da kam unerwartet Hülfe durch den Bischof Colenso von Natal. Derselbe reiste nach England und setzte es bei der Regierung durch, daß den beiden Stämmen ihr Verlust möglichst ersetzt, und daß ihnen gestattet werden sollte, ihre früheren Wohnplätze wieder einzunehmen. Das benutzten denn die Leute des Putinischen Stammes sofort aufs reichlichste. Ende 1874 waren bereits 111 Kraale wiederhergestellt, von denen viele freilich nur aus etlichen Hütten bestanden. Auch der neue Gouverneur von Natal, Sir Garnet Wolseley, zeigte für das Völklein lebhafte Theilnahme: bei einem Besuche desselben machte er jedem Erwachsenen eine Decke zum Geschenk. Die gemachten trüben Erfahrungen hatten den Übermuth der Heiden gedämpft und ihnen zugleich gezeigt, daß der Missionar ihr Freund sei. Sie kamen fleißiger zur Kirche als sonst, und aus der Zahl der zehn im Taufunterricht Befindlichen war bald ein Häuflein zur Taufe reif; fünf wurden Weihnachten getauft: zwei Baßutho-Ehepaare und ein Mann aus Putini's Volk.

Am zweiten Weihnachtstage 1875 hatte Miss. Neizel eine Taufhandlung zu verrichten, welche ihm besondere Freude machte. Er taufte da nämlich eine Tochter und eine Schwiegertochter des Paulus Mapungwane, der sechs Jahre zuvor als der Erstling aus der Mitte des Volkes getauft wurde, der sich auch treu zu Wort und Sacrament gehalten hatte und somit am innern Menschen sichtlich gewachsen war. Leider aber war ihm seine Frau entgegen, und auf seine erwachsenen Kinder hatte er kaum irgend welchen Einfluß. Durch die schmerzlichen Ereignisse 1873, die Beraubung und Wegführung des Stammes, änderte sich indeß dies Verhältnis: alle Familienglieder traten nach und nach in den Tauf-Unterricht; nur seine Frau noch nicht, aber auch ihr Wesen war ein ganz anderes geworden und sie kam regelmäßig zu den Gottesdiensten.

Im ersten Halbjahr 1877 hatte Miss. Neizel den Schmerz, daß fast die Hälfte seiner kleinen Gemeinde von Emangweni verzog. Es waren Baßutho aus dem benachbarten Süd-Baßuthovolk, welche vor etwa zehn Jahren ihre alte Heimath um des Hungers willen verlassen hatten, um in Natal ihr Brot zu suchen. Eine Anzahl dieser Leute fand auf Emangweni leibliche Nahrung, aber auch Pflege und Unter-

weisung in Gottes Wort und endlich die Taufe. Inzwischen hatten sich die Verhältnisse ihres Heimathlandes wieder günstiger gestaltet, und so zogen sie denn an die Grenze desselben, wo sie auch einen Missionar zu finden hofften. Es waren ihrer 23 Seelen, durch deren Wegzug Neizels Gemeinde von 49 auf 26 herab sank.

Es gab aber auch wieder Zuwachs zur Gemeinde, und zwar in recht erfreulicher Weise. Manekwane, der Sohn des Magema, des vornehmsten der Kaffern um die Station herum, ergriff die Sache des Glaubens mit Eifer und Liebe, besuchte mit vieler Treue den Tauf-Unterricht und Bruder Neizel konnte ihn am Weihnachtsfest 1877 mit Freuden taufen (Philippus). Er war der erste, der aus der großen Familie des Umbalo zur Taufe kam. Als er anfing Ernst zu machen, ließen sich aus seiner Freundschaft misbilligende Stimmen vernehmen; es hieß auch, er würde sein Erstgeburts-Recht verlieren: er aber ließ sich dadurch nicht irre machen. Seine Taufe machte großes Aufsehen: die Kirche war gedrängt voll, auch an den Thüren und Fenstern der Kirche stand viel Volk; die Jünglinge aus seiner Freundschaft, die sonst noch nackend gingen, hatten sich an dem Tage fein gekleidet und wohnten still und andächtig der Feier bei.

Wartburg

war im Jahre 1867 in die Reihe unserer eigentlichen Stationen eingetreten. Dasselbe lag unfern der Stadt Durban und noch näher am Meere als Christianenburg. Es wohnte dort Miss. Döhne. Nachdem dieser, wie früher erzählt wurde, längere Zeit Prediger der holländischen Bauern in Pieter-Maritzburg gewesen war, hatte er im Dienste der Nordamerikanischen Mission auf der Station Tafelberg den Kaffern das Evangelium verkündigt. Als diese Verbindung sich gelöst hatte, war er 1862 wieder in den Dienst der Berliner Mission eingetreten, besonders mit der Aufgabe, die Bibel, und zwar zunächst das Neue Testament, in die Sulukaffersprache, diesen edelsten und verbreitetsten Dialekt der reichen und wohlklingenden Kaffersprachen, zu übersetzen. Die vier Evangelien erschienen 1869 im Druck.

Während schon früher die Hermannsburger Mission sich zur Theilnahme an diesem Werk bereit erklärt hatte, haben auch die Nordamerikaner in Folge von Verhandlungen, welche Director Dr. Wangemann bei seinem Aufenthalte in Natal mit ihnen anknüpfte, zur Mitarbeit an einer, von diesen drei Missionsgesellschaften gemeinsam herauszugebenden und auf ihren Stationen in Gebrauch zu nehmenden Bibelübersetzung ihre Zustimmung gegeben. Die eben erschienene, aber minder gründlich gearbeitete Übersetzung der Amerikaner sollte

dabei als Grundlage dienen, aber aufs neue genau durchgesehen und verbessert werden.

Da Miss. Döhne durch diese Anordnung eine namhafte Erleichterung in seiner Aufgabe erhielt, so ward ihm von Dr. Wangemann aufgegeben, den Kaffern, welche in der Nähe seiner Station auf etwa zwanzig kleinen Kraalen zerstreut wohnten, den Segen der Predigt des Evangeliums angedeihen zu lassen. Er ließ dies auch durch einen Eingeborenen besorgen. Die Sache hörte aber bald wieder auf. Auch mit der Bibelübersetzung ging es nur langsam vorwärts und die Verbindung zwischen ihm und der Berliner Mission ward 1870 wieder aufgelöst.

Missionar Döhne ging von Wartburg zunächst nach Utrecht in der Transvaal-Republik, woselbst er auf eigene Hand eine Missionsthätigkeit eröffnete. Später begab er sich in die Gegend des Biggarsberges und sammelte dort, während er auf Vermaaks-Kraal seinen Wohnsitz aufschlug, eine Anzahl der umwohnenden Bauern zu einer Gemeinde.

Im Laufe der Jahres 1868 kamen zu den Berliner Stationen in Natal noch zwei neue hinzu. Die eine, früher Emnweni, später

Hoffenthal

genannt, liegt unter dem Stamm des Häuptlings Sikali, der bereits Jahre lang von Emmaus aus mit dem Evangelium bedient worden war. Missionar Glöckner, der etwa zwei Jahre lang an dem Missionswerke auf Emmaus mitgearbeitet hatte, legte die Station im Juni 1868 an. Dieselbe liegt in einer großen Schlucht, von drei Seiten durch hohe Berge eingeschlossen, nur von einer Seite offen mit der Aussicht auf die ganze Kette des Drakengebirges.

Der Häuptling Macingwane wohnte in nächster Nähe. Die Kaffern benahmen sich freundlich und kamen Anfangs zahlreich zur Predigt, bei welcher sie auch eine erfreuliche Aufmerksamkeit bewiesen.

Ebenso waren die Bauern der Umgegend dem Missionar Glöckner so zugethan, daß sie ihn am liebsten zu ihrem Prediger gehabt hätten.

Da dies aber nicht der Fall sein konnte, so ließen sie, um bei der Gründung der Station thätig mitzuhelfen, eine Liste unter sich herumgehen, und zeichneten auf derselben je nach Willigkeit und Vermögen ein, wieviel sie an Geld oder Ziegen oder Ochsen Beitrag dazu geben wollten.

Mit dem Kirchenbesuch der Kaffern blieb es indeß nicht immer so günstig wie im ersten Anfange. Ja, es ereignete sich etwas, das der Wirksamkeit des Missionars Glöckner gar leicht sehr hinderlich hätte werden können. Als nämlich derselbe eines Tages das Gras

hinter seinem Hause abbrannte, geschah es durch einen plötzlich aufspringenden Wind, daß das Gras um das Grab des verstorbenen Häuptlings Sikali vom Feuer ergriffen und verzehrt wurde. Es bedeutete dies aber nach dem Aberglauben der Kaffern nichts Geringeres, als daß der ganze Stamm nun in Elend und Unglück verkommen müßte. Zum Glück konnte ihnen Missionar Glöckner beweisen, daß er jenen Unfall nicht aus Muthwillen herbeigeführt habe; und so beruhigten sie sich denn darüber.

Außer dem Häuptlingskraale lag in der Nähe der Station noch ein anderer Kraal unter dem Unterhäuptling Matyomela. Derselbe hatte zwei Söhne, Mubi und Mapita, welche sich durch besondere Wildheit auszeichneten; der dritte im Bunde, der auf demselben Kraal wohnte, hieß Mabopo. Wie staunte der Missionar, als eines Tages in der zweiten Hälfte des Jahres 1870 Mubi demüthig und bescheiden zu ihm herantrat mit der Bitte: „Lehre mich Gottes Wort, mein Herz läßt mir keine Ruhe."

Nun gerieth aber Mubi in ein scharfes Fegfeuer. Sein eigener Vater überhäufte ihn mit Vorwürfen und Schmähungen. Kam er aus dem Unterricht, so spotteten und lachten die Seinen über ihn. Traf er mit jungen Mädchen zusammen, so witzelten diese über ihn und riefen ihm zu: „Ja, dich hätten wir lieben können, aber nun bist du ein Ding, das wir wegwerfen."

Nachdem sich später noch etliche andere Kaffern gemeldet hatten, die aber nur eine kurze Zeit zum Unterricht kamen und sich sehr bald wieder unter das Joch der Sünde gefangen nehmen ließen, meldete sich Mapita, der Bruder Mubis, zum Taufunterricht. Das war eine Freude, schreibt Missionar Glöckner, als auch dieser Wilde, den ich nur immer springen und laufen sah wie ein wildes Thier, demüthig vor mir stand und sagte: „Ich will glauben, Lehrer, unterrichte mich." Seine Mutter und der alte Matyomela sein Vater fluchten und lockten eins ums andere, um ihn vom Glauben abzubringen, aber vergeblich.

Mubi war damals fast ein Jahr im Taufunterricht, er war aufmerksam und eignete sich die nöthigen Heilswahrheiten leicht an. Auch bewies er sich in äußerlichen Arbeiten fleißig und zuverlässig. So ward er denn am 3. September 1871 als der Erstling von Hoffenthal getauft. Nach der Taufhandlung wurde noch manches schöne kaffrische Lied gesungen, und Salomo, das war Mubis neuer Name, bewirthete die zum Tauffest gekommenen Gäste mit Fleisch, Brot und Kaffee.

Der 11. Februar 1872 war wieder ein Segens- und Freudentag, denn Missionar Glöckner durfte an dem Tage den Bruder des Erstlings Salomo in Jesu Tod taufen. Derselbe hatte den Unterricht über ein Jahr lang fleißig besucht, hatte durch seinen Wandel gezeigt,

daß es ihm Ernst war um's Seligsein und begehrte sehnlich die heilige Taufe. Einige Tage vor seiner Taufe sprach Br. Glöckner noch eingehend mit ihm über seinen Herzenszustand und fand, daß die Hauptsache: Erkenntnis der Sünde, Reue und Schmerz über dieselbe und Verlangen, durch Jesu Blut allein gerecht und selig zu werden, bei ihm vorhanden war. Da hat er ihn in guter Zuversicht getauft; er erhielt auf sein Verlangen in der Taufe den Namen Daniel. — Einige Zeit nach Daniels Taufe meldete sich Mabopo von Matyomelas Kraal zum Unterricht. Das war der Dritte von diesem Kraal, der das Heidenthum verlassen und zu Christo sich wenden wollte. Als Missionar Glöckner die Station anzulegen anfing, waren diese drei grade die aller wildesten und unbändigsten, so daß er von ihnen am allerwenigsten erwartet hätte, daß sie die Erstlinge werden sollten.

Bald nachdem Mabopo sich gemeldet hatte, kam eines Abends eine Tochter des verstorbenen Häuptlings Macingwane und bat um Aufnahme, da sie glauben wolle. Macingwane wollte diese seine Tochter, mit Namen Nompi, vor zwei Jahren an einen Häuptling verheirathen und brachte sie zu demselben hin. Der mochte sie nicht haben und es erbot sich nun ein stockalter, weißköpfiger Kaffer, das blutjunge Mädchen für 30 Stücke Vieh zu kaufen. Ob sie nun wollte oder nicht, sie wurde gezwungen zu dem alten Manne zu gehen, der noch mehrere andere Frauen hatte. Das junge Weib war jüngst erweckt worden und ihr Sinn und Verlangen war nun darauf gerichtet, wie sie's anzufangen habe, um eine Gläubige zu werden. Sie kam und theilte dem Missionar zuerst furchtsam und schüchtern mit, daß sie glauben wolle, daß aber ihr Mann es ihr verbiete. Zu ihm zurück wollte sie nicht wieder, denn sie meinte, daß man sie mit Gewalt zurückhalten würde von der Station. Bruder Glöckner konnte sie nicht zurückweisen und nahm sie auf. Das hat ihm aber manche Sorge und Unruhe bereitet, denn ihr alter Mann sowohl als auch ihre Brüder suchten sie mit Gewalt wegzuholen. Sie sind in der Nacht gekommen, sind in die Küche eingebrochen, wo sie Nompi zu finden meinten, haben hier geflucht, getobt und böse tückische Pläne gemacht; es half aber nichts: Nompi blieb fest. Der Alte drohete, daß er dem Missionar, als demjenigen, der die ganze Schuld hätte, daß Nompi glauben wollte, des Nachts, wenn er sich allein hinauswagte, Böses thun wolle. Die Missionarsleute sind auch öfter beunruhigt worden, aber nichts ist ihnen geschehen. Leider gerieth Nompi ein halbes Jahr nach ihrer Taufe auf schlimme Wege.

Kongolo, Sohn des verstorbenen Häuptlings, der vor einem Jahre angefaßt war, dann aber sich durch den Satan wieder berücken ließ und nach den Diamantfeldern lief, kam und bat wieder um Auf-

nahme. Mabopo und Kongolo sind am 14. September 1873 getauft worden und haben die Namen Jonathan und Petrus erhalten.

Inzwischen hatte die äußere Arbeit auf der Station auch ihren Fortgang gehabt. Zu den Gebäuden kam eine neue, geräumige Kirche: das frühere alte Wohnhaus wurde ganz zur Kirche hergerichtet. Zur ersten Taufe war durch die Liebe eines Sommerfelder Missionsfreundes das Kirchlein mit einem schön geschmückten Altar versehen worden. Altarbekleidung, Leuchter, Crucifix, Abendmahlsgeräthe, Taufschüssel und Glocke wurden von derselben lieben Freundeshand bescheert. Weil die Kirche auch zur Schule benutzt werden mußte, so ward der kleine Altarplatz durch einen Vorhang, der nur zu den Gottesdiensten aufgezogen wurde, von dem übrigen Raume getrennt. Die Schule, die noch immer klein war und die nur wachsen konnte mit dem Zunehmen der Gemeindeglieder, wurde zum großen Theil von Schw. Glöckner, geb. Fereira aus Pietermaritzburg, gehalten. — Die Gottesdienste bei den Bauern hielt Missionar Glöckner noch immer ab und zu.

Andere Kaffern, welche eine Zeit lang den Taufunterricht besuchten, gingen wieder zurück in's Heidenthum und Sündenleben. Mathomela kam auch nur noch seltener in die Kirche, seit drei seiner Kinder Christen geworden waren. Missionar Glöckner stellte ihn darüber zur Rede. Er aber erwiderte: „Drei meiner Kinder glauben für mich mit und das ist genug." So blieb auch der neue Häuptling Uncwadi dem Evangelium feindselig. Eines Tages wunderte sich Missionar Glöckner darüber, daß die Kirche so leer sei. Auf seine Frage erfuhr er, daß auf dem Kraale des verstorbenen Häuptlings Macingwane ein Trinkgelage gehalten werde, und zwar gegen das Gesetz, welches die Trinkgelage am Sonntag auf der Station und in der Nähe derselben ausdrücklich verbot. Missionar Glöckner machte den Leuten darüber ernste, ja heftige Vorhaltungen. Eine Weile erstaunten sie. Da rief er: Gebt eine Antwort: „Warum habt ihr das gethan?" Da antwortete der älteste Sohn Macingwane's: „Der König hat dieses Biertrinken befohlen, und was der König sagt, das müssen wir thun."

Dagegen hatte Missionar Glöckner bald nachher eine erfreuliche Erfahrung. Er schreibt davon also: Tief in den Bergen, einige Stunden von Hoffenthal liegen noch einige isolirte Kafferkraale, von denen niemand zum Gottesdienst kommt, und die also niemals etwas vom Worte des Lebens hören, wenn es ihnen nicht hingebracht wird. Der Weg dahin ist schlecht, und es kostet Überwindung, die Reise dorthin zu machen. Doch auch sie sollen wenigstens die gute Botschaft hören, ob sie ihnen doch vielleicht zum Segen werden möchte. Es ging über Stock und Stein, durch Bäche, über steile Berge und einsame Flächen. Müde und hungrig erreichten wir die Kraale. Ich sagte den Leuten, daß ich ihnen Gottes Wort predigen

wolle. Schnell wurde für mich ein schattiges Plätzchen zurecht gemacht, und nachdem die Leute zusammen gerufen waren, begann der Gottesdienst. Erst wurde gesungen, dann die Gebote gelesen; dann sprach ich über die Worte: Ich bin der Herr dein Gott, du sollst nicht andere Götter haben neben mir. Ohne Störung ging es freilich nicht ab, denn Hunde, Katzen, Ziegen, Hühner und dergl. m. liefen zwischen den Zuhörern umher; trotzdem waren die Zuhörer aufmerksam und konnten mir nachher auch gute Antworten geben, als ich sie über das Gesagte fragte. Mir war bei meiner Ansprache eigen zu Muthe. Vor mir erhob sich der höchste Rücken des Drakengebirges; über mir wölbte sich der blaue wolkenlose Himmel. Wild und zerrissen lagen die Felsblöcke vor uns und riefen mir zu: Der die Macht hat, diese Felsen zu gründen und wieder zu zerschmeißen, der hat auch Macht, felsenharte Heidenherzen zu brechen, wenn seine Stunde gekommen ist; und so lieblich klar und freundlich wie der Himmel über den zerrissenen Bergen leuchtet, so daß sie in seinem Lichte schön und freundlich widerscheinen, so lieblich will auch Gottes Gnade die zerbrochenen Herzen durchdringen und sie schön und köstlich machen. Nur getrost weiter gearbeitet, bis es dem Herrn gefallen wird, die harten Herzen zu erwecken. — Der Eigenthümer des Kraales, den ich frug, ob ich wieder kommen sollte, antwortete: „Du magst wieder kommen, denn das Wort hat uns gefallen; aber laß mich vorher wissen, wenn du kommen wirst, damit ich kann Bier kochen lassen." Ich versprach ihm, daß ich kommen würde, wenn mir Zeit und Umstände es erlaubten, auch wenn er kein Bier kochen ließe.

Während des Aufstandes des Häuptlings Langalibalele, von welchem oben bei Emangweni die Rede gewesen ist, zogen auch Glöckners in's Lager; es vergingen indeß noch nicht drei Wochen, bis sie wieder zu Hause waren. Im Jahre 1874 kam es zum Bau eines netten Kirchleins. Bald fanden in dem neuen Kirchlein die ersten Taufen statt. Am 2. Mai 1875 wurden dort zwei Jünglinge und ein Mädchen getauft. Der eine Jüngling (Hendrik) war früher ein ächter windiger Kaffer-Gentleman gewesen; der andere (Paulus) war eine Zeit lang in Pietermaritzburg beim Bischof Colenso in den Taufunterricht gegangen, bis ihn Landsleute darauf aufmerksam machten, daß Bischof Colenso, der die Gottheit des Herrn Jesu leugne, eine falsche Lehre habe; das Mädchen (Luise) war eine Schwester des Erstlings Salomo, der die Entscheidung für den Herrn Mühe machte, die aber dann eine treue Bekennerin ward. Die Gemeinde, welche sich äußerlich mehrte, wuchs auch innerlich, und an Salomo und Elias hatte Missionar Glöckner erwünschte Gehülfen in der Verkündigung des Evangeliums. Salomo war der Erstling auf Hoffenthal. Und Elias hielt sich von vorn herein so ernst und führte ein so christliches

Leben, daß nicht nur die jungen Christen auf ihn sahen als auf ein Vorbild, sondern daß selbst die Heiden sagten, er wandle wie ein Gläubiger.

Bei vielen Getauften findet sich ein ernstlicher Kampf, einen neuen Wandel zu führen. Die geförderten Männer beginnen und beschließen den Tag mit Hausandacht, lesen fleißig und gern im Neuen Testament und in andern christlichen Büchern, sind gern im Gottesdienst, hören der Predigt aufmerksam zu und fragen und reden darüber. Öfters, ihrem Vorsatze gemäß jede Woche einmal, besuchen sie die entfernteren Heiden und verkünden ihnen Gottes Wort; sie kommen dann hier und da erfreut zurück und erzählen, daß dieser oder jener dem Glauben nicht fern stehe.

Jeden Monat einmal reitet Missionar Glöckner zu dem Magistrat Capitän Allison, um den dort zahlreich wohnenden Kaffern das Wort Gottes zu verkündigen. Der Gottesdienst ist bei dem Gefängnis auf einer Anhöhe. Auch die Gefangenen nehmen Theil unter Aufsicht der schwarzen Polizei-Diener. Nach dem Gottesdienst spricht Missionar Glöckner noch mit den Gefangenen sowie mit denen, welche aus weiter Ferne gekommen sind, deren sich immer eine große Anzahl bei der Wohnung des Magistrats befinden.

Königsberg,

die letzte der Berliner Stationen in der Natal-Colonie, ist am 11. Juni 1868 durch Missionar Prozesky I in Angriff genommen worden. Die Kaffern nannten den Platz Empondo d. h. „am Horn“. Missionar Prozesky hatte sich nach seiner Aussendung im Jahre 1865 etwa 1½ Jahr auf Emangweni aufgehalten und dann auf Anordnung des Dir. Dr. Wangemann eine längere Reise nach Nord-Baßutoland gemacht, um auch dort Missionsthätigkeit und -erfolg, sowie Sitte und Sprache der Baßuto kennen zu lernen. Er war nämlich bestimmt worden, eine Station in oder bei dem neu entstehenden Coloniedorf New-Castle anzulegen, welche das Verbindungsglied zwischen den Stationen in Natal und Transvaal bilden sollte, wo er also sowohl mit Kaffern, als mit Baßuto zu thun haben würde. Die Station ist die am weitesten nach dem Innern zu vorgeschobene Station des Natalschen Conferenzkreises, etwa 50 deutsche Meilen von der Küste entfernt und ungefähr auf halbem Wege zwischen Durban und Botschabelo. Sie liegt sehr einsam und abgeschieden von den Weißen; die Entfernung von New-Castle mag drei Stunden betragen, von Emmaus beträgt sie 25 deutsche Meilen.

Kaffern waren zahlreich vorhanden, und sie sowohl wie ihr Häuptling Mafofe benahmen sich außerordentlich freundlich gegen den Missionar. Bei Anlegung der Station halfen sie rüstig mit, und in

seiner Abwesenheit haben sie ihm einmal sein Haus, Hab' und Gut mit Mühe und Aufopferung vor einem Grasbrande gerettet, dessen Flammen den Platz schon lodernd umgaben.

Zur Predigt kamen die ersten Leute Mitte Juli. Von da hob sich, besonders seit Prozesky die Predigten nicht mehr zu lesen brauchte, sondern frei halten konnte, der Besuch so sehr, daß die Zahl zuweilen 100 bis 120 betrug. Des Abends wiederholte dann Missionar Prozesky die Predigt in Frage und Antwort. Er fand bei diesem Verfahren sowohl für sich große Förderung in der Sprache als auch für die Leute große Förderung in der christlichen Erkenntnis.

Bald erweckte der Herr einen alten lieben Missionsfreund aus Königsberg in Preußen, daß er dem zu Brandenburg in Ostpreußen geborenen und ihm persönlich bekannten und befreundeten Missionar Prozesky sehr reichlich die Mittel bot, um das nöthige Land anzukaufen, die Station schön auszubauen, namentlich durch Anpflanzung von viel Wald- und Obstbäumen, und eine stattliche Kirche zu errichten. So kam es, daß der jungen Station der Name Königsberg beigelegt wurde.

Als der Reiz der Neuheit vorüber war, zogen sich die Kaffern mehr und mehr von der Predigt zurück. Doch hatte er im Jahre 1869 etliche im Taufunterricht und konnte am ersten Weihnachtstage seinen Erstling taufen, einen Ankömmling aus den Baßuto Namens Letebele, der sich den Namen David erwählte. Während der Taufhandlung und fast während des ganzen Tages wurde auf dem nächsten Kraale wie unsinnig getanzt; das wiehernde, brüllende Gejauchze tönte grell herüber, zuweilen klang es wie das wilde Lachen einer Bande Wahnsinniger oder Verzweifelter. Neben dem Kirchlein Gottes die Kapelle Satans!

An den Sonntag-Nachmittagen ritt in dieser ersten Zeit Missionar Prozesky durch glühenden Sonnenbrand und durch volle Flüsse, um auf entfernteren Kraalen und in der Nähe von Bauerplätzen den dort weilenden Kaffern zu predigen.

Im Jahre 1870 konnten fünf Erwachsene getauft werden; ferner ein junger Bursche von vierzehn Jahren (er erhielt den Namen Matthäus), der durch keine Drohungen der Seinen von dem Begehren nach der heiligen Taufe sich hatte abhalten lassen. Auf New-Castle, der Filial-Station von Königsberg, war ein lebendigeres Regen entstanden: die wenigen Schwarzen des Ortes hatten auch erhebliche Beiträge zusammengelegt, um ein eigenes Kirchlein zu erbauen. Ein getaufter Indianer aus Amerika, ein Tischler, erbot sich, Grund und Boden dazu herzugeben und die Tischlerarbeiten unentgeltlich zu liefern.

Der Kafferstamm indeß, für welchen die Station zunächst angelegt war, hielt sich leider je länger desto mehr fern von der Predigt. Und an die Stelle der früheren Freundschaft trat vielmehr Gleichgültigkeit, ja Verachtung. Und warum Letzteres? Weil der Missionar nicht in Strenge

und Härte gegen sie verfuhr, wenn sie ihm an seinen Ländereien und an seinem Vieh Schaden gethan hatten, so bildete sich unter ihnen die Meinung, er habe auch kein Recht dazu, insofern nicht er, sondern der Häuptling der Herr selbst des Stationslandes wäre. Und als nun an Stelle des Mafofe der rechtmäßige Erb-Häuptling Umkakonyeke trat, gestalteten sich die Verhältnisse noch ungünstiger, indem von da ab ein tiefer Riß durch das Volk ging und die Gedanken und Handlungen für oder wider Mafofe ihr ganzes Interesse in Anspruch nahmen. Endlich zog Mafofe mit seinen Anhängern weg. Aber auch der junge Häuptling dachte so recht nach Kaffernart nur an die Mädchen, die er sich zu Frauen nehmen wollte; zur Bekehrung hatte er weder Zeit noch Lust.

Um so mehr wußte es Missionar Prozesky dem HErrn Dank, daß die Getauften sich durch getreuen Wandel als Christen würdig betrugen.

Außerdem hatte er noch Trost und Hülfe an dem Br. Bauling, der ihm 1871 zu Hülfe gesandt wurde, und der ihm treulich zur Seite stand, bis er 1873 nach Christianenburg übersiedelte, um dort den für einen Sommer nach Deutschland reisenden Missionar Posselt I zu vertreten. Nach Posselts Rückkehr kam er wieder nach Königsberg zurück, bis er Ende 1875 zur Missionsarbeit nach Leydenburg in Transvaalien versetzt wurde.

Im Anfang des Jahres 1874 wohnten neun Getaufte auf der Station, hauptsächlich die Familie Adams, eines Oorlam, dessen Frau eine treue und innige Beterin war. Zwei, darunter auch der Erstling David, befanden sich auf den Diamantfeldern. Matthäus befand sich auf Maritzburg in Arbeit; er schrieb oft; auch sein Arbeitgeber schickte einmal einen sehr lobenden Brief über ihn. Im Laufe des Jahres kehrte er zurück; er erlernte dann das Schmiedehandwerk. Als Missionar Prozesky zwei Mal, wo er zu Conferenzen reiste, auf längere Zeit abwesend war, konnte er den Matthäus damit beauftragen, die gewöhnlichen Andachten Morgens und Abends, sowie auch die sonntäglichen Gottesdienste, zu halten. Trotz seiner Jugend — er war erst neunzehn Jahre alt — stand er bei Christen, Katechumenen und Heiden in sehr großer Achtung. Am Weihnachtsfeste dieses Jahres hatte Missionar Prozesky die große Freude, 6 Erwachsene und 12 Kinder zu taufen; Weihnachten 1875 taufte er wieder 18 Seelen: 8 Erwachsene und 10 Kinder. Acht Jahre zuvor, am dritten Weihnachtstage 1867 wäre er in einem reißenden Flusse in Transvaal beinahe ertrunken: überhaupt hat gerade Br. Prozesky sich mehrmals in dringender Lebensgefahr befunden.

Ein halbes Jahr später, 11. Juni 1876, war ein Gedenktag anderer Art: da waren es acht Jahre, daß Missionar Prozesky auf

dem Platze ankam. Wie hätte sich der Platz äußerlich so sehr zu seinem Vortheile verändert! Er war einer der schönsten unter allen Berliner Missionsplätzen geworden: viele Bäume, eine genügende Wasserleitung, die nächstens eine kleine Mühle treiben sollte, Garten und Feld in gutem Stande. Und sein lieber Matthäus in rüstiger Thätigkeit als Lehrer der Station. Nur die stattlich angelegte Kirche hatte noch nicht vollendet werden können.

Auf seinen längeren und kürzeren Reisen ist Missionar Prozesky — trotz seiner fühlbar zunehmenden Körperschwäche — unermüdlich thätig, den Kaffern und den Baßutho und überhaupt allerlei Heiden das theure Evangelium zu predigen. Manchmal hat er bei diesen Gelegenheiten schon daran gedacht, ob es nicht gut wäre, wenn auf Königsberg zwei Missionare stünden, von denen abwechselnd immer einer auf Reisen wäre, etwa 10—14 Tage, während der andere des Amtes auf der Station wahrnähme.

Eine höchst erfreuliche Erfahrung machte er, als er im März 1877 auf dem Kraal des Häuptlings Umkakonyeke war. Er hörte in einem Hause singen, und auf seine Frage, was das wäre, hörte er, daß ein Gläubiger, ein Glied dieses Stammes, von Edendale zum Besuch gekommen sei, der den Leuten Gottes Wort sage. Prozesky ging in die Hütte und sah da einen jungen Mann, der bereits zwei Sonntage in Königsberg zur Kirche gekommen war, außerdem einige Weiber und Kinder, auch ein paar Männer. Sie sangen einen Gesang, dann las er einen Abschnitt aus dem Neuen Testament vor und sprach dann sehr ernst darüber, wies sie zum Herrn, der sie schon so lange durch ihren Lehrer gerufen habe u. s. w. Darnach forderte er eine Frau auf zu beten. Und sie betete ein so ernstes, eindringliches Gebet, wie Prozesky es selten gehört hatte. Prozesky sprach darauf noch ein paar Worte und ging dann hinaus, wo er noch eine Weile im Gespräch mit dem gläubigen Mann und der betenden Frau blieb; dieselbe war ab und zu zum Gottesdienst gekommen, Missionar Prozesky hatte aber nie gewußt, daß sie bete.

Früchte der Arbeit sind im zweiten Halbjahr 1877 nicht hinzugekommen. Auf New-Castle hielt der Satan die Seelen sehr fest durch den Branntwein. Auch auf der Station hatte Br. Prozesky an etlichen Christen und Katechumenen schmerzlichen Kummer; die andern Gemeindeglieder aber wandelten so, daß er nicht klagen durfte, sich im Gegentheil über viele freuen konnte. Das heidnische Volk Umkakonyeke's gab nichts um Gottes Wort, ja manche machten ihm das Leben sauer durch ein boshaftes Betragen; Umkakonyeke war seit Monaten nicht zur Predigt gekommen.

Der liebe Missionar Prozesky war auch im letzten Halbjahr 1877 einmal einen Tag wohl und dann wieder Tage, ja Wochen lang

sehr elend und schwach, so daß er dann nur mit Schmerzen seine Arbeit thun konnte. Doch Gott der Herr bescheerte ihm immer wieder die nöthigen Erquickungen. Dazu gehörte auch ein Traum im Jahre 1877, der doch auch hier seine Stelle finden möge.

Ich war gestorben, so träumte Br. Prozesky, und war mit einem Male der Erde entrückt: ich fand mich, als ich wieder zu mir kam, in einem köstlichen weiten Raume wie in einer Kirche. Aber das war doch ganz anders: es war, als ob die Säulen alle Leben hatten. Und wie war mir zu Muthe! So leicht, so freudig — selig: dies Wort allein drückt mein Gefühl aus. Ich war in der Vorhalle des Himmels, und es waren mehrere Männer da, einen erkannte ich: es war mein unvergeßlicher Lehrer, der selige Inspector Wallmann. Es wurde nichts gesprochen, aber unsere Gedanken waren sichtbar. Da war mir so, als ob da ein unabsehbares Piano stünde. Und ich ging hinzu und spielte die untere Octave: die klang so voll und rein und hoch! Und von ganzer Seele — denn ich fühlte jetzt, was das ist: von Sünden und Schuld los und rein — fing ich dem Lamme, das sich für mich erwürgen ließ, ein Loblied an zu singen. Und es klang und tönte um mich her so süß und gewaltig, daß ich es nicht beschreiben kann. Da weckte mich meine Frau, denn sie fürchtete, daß von meinem lauten Singen die Kinder wach werden würden. Ich aber bedauerte, daß der Traum nicht Wirklichkeit, sondern eben nur ein Traum war.

Sechs Stationen: Emmaus, Christianenburg, Stendal, Emangweni, Hoffenthal und Königsberg, allesamt noch mit Predigtplätzen unter den Heiden, allesamt voll mehr oder weniger entwickelten und befestigten christlichen Lebens, die beiden ältesten mit ansehnlichen Gemeinden: das ist der erfreuliche Anblick, den unsere von Britisch-Kafferland vor etwa 30 Jahren nach der Natal-Colonie verpflanzte Mission gegenwärtig darbietet.

V. Mission in Transvaalien.

Auf allen diesen vier Gebieten: im Oranje-Freistaat, in der Cap-Colonie, in Britisch-Kafferland und in Natal, waren zu Anfang der fünfziger Jahre Berliner Missionare thätig. Und zwar fanden sich die Stationen derselben noch bei weitem nicht in der Zahl und Entwickelung, zu der sie gegenwärtig gelangt sind. Dennoch dachte man damals ernstlich daran, ein neues Missionsgebiet zu betreten.

Zuerst ward an die Insel Mauritius gedacht. Bis kurz vorher hatte nämlich auch Ostindien zu den Gebieten der Berliner

Mission gehört, war aber nun aufgegeben worden. Von den vier ostindischen Missionaren war einer (Schulze) gestorben, zwei (Reuter und Dröse) waren in den Dienst der englisch-kirchlichen Mission getreten, und einer (Hübner) hatte bei seiner Heimkehr nach Europa in der Nähe der Insel Mauritius Schiffbruch gelitten und sich in Folge dessen eine Zeit lang auf der Insel aufgehalten. Auf derselben giebt es auch viele Kuli's, d. h. ostindische Arbeiter, und es lag daher der Gedanke nicht fern, diese durch Miss. Hübner mit dem Evangelium versorgen zu lassen. Indeß ward dieser Gedanke nicht ausgeführt, weil man sich nicht an einzelne, abgebröckelte Glieder, sondern an ganze Völker wenden wollte.

Dann war von Abessynien und den Galla-Völkerschaften die Rede, auch von den Herero und Ovambo auf der Westküste Südafrikas, nördlich von der Rheinischen Mission.

Unmittelbar an das jüngste Berliner Missionsgebiet, an Natal, grenzte das Land auf welches sich dann die Aufmerksamkeit richtete, das Sululand. Aber um des blutigen Krieges willen, der damals in diesem Lande wüthete, sowie um deß willen, daß Norweger Missionare bereits hier wirkten und die Hermansburger sich eben zum Eindringen in dies Land anschickten, verzichtete man auf eine Wirksamkeit daselbst, wie auch in den vorgenannten Ländern eine solche von Berlin aus nicht zu Stande kam.

Dagegen schien eine andere geplante Missions-Unternehmung sich verwirklichen zu sollen. Das war die Mission unter den Swasi. Die Swasi sind ein Kafferstamm, der unmittelbar nördlich an die Sulu grenzt. Es war unter ihnen vor mehreren Jahren schon einmal durch Missionar Allison eine Station und zwar mit gutem Erfolge errichtet, aber durch die Feindseligkeit des Königs bald wieder zerstört worden. Vorläufige Erkundigungen hatten Aussicht auf Gelingen gemacht, und so erhielten denn die Missionare Merensky (ausgesandt 1858) und Grützner (ausgesandt 1859), die sich zuvor eine Zeit lang in Natal aufgehalten und Land und Leute kennen gelernt hatten, den Auftrag, eine Untersuchungsreise in jenes Land und zu dem Könige Swasi zu machen, ob und wo daselbst mit der Mission begonnen werden könnte.

Von Natal aus zogen sie über das Drakengebirge und an den Trümmern verwüsteter Betschuanenstädte hin bis nach Leydenburg, dem Hauptorte im östlichen Theile der Transvaal-Republik. Dort ward ihnen die Reise zu Swasi nicht bloß abgerathen, sondern sie wurden selbst davor aufs dringlichste gewarnt, und zwar um der launischen Grausamkeit jenes Königs willen.

Indeß sie hatten ihren Auftrag klar und bestimmt erhalten; so schlugen sie sich alle Bedenken aus dem Sinne und zogen über das Drakengebirge hinab in das felsige und zerklüftete Bergland hinein.

Ihr Unternehmen aber schlug gänzlich fehl. Obgleich ihre Unterredung mit Swasi einen guten Verlauf nahm, so wandte sich hernach die Sache so sehr anders, daß sie in der Nacht darnach auf alles gefaßt waren, selbst auf den Verlust ihres Lebens, und daß sie es als ein Wunder Gottes ansahen, als sie unversehrt die Grenzen des Landes hinter sich hatten und wieder das Gebiet der Republik betraten.

Wohin sollten sie sich aber nun wenden? Als in Berlin die Berathungen über das neu zu bestellende Missionsfeld begannen, hatte General v. Gerlach, der viele Jahre lang ein besonders thätiges und eifriges Mitglied des Comités gewesen ist, auf die Nordostgegend der Transvaal-Republik hingewiesen. Und dies ward wirklich das neue unter vielen Leiden und Trübsalen reich gesegnete Gebiet der Berliner Mission — das Nord-Baßutoland.

Nachdem die Brüder noch einige Zeit in Leydenburg auf die Erlaubnis der Regierung gewartet und inzwischen die Farbigen des Ortes mit dem Evangelium bedient hatten, gründeten sie die erste Station in jenen Gegenden, die später den Namen

Gerlachshoop

d. h. Gerlachs Hoffnung erhielt. Die Station lag ein paar Tagereisen westlich von Leydenburg im Gebiet des Häuptlings Maleo, über den die Bauern des Leydenburger Districts die Oberherrschaft beanspruchten, die er aber nur mit großem Widerstreben anerkannte. Zwei angesehene Glieder der Regierung in Gemeinschaft mit dem reformirten Prediger von Leydenburg stellten im Juli 1860 die beiden Brüder dem Maleo, der den fünf Männern bei dieser Gelegenheit zwei kleine Feldstühle, zwei Büffelschädel und einen Holzklotz zu Sitzplätzen anbot, als seine Missionare vor. Nachher ward auf einem verlassenen Bauerplatze, etwa eine halbe Stunde von Maleos auf und an einem Felskopf gelegenen Stadt, die Stelle der Station bestimmt. Kurze Zeit darauf zogen die Missionare an, freilich sehr kümmerlich und elend: Merensky in Fieberschauern und Grützner mit eben gebrochenem Arm, den er bald darauf nochmals brach. „Zion, heb' am Elend an!"

Maleos Volk, das damals etwa 2000 Köpfe betragen mochte, gehört zu den

Baßuto,

einem kräftigen Stamme aus der großen Völkerfamilie der Betschuanen. Die Baßuto haben gute geistige Gaben, sind fleißig und sauber und von einer fröhlichen und munteren Gemüthsart. Die Last des Acker- und Gartenbaues liegt zumeist auf den Frauen, die Männer gehen auf die Jagd in dem dort noch reichen Wildfelde, oder sie liegen auf ihrem Versammlungsplatz müßig und schwatzend. Die Häuptlinge

haben volles Recht über alle Leute ihres Stammes und finden schmeichlerische Verehrung und willigen Gehorsam. Anstatt an den wahren und lebendigen Gott zu glauben und ihm in Furcht und Liebe und Vertrauen zu dienen, sind diese Völkerschaften dem Bann und Fluch der Zauberei verfallen und in alle Sünden und Gräuel des Fleisches tief verstrickt. Das Land in jener ganzen Gegend bis an den Lepel'le (Lepalule) hin ist ein frisches Gebirgsland mit schroffen



Giraffe, Gnu, Zebra.

Klippen und Felsköpfen, mit waldigen, immer grünen Höhen und Schluchten, mit grasreichen Hochebenen, mit breiteren oder engeren Thälern, voll munterer Quellen, Bäche und Flüsse. Wild giebt es in Fülle. Da tummeln sich in kühnen, geschickten Sprüngen tausende von Antilopen aller Art, da laufen durch einander das seltsame Gnu, das zugleich Löwe, Pferd und Stier ist, der schöngehörnte Kudu-Hirsch und der wüthende, riesig starke Büffel. Die bunte, schlanke, hochbeinige Giraffe weidet unter dem Kameeldornbaume und benagt dessen zierliche Zweige. Hyänen und Löwen und tiefer ins Land hinein Elefanten und Rhinocerosse sind die Lust und die Gefahr des Jägers.

Die beiden Brüder hatten auf Gerlachshoop keinen leichten Anfang. Doch hielten sich von vorn herein zwei Männer des Volks, Andries oder Sekato und Milis oder Maëli, die unter den Weißen christliche Anregung erhalten hatten, treu zu ihnen und halfen ihnen bei den ersten nöthigen und mühsamen Arbeiten.

Alle Sonntage ward auf Maleos Stadt öffentlich gepredigt. Daneben bestand aber auch auf Gerlachshoop selbst noch ein besonderer Unterricht im Lesen, Schreiben und im Worte Gottes, der sich nach und nach zu einem förmlichen Taufunterricht gestaltete. Weihnachten 1861 ward Andries als der Erstling seines Volkes getauft.

Maleo

zeigte sich bald als einen widerwärtigen Mann, namentlich seit das gepredigte Wort Gottes Boden in seiner eigenen Familie fand. Sein Widerwille gegen die Mission bildete sich, besonders durch den Einfluß seines Schwagers Mapocho, eines finsteren, räuberischen Matebelen-Häuptlings auf einem benachbarten Felsenberge, mehr und mehr zu offenem Hohn und Spott, zu Drohungen und Feindseligkeiten aus. Ein großer Brand in seiner Stadt, der etwa den fünften Theil derselben einäscherte, machte ihn auch nicht anderes Sinnes. Nicht lange nachher veranstaltete er ein Zauberfest, das die Gläubigen theils nicht mitmachten, theils von Grützner noch daraus befreit wurden. Das verdroß den Häuptling sehr. Er suchte von da ab die Predigt auf seinem Kraal durch befohlene Sonntagsarbeit oder veranstaltete Jagden zu hindern, oder durch wüstes Gelärm, wozu er noch ermunterte, wenigstens zu stören. Ja er ging sogar so weit, auf eine Schaar Gläubiger, die aus der Predigt kamen, mit eigener Hand einzuhauen und drei Stöcke auf ihnen zu zerschlagen.

Blutend kamen die Leute zum Missionar. „Was werdet ihr nun thun?" fragte dieser. „Was wir thun werden?" erwiderte einer von ihnen, „wir werden weiter lernen; er kann uns ja doch nur todt machen." Einen anderen, der nicht mitgekommen war, besuchte Grützner

in seiner Hütte, wo er in tiefem Ernst saß und las. Er war auf Kopf und Rücken so voller Wunden und Striemen, daß er nur mit großer Mühe und unter vielen Schmerzen sich aufzurichten und zu reden vermochte. Ein Häufchen nach dem andern war inzwischen getauft worden: Maleos Wütherei hatte dem Laufe des Evangeliums keinen Einhalt zu thun vermocht.

Gegen Ende des Jahres 1863 traf die Gläubigen eine andere Versuchung. Die feindselige Stellung zwischen Maleo und Mapoch einerseits und den Bauern andererseits ward immer drohender, und im October dieses Jahres mußten die Missionsgeschwister auf Dringen der Obrigkeit von Leydenburg die Station verlassen. Sie hielten sich in mehreren Bauernlagern, dann in Leydenburg, zuletzt auf der inzwischen gegründeten Station Khalatlolu auf. Im Januar 1864 machten Merensky und Grützner einen Besuch auf Gerlachshoop. Sie fanden den Maleo wider Erwarten freundlich: seine christlichen Unterthanen hatten nämlich bei dem Angriffe der Bauern auf seinen Felsenberg, nachdem sie sich zuvor durch ein Gebet gestärkt hatten, tapfer ihre Pflicht gethan und wesentlich zur Abwehr jenes Angriffs mit beigetragen. So zog denn Miss. Grützner noch am Ende dieses Monats wieder auf die Station. Zu seiner großen Freude war keiner der Gläubigen abgefallen, trotzdem daß sie anfangs harte Zeiten und keinen Missionar zu ihrer Stärkung gehabt hatten. Sie hatten sich aber mit einander jeden Sonntag und auch in Wochengottesdiensten ermuthigt und erbaut. Er konnte sofort den Taufunterricht mit 16 Leuten beginnen, und es dauerte nicht lange, so waren es ihrer 23.

Da brach plötzlich ganz unerwartet ein entsetzliches Unglück über Maleo und dessen Volk und somit auch über die frisch aufblühende Gemeinde auf Gerlachshoop herein. Am Dienstag vor Pfingsten, 10. Mai, ward die Stadt von einem Regimente der Swasi auf Anstiften der Bauern überfallen, nach tapferer Gegenwehr eingenommen, ausgeplündert, verbrannt und drei Viertel der Einwohner erschlagen oder gefangen weggeführt. Maleo selbst fiel unter den Assagaien der Swasi, getroffen von dem Gericht Gottes, deß er so oft gespottet hatte.

Die Missionsgeschwister, deren Lage durchaus nicht ungefährlich war, und deren Platz von dem feindlichen Häuptlinge, der über den Verlust von 200 Kriegern wüthete und tobte, besucht ward, wurden durch den Schutz Gottes unverletzt behütet. Von den Christen waren 8 erschlagen, tüchtige und bewährte Leute, und nur 5, darunter Andries, waren noch am Leben; von den Katechumenen waren 10 gefallen; von den 22 getauften Kindern waren nur 6 gerettet, 8 bis 10 waren gefangen, die übrigen waren todt.

Acht Tage nach dem Abzuge der Swasi kam Commandant Nel, der damals die Brüder bei Maleo eingeführt hatte, nebst anderen

Bauern, um die Verhältnisse der übrig gebliebenen Leute zu ordnen. Zum Capitän wurde ernannt Ramopudu, ein Sohn Maleos; der neue Wohnplatz des Volkes sollte nicht wieder an und auf dem Berge sein, sondern im freien Felde, näher nach der Station.

Der Eifer der Leute für das Hören des Wortes Gottes zeigte sich nach jenem Unglück sehr lebhaft: in kurzer Zeit waren 70 im Taufunterricht. Bald konnten wieder 9 Erwachsene getauft werden mit ihren zwei Kindern, mehr hatten sie jetzt zusammen nicht, während sie vor dem Überfall der Swasi 14 gehabt hatten.

Das neue frische Wachsthum sollte indeß nicht lange dauern. Der benachbarte mächtige Baßutokönig Sekukuni, sowie der Matebelenfürst Mapocho, der nun ihr Feind geworden war, schreckten sie mit Forderungen und Drohungen, denen bald Überfall, Plünderung und Mord folgte. So ward der so zusammengeschmolzene Stamm aufs neue verscheucht und zerstreute sich in drei Richtungen aus einander.

Die Christen und christlich angeregten Leute wandten sich unter dem Häuptling Ramopudu nach der inzwischen weiter südlich entstandenen Station Botschabelo. Dorthin begaben sich im Februar 1865 auch die Missionare. Doch waren sie in guter Zuversicht, daß die Station Gerlachshoop, deren Grund und Boden der Berliner Mission gehört, auf welche so manches Gebet und so viele Liebe gewandt ist, und wo solche Thaten Gottes geschehen sind, dereinst wieder erstehen und aufblühen werde aus den Trümmern und der Verödung.

Das umgehauene Bäumlein Gerlachshoop, von dem ein lebenskräftiger Zweig also verpflanzt war, und dessen Gärtner sofort nach neuer Arbeit sich umsahen, hatte bereits einen sehr kräftigen Sproß noch weiter nach Norden, noch näher dem Herzen des Baßutovolkes, aus sich herausgetrieben. Das war die Station

Khalatlolu.

Schon während seines Aufenthaltes in Leydenburg, vor Gründung der Station Gerlachshoop, hatte Merensky einen Besuch bei Sekwati, dem hochbejahrten Könige der Baßuto, gemacht, um zu erfahren, ob dort eine offene Thür für die Mission zu finden wäre. Der alte Sekwati ließ sich zwar selber nicht sehen, hatte aber durch den alten Mukir, einen seiner vornehmsten Diener, eine sehr freundliche Antwort gegeben: „Ich bin allzu froh und zufrieden, wenn du kommst.“

Etwas über ein Jahr nach der Gründung von Gerlachshoop, im August 1861 ging Missionar Merensky in diese offene Thür ein. Mit ihm kam Missionar Nachtigal, während der andere neu angekommene Br. Endemann zur Unterstützung Grützners in Gerlachs-

hoop zurückblieb. Die beiden Brüder ließen sich auf dem Gebiete des Unterhäuptlings Mametsi nieder, und nannten den Platz Khalatlolu, d. h. Elefantenkluft.

Der Platz lag in gesunder Gegend, inmitten zahlreicher Kraale, hatte hinreichend Volk, Wasser, Gartenland und Holz, und entsprach also allen Anforderungen, die man an eine afrikanische Missionsstation zu machen gewohnt ist.

Weiße und Christen waren bis dahin nur selten zu diesem Stamme der Bapeli, vielleicht dem edelsten Stamme unter allen Baßuto, hingelangt; höchstens hie und da die Bauern, ihre Nachbaren, oder ab und zu ein Elefantenjäger; selbst Händler hatten sich nur vereinzelt bis in diese Gegenden vorgewagt. Dagegen waren die jungen Männer des Volkes fleißig in die Cap-Colonie, nach Britisch-Kafferland und nach Natal gewandert, hauptsächlich um sich Gewehre, Pulver und Blei dort zu verdienen und von da mitzubringen. Da war denn ab und zu auch für diesen und jenen etwas von dem Worte Gottes mit abgefallen.

Einer und zwar der bedeutsamste von diesen Leuten war Jan Mafadi. Dieser war bereits ein Christ. Er besaß die fünf Bücher Mosis in der Xosa-Kaffersprache; sein Taufzeugnis bewahrte er in einem Blechkästchen sorgfältig auf. Auch in Träumen und Gesichten hatte Gott sich ihm, wie er überhaupt den Völkern Südafrikas zu thun pflegt, mannigfach und auf mancherlei Weise geoffenbart. So stand Jan eines Tages auf dem Felde und schauete gen Himmel. Da gewahrte er, daß derselbe sich mitten von einander that. Und als er nun so tief, so weit in den Himmel hineinblickte, sah er ein großes, köstliches Licht. Und eine Stimme sprach zu ihm: „Dort wohnt und thront der Herr, dort ist es schön, sehr schön, und auch du wirst dahin kommen." Das Wort traf nur zu bald ein. Nachdem er den Brüdern ein sehr thätiger und gesegneter Gehülfe gewesen war, ward er bei dem Angriff des Königs auf die Felshöhen eines widerspenstigen Häuptlings, wo er den andern die Bahn brach, in die Brust geschossen. Er wankte zur Seite, kniete nieder zum Gebet, und betend verschied er.

Sein Freund Jacob Mantladi hatte ebenfalls zu Port Elisabeth im Kafferlande eine Zeit lang den Taufunterricht genossen. Dieser hatte einmal während des Betens eine Stimme vernommen, die zu ihm sprach: „Ich lebe wahrhaftig, ich bin der Herr!" Und als seine Kameraden ihn darüber verlachten, erging an ihn im Traum das Wort: „Stehe fest, höre nicht auf das andere Volk; bete!" Der Anblick des seligen Friedens, in welchem einer seiner Landsleute daselbst verschied, hatte ihn dann im Glauben noch mehr befestigt.

Durch diese beiden, die auch stets unter ihrer heidnischen Umgebung den Sonntag heilig hielten, waren noch zwei andere Männer

kräftig erweckt worden: Martinus Sewuschane und Joseph Kathedi, deren Namen später den allerbesten Klang erhalten haben.

Ferner hatten Mafadi und Mantladi seit ihrer Heimkehr Gott den Herrn fleißig angerufen, daß er doch Missionare in ihr Land schicken möchte. Nun waren sie da! Das war eine Freude.

Die Predigt der Brüder unter einem großen Baume vor ihrem Häuschen ward bald von Hunderten besucht. Oft kamen diese eine oder mehrere Tagereisen weit her und trafen schon Sonnabends ein. Dann brannten die Nacht hindurch mehrere Feuer, um die sich die heilsbegierigen Leute gelagert hatten.

Nach Verlauf kaum eines halben Jahres konnten jene drei, die bei Ankunft der Brüder bereits erweckt waren, getauft werden. Die Zahl derer, die in den Taufunterricht traten, wuchs fort und fort, und immer konnte nach einiger Zeit wieder eine Auswahl derselben das Sacrament der Taufe empfangen. Die Glieder der Gemeinde aber wandelten in der Zucht und Furcht des Herrn und legten durch Wort und Wandel kräftiges Zeugnis ab.

Schon ein paar Wochen nach der Niederlassung der Brüder in Khalatlolu starb der alte König Sekwati. Sein Sohn

Sekukuni

wurde sein Nachfolger. Er war ein schöner, verständiger und kräftiger Mann. Den Brüdern bewies er gleich Anfangs großes Vertrauen. Bald that er auch in seiner Weise etwas für die Heilighaltung des Sonntags in seinem Lande. Das Wort Gottes blieb nicht ohne Eindruck auf ihn, aber die Sinnesänderung und Selbstverleugnung, die dasselbe fordert, gefielen ihm je länger desto weniger. Es dauerte nicht lange, so war seine Feindschaft deutlich genug zu merken, wie dies Martinus Sewuschane einmal in einem Gleichnis ausdrückte: „Der Wolf hat beinahe die Schafe gefangen, die Schafe mehren sich, aber der Wolf wird böse."

Doch hatte er auch damals noch bessere Zeiten. So hatte ihm Merensky, als er schon anfing, die Gläubigen zu bedrängen, eines Tages aus dem Alten Testament erzählt, und wollte nun aufhören, mit den Worten: „Es ist wohl genug, du wirst müde werden." Da antwortete der König: „Nein, du mußt noch nicht abbrechen, ich habe ja noch gar nichts von Christo gehört, weiß nicht, wer und was er ist." Da redete denn Merensky von unserem Herrn und von dem Heil, das er uns erworben hat. Sekukuni aber sagte, als er schloß: „Das war ein schönes Wort!"

Tags darauf sagte er: „Wenn nur die Weiber nicht wären, ja wenn ich nur drei oder vier behalten könnte, dann wollte ich die andern vierzig allein wohnen lassen."

Dann setzte er noch hinzu: „Gottes Wort ist doch ein wunderbares Ding. Es wirkt nicht heftig an mir, aber so wie Fett ein Fell weich macht, so fühle ich jetzt, daß Gottes Wort mein Herz erweicht."

Doch aber brach seine alte böse Natur immer wieder durch. Die Trunksucht, die Wollust und vor allem sein ungemessener Hochmuth überwucherten und erstickten die guten Keime immer wieder. Dazu gab es denn Leute genug, die das böse Feuer fort und fort schürten.

Besonders kränkend war es ihm, daß sein Bruder Dinkoanyane sich taufen ließ, von dem er nun obenein Gefahr für seine Herrschaft fürchtete.

Dessenungeachtet kam noch in dieser Zeit die Gründung zweier neuen Stationen zu Stande. Die erste derselben hieß

Pata Metsane.

Missionar Endemann, der in Gerlachshoop abkommen konnte, legte dieselbe 1863 an. Sie lag nicht weit von dem Hauptkraal des Unterhäuptlings Masserumule, eines wohlwollenden, aber dem Trunk sehr ergebenen und deshalb unselbständigen und allerlei schlimmen Einflüssen und Einflüsterungen zugänglichen Mannes.

In der ersten Zeit war gewaltig viel Zulauf zur Predigt, es war aber viel loses, lärmendes Volk darunter. Das verlor und verlief sich denn auch bald. Doch fanden sich auch einige aufrichtige und verlangende Seelen, die — nach ihrer Weise zu reden — „das Buch suchten."

Auch als Verfolgung sich erhob, und die Kirchgänger auf dem Wege zur Kirche von dazu angestifteten Leuten mit Stöcken gemishandelt wurden, blieb ein Häuflein, und es sammelte sich nach und nach eine kleine Gemeinde.

Ga Ratau,

die zweite jener beiden Stationen, war nach langem Wünschen und Bitten endlich zu Stande gekommen. Es war nämlich den Brüdern sehr daran gelegen, wo möglich in oder doch nahe bei der Stadt auf dem Königsberg Thaba Mossägu eine Stätte für das Evangelium zu erlangen, denn es gab dort viele gläubige und suchende Seelen. Aber obgleich der König seine Einwilligung schon mehr als ein Mal gegeben hatte, so hatte er sie doch immer wieder zurückgenommen.

Da mußte ein heftiges und verderblich wirkendes Fieber auf der Hauptstadt endlich durch des Königs Widerstreben hindurch die

Bahn brechen. Die Zauberdoctoren hatten mit ihren Mitteln nichts gegen das Fieber vermocht: dagegen hatte Merensky unter Gottes Beistand mit dem Livingstoneschen Mittel viel glückliche Curen vollbracht. Aus Dankbarkeit gestattete endlich Sekukuni die Anlegung jener Station.

Dieselbe durfte indeß nicht auf der Königsstadt angelegt werden, das wollte Sekukuni durchaus nicht bewilligen. Und so mußte sich Merensky damit begnügen, daß er sie bei (ga) dem Häuptling Sepéke, der den Beinamen Na-táu, d. h. Vater des Löwen, führte, errichten durfte — daher ihr Name Ga Natáu.

Am Pfingsttage 1864 hielt er, eben eingetroffen, dort seine erste Predigt. An 40 Erwachsene von Thaba Mossägu und der Umgegend bildeten die Gemeinde, eine gleich große Zahl fand sich sehr bald zum Taufunterricht ein.

Aber etwa einen Monat später brach bereits

die erste Verfolgung

über die kleine Gemeinde aus. Da veranstaltete der König ein Pitscho, d. h. eine Volksversammlung. Als die Heiden den Worten und Zeugnissen der Gläubigen nichts mehr entgegenzuhalten wußten, befahl Sekukuni, daß sie sich von den Christen sondern sollten. Dieselben mußten auf einem Haufen allein sitzen bleiben. Zwei wurden von dem Könige selbst geschlagen, den andern wurden ihre Decken und Kleider abgenommen; auch ward verboten, ihnen Speise oder Trank zu reichen.

So brach die eisig kalte Winternacht herein: schauernd vor Frost rückten die Christen näher zusammen und stärkten sich im Gebet wider dies peinliche Leiden. Endlich nach Mitternacht gestattete er ihnen auf die Fürbitte der Heiden, sich ein kleines Feuer anzuzünden, auch reichte ihnen hie und da ein Heide etwas Speise. Aber was war das unter so viele? In dieser quälenden Lage mußten sie vom Donnerstag bis bis in die Nacht vom Sonntag auf den Montag aushalten.

Die Frauen der Gläubigen wurden am Sonntag früh wie eine Heerde Schafe in ein kaltes Wasserloch unten am Berge hineingetrieben. Dort mußten sie bis an den Hals in dem empfindlich kalten Wasser sitzen, ohne daß ihnen jemand eine Erquickung reichen durfte.

Zwei der Gläubigen hatten am Tage zuvor noch eine besonders schmerzliche Marter zu bestehen. Das waren Martinus Sewuschane und Stefanus Maruti, denen beiden Sekukuni bereits früher den Tod zugedacht und auch die Ausführung dieses teuflischen Mordanschlages versucht hatte. Dieselben wurden mit Latten so zerhauen, daß ihr Blut reichlich floß und Stücke von Haut und Fleisch von ihrem Leibe hingen.

Aber unter all diesen Plagen ward keiner abfällig, als nur einer,

der erst kurze Zeit am Taufunterricht Theil genommen hatte. Die Standhaftigkeit der Gläubigen hatte einen solchen Eindruck auf die Heiden gemacht, daß, als die Zeit der ersten Bestürzung vorüber war und Sekukuni aus Furcht vor einem Überfall der Swasi nachsichtiger geworden war, die Zahl derer, die sich zum Taufunterricht meldeten, bis auf 149 stieg.

Da trat ein Ereignis ein, welches sofort

die zweite Verfolgung

hervorrief, die viel schrecklicher und blutiger ward, als die erste gewesen war.

Tlakale, die große Frau Sekukunis, also die eigentliche Königin, war lebendig erweckt worden. Sie hatte den König seitdem schon oft gebeten, ihr die Taufe zu gestatten, aber stets vergeblich. Nun konnte sie es aber nicht länger mehr aushalten. In der Nacht des 7. November 1864 brach sie von der Hauptstadt auf, und am folgenden Vormittag erschien sie bei Merensky, und bat so dringend um die Taufe, daß er ihrem brünstigen Verlangen das Wasser nicht zu wehren vermochte, obgleich er sich nicht verhehlte, welche schmerzlichen Folgen diese Taufe für die Gläubigen haben konnte, ja mußte. Sekukuni erfuhr diesen Vorfall sehr bald. Seine in der letzten Zeit nur mühsam verhaltene Wuth brach sogleich völlig und schrecklich heraus. Die Tlakale sperrte er einsam in ein dunkles Haus und gab strengen Befehl, daß ihr niemand Speise bringen solle. Den Christen aber nahm er all' ihr Vieh weg, und verbot zugleich den Frauen derselben, den Acker zu picken. Da gaben diese gläubigen Frauen einen rührenden Beweis höchster Selbstverleugnung. Sie gingen in des Königs, ihres grimmigen Feindes, Gärten, und arbeiteten dort für ihn, da sie nicht für sich und die Ihrigen arbeiten durften. Sie überwanden ihn aber nicht mit dieser Sanftmuth und Großmuth. Vielmehr ließ er nun allen Gläubigen das Korn nehmen und das Wasser verschließen. Er wollte sie durch Hunger und Durst zur Flucht oder zur Verleugnung zwingen. Aber keine der getauften Frauen verleugnete, nur etliche Katechumeninnen wurden schwach und warfen weg (nämlich den Glauben).

Am 14. November hielt Sekukuni eine große Rathsversammlung. Etliche riethen, die Christen zu schlagen, andere, sie zu tödten. Der König gab keine Entscheidung; dennoch aber ertönte draußen das Kriegsgeschrei. Sofort zogen alle Männer aus ihren Häusern und versammelten sich; die Heiden zu einem großen tobenden Haufen, die Christen zu einem stillen Häuflein. Bald aber scheuchte ein gewaltiger, wolkenbruchartiger Platzregen alle in ihre Wohnungen zurück. Nochmals schenkte dadurch der Herr den Seinigen eine kurze Gnadenfrist.

Sie eilten zum Hause des Martinus und stärkten und erquickten sich dort im Gebet und in der Gemeinschaft.

Tags darauf, 15. November, waren die Heiden schon in der Frühe mit ihren Waffen wieder auf dem Platze. Bald traf Sekukunis Befehl ein: „Geht und schlagt die Gläubigen! Aber im Übrigen stehen ihnen alle Wege offen, alle Bergpfade habe ich ihnen gegeben!"

Jetzt stürzten die Heiden über die Christen her, die ihrerseits auf ihre Kniee fielen und den HErrn um seinen Geist und Kraft anriefen.

Es dauerte nicht lange, so hatten die Heiden alle ihre Stöcke auf ihnen zerschlagen. Alle bluteten aus vielen und tiefen Wunden, etliche lagen für todt am Boden. Wer es noch vermochte, floh in Berg und Wald, die übrigen wurden von den Ihrigen und von mitleidigen Heiden bei Seite geschafft.

Als 2½ Jahre darauf Director Wangemann sie fragte, wie ihnen in jener Stunde zu Muth gewesen sei, erwiderten sie: „Als sie anfingen zu schlagen, beteten wir; wir sind vor Gott dem HErrn gewesen; das Bild des Heilands war vor unsern Augen, wie er von den Kriegsknechten gegeißelt und ans Kreuz geschlagen wurde, wie er blutete und starb um unseretwillen; das gab uns Kraft und machte unsere Herzen fröhlich."

Noch an dem Abend jenes Tages sandte der König Botschaft durch die Kraale der Hauptstadt: „Ihr Gläubigen, macht, daß ihr fortkommt aus meiner Stadt und aus meinem Lande! Wer bleibt, der hat den Glauben weggeworfen!"

Nun waren aber zu dieser Zeit die beiden Grenzflüsse des Landes, der Steelpoort und der Lepel'le, voll bis an alle ihre Ufer. So war ein Entrinnen aus dem Lande vor Menschenaugen unmöglich, und Sekukuni rechnete bestimmt darauf, daß sie in wenigen Tagen entweder verschmachtet sein oder verleugnet haben würden.

In dieser Bedrängniß machten sich Merensky und Nachtigal auf zu dem Könige. Aber ihre Worte prallten an ihm ab. Zornig entließ er sie mit den Worten: „Ihr werdet von mir hören! Ihr werdet von mir hören!" Die Lage der geächteten Leute im Walde bei dem strömenden Regen war entsetzlich. Sie selber litten schwer, und gar manches ihrer Kinder mußten sie dem HErrn zum Opfer bringen. Furchtbare Gewitterschauer verhinderten ihre Flucht über den Steelpoort, die sie doch hatten wagen wollen. Auf Ga Natán aber erschien ein tobender Haufe bewaffneter Krieger, die dort die Flüchtigen suchten und sich aufs roheste gegen Merensky benahmen, um ihn zu reizen und dann ums Leben zu bringen. Und unter all diesen Ängsten und Nöthen gebar die Schwester Merensky ihr erstes Töchterlein. Noch ein paar Tage vergingen so in Angst und Bangen, in Frost und Hunger. Da gelang die Flucht durch den Steelpoort, der durch das Walten des

lebendigen Gottes für kurze Zeit fiel, um dann sogleich wieder anzuschwellen und den Verfolgern den Weg zu versperren.

Es waren 69 Gemeindeglieder, die mit Merensky über den Fluß gingen. Und es dauerte nicht lange, so stieg durch Nachkömmlinge ihre Zahl auf 85 und etwa 30 Kinder.

Das war der gesegnete Ertrag der Missionspredigten allein aus der Königsstadt und aus der nächsten Nähe derselben.

Das Ende der Missions-Arbeit in Sekukunis Lande

schien nach diesen blutigen Verfolgungen nicht fern zu sein. Indeß ward ihr doch noch eine Frist verstattet.

Ga Natáu war bald nach der Ausflüchtung durch Bruder Sachse, der schon Merenskys Gehülfe gewesen war, wieder besetzt. Sekukuni duldete ihn, weil er hoffte, er würde ihm seine Gewehrschlösser wieder zurecht machen. Bereits nach etlichen Wochen aber mußte dieser Bruder nach Pata Metsane zur Stellvertretung des Missionar Endemann, welcher nebst Missionar Nachtigal, der durch Bruder Knothe Stellvertretung bekam, nach Natal reiste, wo beide ihre Bräute abholen wollten. Deshalb stand die Station Ga Natáu über ein halbes Jahr leer. Dann wurde sie von dem neu ausgesandten Bruder Koboldt besetzt.

In Khalatlolu waren den Gläubigen zwar ihre Äcker zurückgegeben, aber das Verbot des öffentlichen Gottesdienstes blieb trotz aller Bitten aufrecht erhalten. So mußten sie in kleinen Häuflein und bei dunkler Nacht ihre Erbauung suchen. Da gab es selige Stunden, sonderlich wenn durch die heilige Taufe neue Glieder aufgenommen wurden, oder wenn man sich durch Leib und Blut des HErrn mit Speise und Trank des ewigen Lebens stärken ließ.

Anfang Januar 1866 aber erschienen Bewaffnete auf Ga Natáu, mit der Botschaft von Sekukuni an Koboldt, er müsse noch denselben Tag die Station verlassen. Mit Noth und Mühe gelangte er über die Felsenpfade nach Khalatlolu.

Tags darauf kam eine eben solche Rotte nach Khalatlolu, um Nachtigal unter Hohn und Spott und unter Androhung des Todes auszutreiben.

Und etliche Tage nachher mußte Missionar Endemann, dem es auf seinem Pata Metsane wegen der größeren Entfernung von der Königsstadt bisher glimpflicher ergangen war, ebenfalls das Land räumen.

So schien die Mission unter dem Bapedi ein Ende zu haben, sie nahm aber sofort einen neuen frischen Anfang.

Eine ganz andere Gestaltung des Missionswerkes in jenen nordöstlichen Gegenden der Transvaal-Republik war die Folge von jener Austreibung aller unserer Missionare aus dem Lande des Königs Sekukuni.

Als Missionar Merensky mit seinen Flüchtlingen durch den Steelpoort glücklich hindurch war, mußten sich zunächst alle aus Mangel an jeglicher Nahrung und Nothdurft des Lebens unter die Bauern jener Gegend meilenweit zerstreuen.

Das dauerte jedoch nicht lange. Gott der HErr ließ den Br. Merensky einen Platz finden und für ein Billiges (500 Thlr.) kaufen, der zur Ansiedlungs- und Zufluchtsstätte jener Geflüchteten vortrefflich geeignet war, und den er deshalb auch

Botschabelo

d. h. Zufluchtsstätte, benannte. Derselbe liegt am Flusse Mojlotsi, etwa 10 Meilen südlich von Gerlachshoop und von Sekukuni 20—25 Meilen weit entfernt. Im Februar 1865 zogen die Leute dort an, unter strömendem Regen und in einer Zeit großen Mangels, aber doch voller Freude und Hoffnung nach der vielen ausgestandenen Trübsal. Freilich war dieselbe auch jetzt noch nicht vorüber. Außer den täglichen Entbehrungen an Speise und Trank drohete ihnen Überfall und Plünderung von Seiten des räuberischen Häuptlings Mapocho und des rachsüchtigen Königs Sekukuni. Sie thaten dagegen das Ihre durch den Bau einer Schanze, bei der die geübtesten Schützen unter dem Befehl des klugen, kühnen und christlich bewährten Jakob Makuétle ihre Häuser hatten. Das Beste ist freilich die feste Burg, die unser Gott selber ist, und das ist bisher ihr Schutz und Schirm gewesen und wird es auch ferner sein.

Die Leute wohnten dort nach Stämmen und Geschlechtern zusammen: die Bapedi unter Sekukunis Bruder Johannes Dinkoanyane und die Bakopa von Gerlachshoop unter dem Sohne Maleos, Josua Ramopudu, die beide ernste Christen waren, und die nebst den Gemeindehelfern zur Aufrechterhaltung strenger Zucht unter dem Volke mitwirkten und Zauberei und heidnische Greuel und Sünden nicht duldeten. Gottesdienste und Abendmahl wie die zwei wöchentlichen Bibelstunden wurden fleißig besucht; außerdem versammelten sich die Gemeindeglieder und Katechumenen Freitags und Sonntags an mehreren Orten zu Gebetsstunden. In kurzer Zeit und mit geringer Beihülfe von Berlin haben sie sich eine stattliche Kirche gebaut. Aber vor allem bauten sie sich selbst als die lebendigen Steine zu dem geistlichen Hause Gottes unseres Heilandes.

Die Liebe zum Worte Gottes herrschte unter ihnen. Der

blinde Josef Kathedi, ein besonders eifriger und sinniger Schriftforscher, wollte eines Tages gern genauen Bericht über die vier Reiter haben, die im 6. Kapitel der Offenbarung St. Johannis geschildert werden. Als aber der Missionar das neue Testament herbeiholen will, verwehrte er es ihm und sagt das ganze Kapitel aus dem Kopfe auf.

Die Furcht Gottes regierte unter ihnen. Einmal arbeitete ein Mann von Botschabelo mit einem Kaffer zusammen, der ihm einen Riemen entwendete. Bitten und Drohungen halfen nicht, ihm denselben wieder zu verschaffen. Da bat er einen heidnischen Landsmann, er möge Kohlen um die Hütte jenes Kaffern streuen, dieser würde das für Zauberei halten und den Riemen herausgeben. Dieser Anschlag gelang vollkommen. Aber nun wachte das Gewissen des Christen auf, und heulend und schreiend klagte er sich vor der Gemeinde der Zaubereisünde an, und war durch den Missionar kaum zu beruhigen und zur Hoffnung der Vergebung dieser seiner Sünde zu bringen.

Und wie jene einzelnen, so die Gesamtheit. Ein Bruder ihres Königs Sekukuni, mit Namen Mampuru, hatte Hoffnung gemacht, gläubig werden zu wollen. Damit er aber nach Botschabelo kommen könnte, galt es, ihn mehrere Tagereisen weit durch das Gebiet seines feindseligen, ihm nach dem Leben trachtenden Bruders Sekukuni hindurchzuflüchten. Sechzig Mann scheueten die dringende Lebensgefahr nicht, und brachten ihn auch wohlbehalten hindurch, so jedoch, daß außer einem seiner eigenen Leute auch einer jener Leute von Botschabelo sein Leben dabei lassen mußte.

Als aber Mampuru auf Botschabelo saß, ging er vielmehr damit um, seine christlichen Landsleute wieder zum Heidenthum zurückzuführen. Die aber widerstanden ihm alle wie Ein Mann, und dieser ihr Widerstand ward ihm bald so peinlich, daß er in das Weite zog und bei dem Sohn des kürzlich verstorbenen Kafferfürsten Mapoch Zuflucht suchte.

Missionar Merensky schrieb damals: „Ich freue mich doch immer wieder über mein Volk. Manch einzelner plagt mich einmal, aber so wie es einmal was giebt, wo es darauf ankommt, gleich sind sie da in alter Liebe und Treue.“ Und wie die Alten so waren auch die Kinder, „die den Schulzwang in sich hatten.“

Die Station wuchs durch Flüchtlinge aus Sekukunis Lande fort und fort. Am Ende des Jahres 1868 betrug die Zahl der Einwohner 867, davon waren im Tauf-Unterricht 170, Gemeindeglieder 433, Abendmahlsgenossen 252. Allein im Jahre 1868 waren 115 Seelen getauft worden.



Botſchabelo.

Obgleich die Einwohnerschaft, wie oben bemerkt ist, aus verschiedenen Volksgenossenschaften bestand, so bewies sich das Evangelium auch nach der Seite als eine Macht, daß man im guten bürgerlichen Einvernehmen neben und mit einander lebte, und daß die allen gemeinsame Ordnung, das Platzgesetz, je länger je mehr ein Volk aus ihnen allen machte.

Dies Platzgesetz enthielt unter andern die Bestimmung, daß jeder, der in Botschabelo wohnt und die Segnungen des Platzes genießen will, von seiner eingebrachten Ernte den Zehnten abzugeben habe; wie auch, daß jeder männliche Erwachsene alle Monate einen Tag zum Besten des Platzes arbeiten müsse, wo dann Wege gebessert, Brücken gebaut, Mauern aufgeführt und andere gemeinnützige Arbeiten gethan werden sollten.

Da wegen des fortdauernden Zuzugs neuer Leute auch die zweite im Jahre 1868 gebaute Kirche, die etwa 480 Leute faßte, bald wieder zu klein wurde, so machte sich Missionar Merensky mit der Gemeinde an den Bau der dritten, die nun 800 Menschen faßte. Es ist ein schöner Bau, 120 Fuß lang, dessen Thurm 60 Fuß hoch und mit einer Turmuhr versehen ist; zur Zeit der Erbauung, wenn auch nicht die größeste, so doch die schönste Kirche von ganz Transvaalien. — Der schönste Schmuck derselben war aber die sonntäglich zahlreich in ihr versammelte Gemeinde. Sonderlich an hohen Festtagen war sie stets vollständig besetzt, so daß man schon wieder an Vergrößerung derselben denken konnte.

Da dem Anwachsen der Bevölkerung entsprechend auch die Zahl der Schulkinder sich mehrte, so mußte Bedacht auf den Bau eines größeren Schulhauses genommen werden. Damit dasselbe nicht bald wieder zu klein würde, machte man es so groß, daß es 7000 Quadratfuß Grundfläche hatte. Während im Jahre 1868 die Zahl der Schulkinder 150 betrug, war sie 1871 auf 250, 1876 auf 300 und Ende 1877 auf 359 angewachsen.

Obgleich die ganze Einwohnerschaft am Sonntage zum Gottesdienst sich einstellte, so hatten die Leute doch noch kleine Gemeinschaften unter sich. Am Sonntag kurz vor Sonnenuntergang versammelten sie sich in größeren und kleineren Häuflein; man sang und betete zusammen und einer der bewährten und auch redebegabten Christen hielt eine längere oder kürzere Ansprache, sei es, daß er die am Morgen gehörte Predigt wiederholte oder aus dem vollen Herzen heraus zur Erbauung und Erweckung redete. So bewies sich das Evangelium

---

Für die Bearbeitung der Geschichte der Transvaal-Mission von 1869—1877 ist Miss.-Superint. Grützner in dankenswerther Weise behülflich gewesen.

als die bewegende Macht nicht nur für die Herzen, sondern auch für die Gestaltung der äußeren Ordnungen des Platzes. Und weil man selber der Segnungen desselben sich erfreute, so that man auch dazu, daß es den noch in der Finsternis sitzenden Heiden gebracht würde. Evangelisten gingen aus und luden ein zu dem HErrn, bei dem ihnen innerlich wohl geworden war, und wenn man auch nicht überall sie freundlich aufnahm, theils aus Widerwillen gegen ihre Predigt, theils weil man fürchtete, daß sie die Leute bewegen würden, ihre Heimath zu verlassen und sich nach Botschabelo zu begeben, so brachten doch diese Reisen einen sehr spürbaren Segen.

Zu den Arbeitern in Kirche und Schule waren inzwischen noch Kolonisten-Brüder gekommen. Die immer größere Ausbreitung unserer Missionsarbeit in Transvaal machte es sehr wünschenswerth, daß wir selber in der Lage waren, die auf den einzelnen Stationen nöthigen Wagen zu beschaffen und die vorkommenden Reparaturen zu besorgen. Andererseits war es von großem Werth, den christlich gewordenen Eingebornen Gelegenheit zu bieten, Handwerke zu lernen, um dadurch in größere äußere Selbständigkeit zu kommen und nicht nur als Dienstleute der umwohnenden Weißen das tägliche Brot sich verdienen zu müssen.

Aus gleichem praktischen Bedürfnis der Station entstand ein Kaufladen. Damit die Leute für nicht zu theuren Preis ihre Bedürfnisse sich beschaffen könnten, wie auch, damit sie nicht, wenn sie auswärts dieselben sich kaufen mußten, der Versuchung allerhand Tand sich anzuschaffen ausgesetzt wären, oder wohl gar Gelegenheit fänden, an berauschende Getränke sich zu gewöhnen, ward von dem Superintendenten Merensky zunächst ganz auf eigenes Risico und ohne Beihülfe der Missions-Kasse ein Kaufladen eingerichtet.

Ebenso legte derselbe eine Mühle an, wozu erst ein 1360 Schritt langer Graben gezogen werden mußte. Alle diese Unternehmungen bewährten sich unter Gottes Segen.

So war die Station innerlich wie äußerlich in einem gesegneten Wachsthum begriffen, und die Einwohnerzahl war also gewachsen, daß im Jahre 1873 nicht weniger als 1300 Seelen daselbst wohnten.

Wohl selten mögen in einer Gemeinde, die soeben erst aus den Heiden heraus sich gebildet hat, so viele innerlich geförderte und durch Anfechtungen und Leiden mancher Art auch äußerlich bewährte Christen zusammen wohnen, wie es in Botschabelo der Fall war. Es waren aber die treuesten Leute von vier Stationen (Khalatlolu, Ga Ratáu, Patametsane und Gerlachshoop) dort zusammen gekommen, um ihres Glaubens ungehindert leben zu können. Wer sich über einzelne hervorragende Gemeindeglieder des Näheren unterrichten will,

dem sei das Buch „Lebensbilder aus Südafrika"*) von Missionsdirector Dr. Wangemann bestens empfohlen. Wir erzählen ein weniges von einem derselben.

Jakob Mantladi

war in seiner Kindheit unter Menschenfressern aufgewachsen. Als junger Mann kam er in die Capcolonie und hörte daselbst Gottes Wort. Wie Gott der Herr unter den Heiden oft thut, daß er durch Träume zu den Leuten redet, so erging es auch ihm: Er träumte, der Herr trete zu ihm und fordere ihn auf: „Stehe fest! höre nicht auf das andere Volk, bete!" — Ein andermal träumte er, der Herr beföhle ihm: „Trink hinfort kein Bier mehr, denn es ist dir nicht gut!" Und von Stund an, bis an sein Lebensende, trank er nie mehr dies berauschende Getränk der Baßuto. Wieder, nachdem er 2½ Jahre in Port Elisabeth gewesen war, erhielt er im Traume den Befehl, er solle in seine Heimath zurückkehren, und keine Vorstellungen des Missionars und seiner Freude konnten ihn hiervon zurückhalten.

Obgleich er noch eine gar schwache Heilserkenntnis hatte, sagte er doch sofort zu seinen Landsleuten vom König an bis zum Geringsten, daß in keinem andern Heil sei als in Christo, und betete mit noch drei anderen Gläubigen eifrig um Lehrer. Welche Freude, als im August 1861 unsere Brüder Merensky und Nachtigal, als sichtbare Erhörung ihrer Gebete, sich im Lande niederließen! Nun war sein regelmäßiger Gang nach der einige Meilen entfernten Missionsstation, zur Kirche und zum Taufunterricht. Über seine Empfindung dabei sprach er sich also aus: „Ich kann manchmal die ganze Nacht nicht schlafen, mein Herz thut mir wehe, so verlange ich nach dem Lernen." Er fragte den Missionar: „Wie kommt es doch, daß das Herz der Gläubigen, wenn es das Wort Gottes hört, stets so wallet wie siedende Milch?" — Am 14. Januar 1862 ward er getauft und wandelte fernerhin würdiglich dem Evangelio. Die furchtlose und dringliche Weise, womit er das Heil in Christo bezeugte, machte ihn bald zum Gegenstande des Hasses und der Nachstellungen der heidnischen Häuptlinge. Die Zauberer gaben ihm Gift ein in seiner Speise, kamen wieder und berichteten: er habe ihr Gift gegessen, aber es habe ihm nichts geschadet. Als 1864 der König Sekukuni die heftigste Verfolgung gegen die Gläubigen befahl, war Jakobus einer der ersten, der mit Latten so heftig geschlagen wurde, daß sein Rücken voller Wunden und Striemen war, deren Narben

*) Lebensbilder aus Südafrika. Ein Beitrag zur Kirchen- und Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts von Dr. Wangemann. Berlin, Selbstverlag des Missionshauses, brochirt 2 Mark, gebunden 2,75 Mark. 8. 287 Seiten.

er mit ins Grab genommen hat. Später vom Missionsdirector Dr. Wangemann gefragt, wie ihm zu Muthe gewesen sei unter den Schlägen, antwortete er: „Am Leibe habe ich Schmerzen gehabt, aber der Schmerz war nur am Leibe. Da habe ich an Polykarp gedacht, den sie auch haben verbrennen wollen, und das Feuer wollte nicht brennen.“ In Botschabelo ward er einer der Gemeindehelfer, der mit Treue und unter Gottes Segen dem Missionar in Aufrechterhaltung christlicher Zucht wie in der Seelsorge hülfreich war. Am 24. Juli 1870 ist er in Frieden heimgegangen.

Die Dinkoanyanische Abtrennung.

Wie oben mitgetheilt, war es ein rechter Segen für die Station, daß die Häuptlinge Dinkoanyane und Namopudu treue Christen waren. Sonderlich ersterer war auch persönlich eng mit seinem Missionar verbunden. Trotzdem regten sich in ihm mit der Zeit die alten Häuptlingsgedanken und machten den Wunsch in ihm rege, unabhängig von den Bauern und auch in größerer politischer Selbständigkeit den Lehrern gegenüber wohnen zu können. Erregt wurden diese Gedanken zunächst durch das, wie zugestanden werden muß, schwere Gesetz, welches die Bauern über die Eingeborenen neu einführen wollten. Es war das sogenannte Contract-Gesetz, wonach kein Eingeborener im Lande wohnen sollte, ohne einen Dienstherrn zu haben, dem er dann auch zur Arbeit verpflichtet sein sollte, sobald dieser ihn dazu beriefe. Dadurch war eine solche Aufregung unter die Leute gekommen, daß man eigens Gebetsstunden zu Abwendung dieses Unheils abhielt. Und der Herr half: durch die Vorstellungen Br. Merensky's bewogen, erlaubte der Landdrost, daß sämtliche Leute Botschabelo's auf Br. Merensky's, als ihres Dienstherrn, Namen eingetragen wurden, bis das Gesetz wieder abgeschafft ward und an seiner Stelle das sogenannte Paßgesetz erschien, wonach jeder Eingeborene, überall wo er ginge, einen Paß bei sich haben mußte, und für Erlangung desselben jährlich 20 Mark an die Regierung zu zahlen hatte. Diese Abgabe, welche von unsern Leuten willig gezahlt wurde, erschien aber vielen der im Lande wohnenden Weißen als viel zu gering und es ward lebhaft agitirt, sie auf 100, ja auf 150 Mark zu erhöhen.

Andererseits war die Bauern-Regierung so machtlos, daß sie nicht im Stande war, da wo die Eingeborenen sich dessen weigerten, die Zahlung der Abgabe zu bewirken. Man weigerte sich aber, mit Ausnahme der Missionsstationen und solcher Häuflein Eingeborener, die inmitten einer zahlreichen weißen Bevölkerung wohnten, überall im ganzen Lande. So mußten unsere Leute noch den Spott ihrer Volksgenossen dafür hinnehmen, daß sie „so dumm“ seien, eine Abgabe zu zahlen, während

sie auf jeder andern Stelle als auf der Missionsstation davon frei ausgehen würden. So fingen Dinkoanyane und seine Vertrauten an zu überlegen, ob man nicht außerhalb der Bauern sich setzen, dort die eigene Herrschaft, wie man sie früher gehabt hatte, wieder aufrichten und dabei doch einen Missionar haben könne, dem dann auch, anders wie in Botschabelo, wo Grund und Boden der Missionsgesellschaft gehörte, keine politische Macht und Polizeigewalt beiwohnen würde.

Leider besprach man dies alles hinter dem Rücken des sonst doch so geliebten Missionars, und als derselbe endlich davon hörte, hatte man sich schon so fest in die eigenen Gedanken verrannt, daß alle Vorstellung seinerseits, in der beabsichtigten Weise lasse sich die Sache nicht ausführen, er wolle aber gern mit Rath und That ihnen entgegenkommen, keinen Eindruck auf sie machte. Sie wollten nämlich in eine Gegend ziehen, die vor etwa 30 Jahren von ihrem Volke bewohnt gewesen, seitdem aber von den Bauern in Besitz genommen worden war. Die Missionare sahen voraus, daß durch solches Thun die armen Leute sich in das größte Unglück stürzen würden, und machten, als Dinkoanyane um einen Missionar bat, folgende Bedingungen:

1) Sie müßten auf gesetzlichem Wege, sei es durch Kauf, sei es daß sie Land von der Regierung erbäten und erhielten, zu einem festen Wohnsitz gelangen.

2) Es würde seitens der Wegziehenden zunächst ein Theil des Gehalts des Missionars aufzubringen sein.

3) Comité und Synode müßten nicht dawider sein.

Gleich die erste Bedingung zeigte ihnen, wie sie meinten, deutlich, daß ihre (doch wahrlich erprobten) Missionare nun auch „Bauern“ geworden seien, ihnen keine Freiheit gönnten, und sie aus irgend welchem Eigeninteresse in Botschabelo zurückhalten wollten. Kein Zureden half. Sie versteiften sich je länger je mehr in den Freiheitsgedanken, und meinten, wenn sie nur erst am neuen Wohnort säßen, so würden die Missionare von selber nachkommen. In diesen Gedanken zog im October 1873 der größere Theil der Bapedi mit ihrem Häuptling Dinkoanyane weg. Andere Nachzügler folgten, so daß im Ganzen 334 Seelen wegzogen.

Nur zu richtig hatten die Missionare ihnen ihr Schicksal vorausgesagt. In dem als Wohnsitz in Aussicht genommenen Lande wurden sie nicht geduldet. Da zogen sie an einen zweiten Ort in der Nähe unserer Station Lydenburg; auch dort geriethen sie bald in Zusammenstoß mit der Regierung der Weißen. So zogen sie denn in eine schwer zugängliche Felsenkluft. Sie wollten aber durchaus noch als Christen angesehen sein, hielten ihre Sonntage und baten wiederholt um einen Missionar, der schon aus dem Grunde ihnen jetzt nicht gegeben werden konnte, weil sie in offener Auflehnung gegen die Landesobrigkeit sich

befanden. Von Leydenburg aus wurden sie, sonderlich in der ersten Zeit, von unseren Missionaren Nachtigal und Düring treulich besucht; bis späterhin auch diese für „Bauern" von ihnen gehalten wurden. Einige der in der Kluft wohnenden Leute kamen auch mannigmal nach unserer Station Leydenburg zur Kirche und in den Taufunterricht. Im Ganzen aber ging es mit ihnen im Innern und Äußern schnell rückwärts. Bald meldete sich der Hunger und veranlaßte einzelne, in das früher um des Evangeliums willen verlassene Heimathland zurückzukehren, wo sie einer nach dem andern ermatteten und zum Theil ins Heidenthum zurückfielen.

Dazu kam, daß Dinkoanyane, um in jener Kluft sich halten zu können, mit seinem Bruder Sekukuni in freundlichere Beziehungen trat, die letzterer seinerseits auch sehr pflegte. Er sandte einmal dem Dinkoanyane 46 Ochsen zum Geschenk, mit den begleitenden Worten: seinen anderen Brüdern kaufe er (Sekukuni) Frauen; Dinkoanyane wolle aber keine, deshalb sende er ihm an deren Statt die Ochsen, daß sie für ihn arbeiteten. Andererseits forderte er aber auch Dinkoanyane auf, seine Tochter zur (heidnischen) Feier der Aufnahme unter die Erwachsenen ihm zuzusenden, was dieser nicht ohne Mühe ablehnte.

Inzwischen verschärfte sich das Verhältnis zwischen den Weißen und Sekukuni, desgl. Dinkoanyane immer mehr, bis letzterer nach Leydenburg am 27. April 1876 einen förmlichen Fehdebrief sandte. Die Feindseligkeiten begannen, von beiden Seiten ward Vieh geraubt und wurden Grausamkeiten begangen. Endlich rückte am 15. Juli ein Haufe von 200 Weißen und etwa 2000 Swasikaffern gegen Dinkoanyanes Felsennest an. Erstere sahen aus geschützter Entfernung dem Kampfe zu, letztere aber stürmten tapfer die Festung, obgleich sie mit einer tüchtigen Gewehrsalve empfangen wurden, denen sie nur ihre Spieße und Schilde entgegensetzen konnten. Zwanzig Männer, 19 Frauen und Kinder wurden von ihnen getödtet. Unter den Gebliebenen war auch Dinkoanyane. — Die Überlebenden räumten später den von ihnen mit vieler Arbeit stark gemachten Ort, und gingen meist nach Sekukunis Land zurück. Nur wenige fanden sich in Botschabelo wieder ein.

Das ist das tief betrübende Ende von Leuten, die viele Jahre als treue Christen sich gezeigt und zum Theil um ihres Glaubens willen viel gelitten hatten. Eine neue Bezeugung der Wahrheit des Wortes: „Wer nicht absagt allem, was er hat, kann nicht mein Jünger sein."

Neukräftigung der Station.

Nachdem im October 1873 der erste große Haufe von etwa 280 Seelen weggezogen war, kehrte zunächst noch nicht volle Ruhe auf

der Station ein. Zwar waren die Leute der andern in Botschabelo wohnenden Stämme von vorn herein nicht unmittelbar in die Wegzugspläne der Bapedi verwickelt gewesen; wenn aber der Stock zu schwärmen beginnt, so ist auch bei den zurückbleibenden Unruhe zu spüren. Dazu reiste Anfang December 1873 Miss.-Superintendent Merensky, der Begründer und langjährige Vorsteher der Station, auf Besuch nach Deutschland und Miss. Grützner übernahm für solange die Leitung. Ihm stand Br. Winter als zweiter Missionar treu zur Seite. In der Tagesschule halfen Martinus Sewuschane und Hiskias Mampe getreulich mit. Noch einzelne kleine Häuflein verließen im Laufe des Jahres 1874 die Station, um theils zu Dinkoanyane, theils gradezu nach Sekukunis Lande zu ziehen. Die Zurückbleibenden sammelten sich aber wieder, sowohl zu den Sonntagsgottesdiensten, wie zu den an zwei Abenden für die erwachsenen Gemeindeglieder gehaltenen Bibelstunden treu um das altgewohnte und liebe Gotteswort und hatten auch bald als abschreckendes Beispiel vor Augen, wie ihre armen weggezogenen Landsleute innerlich wie äußerlich Mangel litten und verkamen. Auch im Äußeren segnete der Herr den Platz durch gute Ernten. An Stelle der weggezogenen kamen immer wieder neue Bewohner nach der Station, so daß im Jahre 1876 die Zahl der Getauften schon wieder bis auf 1057 gestiegen war. Zwei erweckliche Züge aus dieser Zeit mögen hier Platz finden.

Wie herzbeweglich war es doch, als (1874) Debora, die Frau des Jeremia Tscheane, der wegen einer versuchten Sünde wider das sechste Gebot ausgeschlossen worden war, am späten Abend zu Missionar Grützner kam. Ihre innere Bewegung und ihre Thränen übermannten sie so, daß sie kaum sprechen konnte? Endlich brachte sie heraus: die Häuptlinge hätten ihren Mann bestimmt, mit den Bauern den Zug nach der Delagoa-Bay mitzumachen. Nun sei er aber noch unter Kirchenzucht und ausgeschlossen; wenn ihn nun der HErr auf der Reise abriefe, und er somit hinweg müsse, ohne wieder aufgenommen zu sein und Vergebung der Sünden empfangen zu haben, was dann aus seiner Seele werden solle? Und dabei strömten dem lieben Weibe die Thränen nur so vom Gesicht. Missionar Grützner erwiderte ihr, jetzt sei keine Fieberzeit; auch gehe er auf Geheiß seiner Vorgesetzten, also unter Gottes Schutz und Wohlgefallen; sie möchte sich doch recht zur Fürbitte bewegen lassen, daß ihm bald Wiederaufnahme und Vergebung der Sünden zu Theil werden könne. Beruhigt und gefaßter ging sie hinweg. — Welche zarte Fürsorge einer durch ihren Mann gekränkten Frau!

Im August 1875 starb Daniel Tschukudu nach langer Krankheit an der Lungenschwindsucht. Er war immer getrost im HErrn, und sprach es wiederholt aus, daß er sich auf seinen Heimgang freue.

Er war etwa 13 Jahre zuvor in Gerlachshoop getauft worden. Als die Leute des Häuptlings Mapocho Gerlachshoop 1863 überfielen, überbrachte er mit eigener Lebensgefahr in der Nacht die Warnung an Missionar Grützner und ward dadurch, menschlich gesprochen, dessen Retter vom sichern Tode.

Durch kluge Benutzung der Umstände hatte Br. Merensky in der Anfangszeit des Bestehens Botschabelo's, wo Grund und Boden noch sehr billig war, für 12000 Mark ein Areal von 60,000 Magdeburger Morgen erworben, welches jetzt den zehnfachen Werth hat. Daß die Leute aber Botschabelo, trotz dieses Grundbesitzes der Missionsgesellschaft, wirklich als ihre Heimath ansehen, zeigte sich auch darin, daß sie unter Beirath Br. Grützners dazu übergingen, aus eigenen Mitteln einen sogenannten Viehplatz zu erwerben. Derselbe kostete 7200 Mark, zu deren Aufbringung jeder erwachsene männliche Einwohner laut Gemeindebeschluß seinen bestimmten Beitrag zu geben hatte.

Was, wie auf jeder länger bestehenden Station, anfing Sorge zu bereiten, war die geistliche Pflege und die geeignete Beaufsichtigung des heranwachsenden Geschlechts. Es wurde die Ordnung eingeführt, daß die aus der Schule entlassenen jungen Leute noch drei Jahre unter der Aufsicht ihrer Eltern und Angehörigen auf der Station zu verbleiben hätten, und daß nur in Ausnahmefällen ihnen gestattet sein sollte, nach auswärts auf Arbeit zu gehen. Auch ein Armenverein ward gegründet und zur Verwaltung der Gaben wurden sieben zuverlässige Männer eingesetzt, die zugleich nachzusehen hatten, ob die näheren Angehörigen der betreffenden Armen auch ihre Pflicht thäten.

So konnte mit Gottes Hülfe Br. Grützner dem im Anfang des Jahres 1876 aus Deutschland zurückkehrenden Br. Merensky seine Gemeine als eine solche übergeben, welche die böse Dinkoanyanische Zeit innerlich überwunden und sich zu Gesetz und Ordnung in einfältiger Gottesfurcht wiederum zurechtgefunden hatte.

In den Jahren 1876 und 1877 ist die Arbeit in stiller und gesegneter Weise weiter gegangen. Wohl kamen auch einige Fälle vor, wo Zucht geübt werden mußte, die Gemeinde im Ganzen aber wandelte zur Freude ihrer Lehrer. In dem Kriege der Bauernregierung gegen Sekukuni mußten auch von Botschabelo Hilfstruppen gestellt werden; dieselben erhielten die volle Anerkennung ihrer (weißen) Vorgesetzten. Im Jahre 1877 war Botschabelo von sehr vielen hülfesuchenden Leuten aus Sekukunis Lande besucht. Dort war eine arge Hungersnoth ausgebrochen, während in Botschabelo eine gute Ernte war. So konnten gegen 900 Scheffel Mais und Kafferkorn nach Sekukunis Lande hin verfahren werden. Auf der Station mehrten sich die von dort kommenden Leute, die zunächst vor dem äußern Hunger Hilfe suchten, aber dabei auch Speise für ihre Seelen fanden.

Mehrere Christen der Gemeinde konnten nach dem Lande Sekukunis reisen und dort Evangelistendienste thun und das glimmende Feuer des Verlangens nach dem Evangelium daselbst anfachen und im Brande erhalten. Seit Mai 1877 ist das ganze Land englisch geworden. Möge die Station auch unter den neuen politischen Verhältnissen die Stadt auf dem Berge bleiben, die sie bis hier gewesen ist; und möge sie für die daselbst Wohnenden wie für viele aus der Nähe und Ferne die „Zuflucht" (= Botschabelo) bleiben, wo man unter dem Schatten des Herrn sicher wohnt und traut.

Etwas über ein Jahr nach Merenskys nothgedrungenem Auszug aus Sekukunis Lande war Missionar Nachtigal von Khalatlolu ausgetrieben worden. Auch er fand, wie Missionar Merensky, seine erste Zuflucht in

Leydenburg.

Dort ward ihm sogar das eben leerstehende Pfarrhaus einstweilen zur Wohnung eingeräumt. Und bald gestalteten sich die Verhältnisse so, daß Leydenburg, der Hauptort jenes östlichen Distriktes der Republik, seine feste Station ward.

Auch ihm waren nämlich eine namhafte Anzahl Christen aus Khalatlolu gefolgt und immer neue kamen nach. Für diese bot sich hier eine sehr gelegene Bleibstätte dar, um so gelegener, als sich von hier aus der Verkehr mit Sekukunis Lande, in welchem noch eine Schaar Gläubiger sich befand, am leichtesten unterhalten ließ. Ferner waren am Orte selbst viele heidnische Arbeitsleute, denen hier das Evangelium nahe gebracht werden konnte. Und endlich beginnen nur etwa eine oder zwei Tagereisen von dort die Kraale des Kafferstammes der Knopneusen (spr. Knopnösen, d. h. Knopfnasen) oder Makwapa, die also leicht mit der Predigt von der Gnade Gottes in Christo zu erreichen waren.

Missionar Nachtigal hatte Freude an seiner kleinen Gemeinde, die sich bald durch Taufen vermehrt hatte und für die gleich anfangs eine Anzahl Katechumenen neue Vermehrung in Aussicht stellte. Unter ihnen befand sich auch die älteste Frau der Station, die den Namen Ruth erhielt. Sie hatte schon vor mehreren Jahren in Sekukunis Lande von ihren Kindern Noah und Nicodemus das Beten gelernt, war aber zurückgeblieben, als diese flüchteten. Vor einiger Zeit jedoch hatten sie ihre Kinder mit Erlaubnis Sekukunis hierher zurückgebracht, und zwar haben diese ihre Mutter, da sie nicht mehr so weit gehen konnte, den langen und schwierigen Weg von fünf Tagereisen getragen.

Aufgefordert durch einen Brief des Dir. Dr. Wangemann, wagte Jonas Pudumo, ein entschiedener und demüthiger Bekenner des HErrn, im Jahre 1868, als Sekukuni bereits mehrere Christen und

dem Christenthum mehr oder weniger zugeneigte Leute hatte tödten lassen, „mitten in den großen Zorn hineinzugehen, und Speise der Müden zu tragen“ für die im Lande zerstreuten Gläubigen. Durch Gottes besondere Hut ist er unversehrt von diesem Todeswege wieder zurückgekehrt, nachdem er auch Sekukuni selbst gesprochen und von ihm die Erlaubnis zur Reise durch sein Land erhalten hatte.

Die Gläubigen in Sekukunis Lande

sollten, wie schon erwähnt, besonders von Leidenburg aus besucht und gepflegt werden.

Eine Reise zu diesem Zweck hat auch Dir. Wangemann während seines Aufenthalts in Süd-Afrika unternommen. Die Gläubigen wurden davon in Kenntnis gesetzt und fanden sich auf Khalatlolu und Pata Metsane, wo Gottesdienst gehalten wurde, zahlreich ein. Das waren zugleich freudige und schmerzliche Zusammenkünfte. Eine alte Frau hatte einen Tag und eine Nacht gebraucht, um nach Khalatlolu hinzugelangen. Sie äußerte unter anderm: „Ich schaue auf den HErrn, ich hoffe auf ihn; bin ich auch nur ein schwaches Blatt, so bin ich doch ein Blatt an dem Baume, der Jesus ist.“

Die Gläubigen pflegten sich des Sonntags zum Gebet zu versammeln, und sich unter einander zu erzählen, was sie von dem Worte Gottes behalten hatten. Damit dies noch fruchtbarer und geregelter werde, setzte Dir. Dr. Wangemann mehrere Leute zu Nationalgehülfen ein, welche die einzelnen Gläubigen besuchen und stärken, und sich selbst immer wieder geistliche Nahrung von Leydenburg holen sollten.

Mit König Sekukuni hatte Dr. Wangemann nicht reden können. Er stieg bereits den steilen Felsweg zur Königsburg hinan, als ihm das Weitergehen unbedingt vom Könige verboten und verhindert wurde, und er froh sein mußte, des Abends unversehrt auf Ga Natáu anzukommen und die folgenden Tage unbelästigt seine Besuche in Khalatlolu und Pata Metsane machen zu können.

Um aller dieser Gründe willen erachtete Dr. Wangemann, als er im Jahre 1867 bei seiner Visitationsreise auch nach Leydenburg kam, es für geboten, daselbst eine feste Station zu errichten. Ein Haus und Garten konnten sofort billig gekauft werden; etwas abseits vom Dorfe wurde ein Gebäude zur Schule errichtet, um welches die aus Sekukunis Lande dem Missionar Nachtigal nachgefolgten Leute, zum größeren Theile Christen, sich anbauten. Der geförderte eingeborene Christ Jonas Pudumo half willig und treulich beim Unterrichten der Kinder in der Tagesschule. Des Sonntags kamen aus der ganzen Umgegend von Leydenburg eine Anzahl sogenannter Oorlamscher (das

sind unter den holländischen Ansiedlern aufgewachsene Eingeborene) zur Kirche. So mußte auch hier von Anfang an in zwei Sprachen, in der Sprache der Baßutho und in der holländischen Sprache, welche letztere von den Oorlamschen gesprochen wird, gepredigt und unterrichtet werden.

Da die Gesundheit Br. Nachtigals je länger je schwächer wurde, so kam ihm Br. Trümpelmann im Anfange des Jahres 1869 zu Hülfe, und als dieser gegen Ende des Jahres einen Ruf nach Makchabêng, wovon später, erhielt, trat an seine Stelle Br. Düring, welcher, als Br. Nachtigal im Jahre 1870 krankheitshalber genöthigt war, eine Reise nach Deutschland zu unternehmen, selbständig die Station verwaltete. Als Nachtigal 1872 von Deutschland zurückkam, versuchte er, wieder allein die Arbeit der Station zu versehen, bald aber stellte sich seine alte Schwäche wieder ein, und so übergab er 1873 dem von Botschabelo wieder hierher versetzten Br. Düring die Vorsteherschaft der Station. An dessen Stelle trat Ende 1875 Br. Bauling, der noch gegenwärtig daselbst arbeitet.

Unter der Arbeit aller dieser Brüder gedieh die Station sichtlich. Schon bald nach Gründung derselben 1867 konnten 5 Erwachsene mit ihren 3 Kindern getauft werden und unter den 13 erwachsenen Getauften des Jahres 1868 befanden sich die ersten 5 Oorlamschen, 1869 stieg die Zahl der Getauften auf 84, während 39 Erwachsene im Taufunterrichte verblieben und 57 Kinder die Schule besuchten. Die höchste Zahl der Getauften wurde Mitte des Jahres 1874 erreicht: sie betrug 198 Seelen. Von da ab bewiesen die Abscheidung Dinkoanyanes und der daran sich anschließende Krieg der Bauern mit Sekukuni hier am Ort noch einen viel bedeutenderen Einfluß, als wir solchen schon bei Botschabelo gesehen haben.

Wie oben mitgetheilt, war die Station etwas abseits des Dorfes Leydenburg gelegen, doch also, daß der Ort, wo die Kirche stand und um sie herum die Leute wohnten, noch zum Gebiete des Dorfes gerechnet wurde. Übelwollende Weiße brachten hiergegen das Gesetz in Erinnerung, daß gesonderte Ansiedelungen von Schwarzen in einem von Weißen bewohnten Dorfe nicht bestehen dürften. So ward von Br. Nachtigal 1870 ³/₄ Stunden vom Dorfe entfernt ein Stück Land gekauft, um dahin die Station überzusiedeln. Unruhen unter den umwohnenden Kafferstämmen hinderten es, dies sofort zu bewerkstelligen; dagegen verlängerte man auf die Bitte des Missionars den Stationsleuten die Erlaubnis, im Dorfe wohnen bleiben zu dürfen. Als jedoch im Jahre 1873 die in der Nähe Leydenburgs entdeckten Goldfelder eine Menge sehr zweifelhafter Leute aus aller Welt Enden daselbst zusammen führten, wodurch sonderlich der weibliche Theil der Gemeindeglieder kaum noch vor den schnödesten Zumuthungen sicher war, so ward die Verlegung der Station Ende des genannten Jahres wirklich

ausgeführt. Zu dem schon 1870 gekauften Stück Landes kam noch ein größeres hinzu, so daß auch räumlich die Leute sich ausdehnen konnten. Im Dorfe Leydenburg ward indeß auch fernerhin an den Sonntag-Nachmittagen für die sich sammelnden Oorlamschen Gottesdienst und Katechumenen-Unterricht gehalten.

Außer der regelmäßigen Arbeit auf der Station lag den dortigen Brüdern ob, möglichst fleißig den Verkehr mit Sekukunis Lande zu pflegen, der treue Pudumo machte, wie bereits erzählt ist, im August 1868 sich dahin auf den Weg. Im folgenden Jahre 1869 ging Br. Nachtigal selber, und obgleich Sekukuni gegen beide nichts Gutes im Schilde führte und sonderlich gegen den letzteren die Drohung ausgesprochen hatte, er werde „sein Fleisch in einem Topfe kochen lassen," so kamen sie doch unter Gottes Schutz sicher zurück und konnten gar manchen der einsamen Christen und der nach Gottes Wort verlangenden Seelen „Speise der Müden" bringen. 1872 konnte Br. Nachtigal aufs Neue das Land durchreisen. Als, wie oben mitgetheilt, Dinkoanyane und sein Anhang sich in nicht zu großer Entfernung von der Station niederließ, wurde auch er besucht, und, wie es schien, nicht vergeblich. Eine Anzahl der Abgetrennten bekannten, daß die Weise, wie sie sich von ihren Lehrern und von ihrer Gemeinde getrennt hätten, verkehrt gewesen sei und baten um Wiederaufnahme in die Leydenburger Gemeine, die ihnen gewährt wurde. Aber — zuletzt behielt doch das Verlangen nach voller Unabhängigkeit von den Bauern die Oberhand, und da sie die wohlgemeinten Rathschläge der Missionare als Schlingen ansahen, sie in Abhängigkeit zu erhalten, so zogen sie sich bald wieder von ihnen und der Kirche zurück. Ja es zeigte sich, daß selbst die auf der Station, also in unbezweifeltem Gebiet der Weißen und auf dem Grunde der Berliner Missionsgesellschaft wohnenden Baßutho, doch in Dinkoanyane ihren Häuptling verehrten. Sie brachten ihre Streitsachen vor ihn und er seinerseits lud sie auch förmlich vor seinen Richterstuhl. Als der Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen der Regierung von Transvaal und Sekukuni nicht mehr aufzuhalten war, zog ein bedeutender Theil der Gemeindeglieder von der Station zu ihm in seine Kluft und ward dadurch in sein Schicksal verflochten.

Die übrig gebliebenen Gemeindeglieder, unter ihnen eine Anzahl Oorlamscher, die sich in den letzten Jahren auf der Station niedergelassen hatten, wandten sich nach dem Dorfe Leydenburg zurück. Dort wartete ihrer wie ihrer Missionare eine schwere Zeit. Erstere litten viel unter dem Mistrauen der Weißen, das während des Krieges zu wahrem Racenhaß sich steigerte, und dabei mußten sie stets die schweren Dienste und Arbeiten, die der Kriegszustand erheischte, unweigerlich leisten. Auch die Missionare mußten des Nachts, Gewehr im Arm,

Wachtdienst thun, und als sie, durch ihr Gewissen gedrängt, gegen Ungerechtigkeiten an den Eingeborenen begangen, öffentlich und kräftig protestirten, wurden sie mit dem Tode bedroht. Die Sache änderte sich, als im April 1877 das Land für englisches Besitzthum erklärt wurde. Und obschon der mit Sekukuni geschlossene Friede noch gar sehr der wirklichen Anerkennung und Ausführung ermangelte, kehrte doch Br. Bauling am 27. April 1877 wieder auf die Station zurück. Er fand sie vollständig verwüstet: Häuser und Hütten abgebrannt; anstatt fröhlicher Lieder hörte er am Abend das Geheul der Hyänen und Schakale.

Im Mai konnten indeß 14 Erwachsene getauft werden, und auch von den früheren Gemeindegliedern kamen 8 Familien und 4 Wittwen mit ihren Kindern aus Sekukunis Land zurück.

Etwa eben so weit von Botschabelo, der Hauptstation in jener Gegend der Transvaal-Republik, entfernt wie Leydenburg, aber gerade nach der entgegengesetzten Richtung hin, liegt

Pretoria,

die Hauptstadt jenes ganzen Landes. Dort ward im August 1866 durch Missionar Knothe eine Station errichtet.

Es ist von Bedeutung, gerade in der Hauptstadt einen Vertreter unseres Werkes zu haben. Sodann giebt es dort, wie in Leydenburg, eine große Anzahl heidnischer Dienstleute. Und endlich befinden sich in nicht gar großer Entfernung mehrere heidnische Kraale mit eigenen kleinen Häuptlingen.

Unter den Farbigen des Ortes erregte Knothes Ankunft ganz besondere Freude. Das von ihm gepredigte Wort fand bei den Leuten auch eine so gute Statt, daß er bereits nach 1½ Jahren, Weihnachten 1867, 13 Erwachsene und 9 Kinder taufen konnte, und daß seine Gemeinde am Ende jenes Jahres aus 24 Seelen bestand.

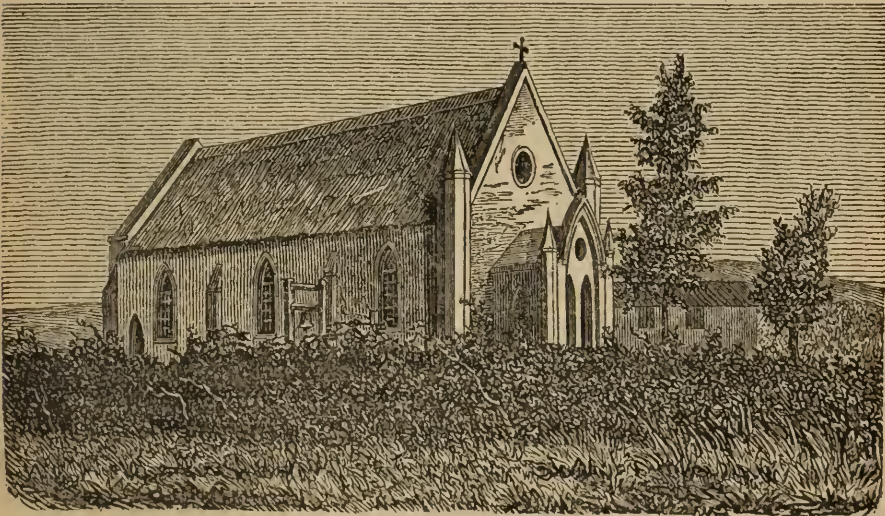
Während des Taufunterrichts waren die Leute sehr fleißig gewesen. Missionar Knothe erzählt z. B.: „Gegen Abend zog sich ein furchtbares Wetter hier zusammen, der Wind wehete, als sollte das Haus umstürzen, und der Regen floß in Strömen. Ich hatte, niemand zum Unterricht erwartend, mich an meine Arbeit gemacht. Da traten zu meiner Überraschung und innigen Freude die Katechumenen, einer nach dem andern, von Wasser triefend, aus der Stockfinsternis ins Haus ein, so daß bald die Mehrzahl derselben versammelt war. Das sind Ermuthigungen bei der Bangigkeit, die einem oft bei dem Gedanken an die zu taufenden Heiden beschleicht."

Gleiche Ermuthigung fand Missionar Knothe bei seinen Predigten

auf den Außenkraalen sowohl des Häuptlings Molebeledi, als namentlich des Jan Kekane.

Dieser kam selbst häufig nach Pretoria zur Predigt. Was er da hörte, das gab er dann in frischer und lebendiger Weise an seine Leute weiter. Auf seinen Betrieb baueten die Leute auf ihrem Platze Moretäle ein Kirchlein. Der deutlichste Beweis, daß er es ernst meine, schien dies zu sein, daß er seine zweite und dritte Frau entließ. Mehrere von seinem Volke traten in den Taufunterricht. Einer wußte eine Predigt, die er vor mehreren Monaten in Pretoria gehört hatte, fast wörtlich wieder zu erzählen.

Im Jahre 1868 hatte sich das Gemeindlein schon also angesammelt und innerlich gekräftigt, daß Br. Knothe daran gehen konnte, eine Kirche zu bauen. Die neugetauften Gemeindeglieder erklärten sich auf die Aufforderung des Missionars bereit, nach Kräften hierbei mitzuhelfen. Sie hielten ihr Versprechen, und so konnte Anfang 1869 das freundliche Kirchlein, das dem Dorfe zur Zierde gereicht, eingeweiht werden.



Kirche von Pretoria.

Nun ging es mit neuer Frische an den innern Aufbau der Gemeinde. Br. Knothe konnte seinen Leuten das Zeugnis geben, daß Liebe zu Gottes Wort und Fleiß in der Heiligung sich bei ihnen finde. Als besonders segensreich bewiesen sich die eingehenden Beichtgespräche, welche der Feier des heiligen Abendmahls bei Anmeldung der Einzelnen vorhergingen.

Die Hauptanzahl der Farbigen in solchem Dorfe besteht aus den Dienstleuten der Weißen. Um aber zu ermöglichen, daß auch andere als Dienstleute sich zu Gottes Wort und der christlichen Gemeinde

halten könnten, kaufte Br Knothe ein in der Nähe des Dorfes gelegenes Stück Land, 120 Morgen groß, welches in kleine Parzellen getheilt, einer Anzahl Familien die Möglichkeit gewährte, sich häuslich niederzulassen — 1872 wohnten schon 40 und 1873 sogar 62 farbige Familien daselbst. Der Ort hatte sich zu einem freundlichen Dörflein mit ordentlichen Straßen und kleinen Gartenanlagen umgestaltet. Von jeder Familie wird ein jährlicher Pachtzins von 20 Mark entrichtet. Es bestehen feste Platzgesetze, die es ermöglichen, solchen, welche beharrlich der christlichen Zucht sich entziehen, das Recht zu nehmen, daselbst zu wohnen, und sie zum Verlassen des Platzes zu nöthigen.

Als alle diese Anfänge zu einer geordneten Weiterentwicklung der Station getroffen waren, trat ein Wechsel in der Person der Missionare ein: Br. Knothe zog im März 1870 nach dem oben genannten Moretäle, und Br. Grünberger, der so lange daselbst gearbeitet hatte, trat an Br. Knothes Stelle in Pretoria in die Arbeit ein. Der HErr hatte in 3½ Jahren Knothes Arbeit also gesegnet, daß er ein Gemeindlein von 45 Getauften, 56 Katechumenen und 36 Schulkindern seinem Nachfolger übergeben konnte.

Auch Br. Grünbergers Arbeit segnete der HErr. War es auch nicht zu vermeiden, daß an einzelnen Gliedern der zum größten Theil aus den Verkommensten der Heiden gesammelten Gemeinde Zucht geübt werden mußte, so bewies sich doch andererseits auch unter ihnen Gottes Wort als eine Kraft zur Seligkeit. Jährlich konnten zahlreiche Taufen Erwachsener vorgenommen werden.

Zur äußern Erhaltung der Station hat die Pretorianische Gemeinde stets treulich und in hervorragender Weise mitgeholfen: es ist ja auf solchem Dorfe reichlicherer Verdienst als anderwärts. Ein Schulhaus erbaueten die Leute auf eigene Kosten und brachten im Jahre 1876 überhaupt die Summe von 2120 Mark auf.

Unter den 14 Erwachsenen, welche zu Ostern 1876 getauft wurden, bewegte ein junges Ehepaar Niclas und Hanna dem Missionar recht sonderlich das Herz. Sie wohnten etwa zwei Tagereisen von Pretoria. Da sie wegen ihres Viehstandes und ihrer alten Eltern nicht ganz dorthin ziehen konnten, kamen sie auf ½ Jahr hin, um christlichen Unterricht und die heilige Taufe empfangen zu können. Über Tag saßen sie mit den Kindern auf der Schulbank und des Abends kamen sie mit den Erwachsenen zum Unterricht. Bald hatten sie es erreicht, daß sie Gottes Wort selber lesen und den Katechismus fertig hersagen konnten und gut verstanden.

Noch erfreulicher ist, daß einzelne gefördertere Gemeindeglieder zu directer Mithilfe bei der Missionsarbeit verwandt werden konnten; so z. B. der treue Schulhelfer Johannes, der dem Br. Grünberger in der Tagesschule hilft. Ein anderer, Elias, konnte nach auswärts zum Schule-

halten entsendet werden, und der lahme Josef ward von seinem Missionar nach dem etwa zehn Meilen entfernten Dorfe Heidelberg beordert, um dort Kleine und Große zu unterrichten, bis ein Missionar unserer Gesellschaft eine eigene Station daselbst errichten könnte.

Seit der englischen Besitz-Ergreifung hat Pretoria eine Garnison von 1000 Mann erhalten; es ist selbstverständlich, welche Gefahren dadurch für die Gemeinde entstanden sind. Dieselbe hielt sich bis Ende 1877 im ganzen zur Zufriedenheit: sie kam fleißig zu Predigt und Nachtmahl und war treu im Wandel; außer den Kirchenabgaben hatten die Leute 600 Mark zu einer Glocke zusammengebracht. Auswärts, 2½ Stunden zu Pferd entfernt, ist ein schöner, wasserreicher Platz, Edendale, angekauft worden, wo die auswärtigen Gemeinde-Glieder gesammelt werden sollen. Johannes, den Miss. Grünberger seinen in Treue bewährten Johannes nennt, wird zu ihnen ziehen, so daß ihre Kinder und auch sie selbst regelmäßigen Schul-Unterricht erhalten; Miss. Grünberger selbst wird von Zeit zu Zeit hinreiten.

Als Missionar Knothe in Pretoria seine Arbeit angefangen hatte, erschienen im Oktober 1867 zwei Heiden bei ihm, gesandt von ihrem Häuptling, dem bereits erwähnten Jan Kekane, der etwa vier deutsche Meilen nach Nord-Osten zu wohnte, mit der Frage, ob Br. Knothe ihnen nicht zu einem Missionar verhelfen könne. Noch vor Schluß des Jahres kam eine zweite Botschaft, desselben Inhalts. Nach Weihnachten machte Knothe sich auf den Weg, jene Leute zu besuchen. Sofort ging es an die Verkündigung des Wortes Gottes, das mit Aufmerksamkeit angehört wurde; gleich nachher ward ein Anfang mit Buchstabiren aus den mitgebrachten Lesesefibeln gemacht.

Von da ab entspann sich ein lebhafter Verkehr zwischen Pretoria und Moretäle, so hieß der Ort, wo Jan wohnte. Ein zweiter Häuptling, Molebeledi mit Namen, der ganz in Jans Nähe saß, ward mit seinem Haufen Volks auch von der Bewegung ergriffen. Sonderlich Jan Kekane selber machte Ernst, sich zum Herrn zu wenden. Nicht zufrieden mit den Besuchen, die der Missionar an seinem Wohnorte abstattete, machte auch er sich, wie schon bemerkt ist, öfter nach Pretoria auf, dort des Herrn Wort zu hören.

Durch Gottes gnädige Fügung geschah es, daß der Bauerplatz, auf welchem Jan wohnte, dem Br. Knothe zum Kauf angeboten wurde. Wohl wußten die Brüder des Transvaalbezirks, mit denen Br. Knothe die Sache besprach, daß wieder einmal die Kasse der Missionsgesellschaft Ebbe habe; daher beschlossen sie, auf gemeinsame Gefahr und durch Aufbringung der Kosten den Platz zu kaufen, und ihn zum dankbaren Gedenken an unseren seligen Wallmann, ihren unvergeßlichen und für sie immer noch unterweisenden Lehrer und Leiter,

Wallmannsthal

zu nennen. Derselbe ward im Januar 1869 Eigenthum der Missionsgesellschaft, die den gegebenen Namen gern bestätigte und dann ihrerseits allerdings noch ein Bedeutendes zur Kaufsumme zuschießen mußte.

Als nun die Eingeborenen hörten, der Ort sei nicht mehr Bauerbesitz, sondern gehöre „dem Lehrer“, kamen von allen Seiten heilsbegierige und auch nicht heilsbegierige Leute hinzu, um sich daselbst anzubauen, so daß bereits 1870 sich 160 Seelen daselbst gesammelt hatten.

Inzwischen war es möglich geworden, an dem Orte einen eigenen Missionar zu stationiren. Br. Grünberger, so eben von Europa gekommen, zog am 9. März 1869 daselbst ein und arbeitete zunächst unter der Zusicht von Br. Knothe. Schon wenige Tage darauf konnte die Schule mit 20 Kindern ihren Anfang nehmen und auch die Erwachsenen waren fleißig dahinter her, lesen zu lernen. Am eifrigsten unter ihnen war Jan Kekane, der Häuptling. Die am Vormittag gehörte Predigt wiederholte er seinen Leuten daheim am Nachmittage. Ebenso unterstützte er seinen Missionar bei den nöthigen Platzarbeiten. Weniger bescheiden zeigte sich der andere Häuptling Molebeledi. Wohl war er Ende des Jahres 1868 innerlich so weit, daß er seine Weiber bis auf eine entließ; nachher aber ging es wieder mit ihm rückwärts, und zwar je länger je mehr, ein rechtes Beispiel zu dem Worte des HErrn: „und wird nachher mit demselbigen Menschen ärger denn zuvor.“

Dies hinderte aber den Lauf des Evangeliums nicht. Jan Kekane ward schon am Tage der Einweihung der Kirche in Pretoria (10. Januar 1869) mit seinen drei Kindern daselbst getauft, und im Februar 1870 konnten wiederum 32 Seelen, darunter 12 Erwachsene, das heilige Sakrament der Taufe empfangen.

Wie schon oben mitgetheilt, wechselten die beiden Brüder Knothe und Grünberger im März 1870 mit ihren Stationen, und es kam nun Br. Knothe nach Wallmannsthal, um das ursprünglich von ihm angefangene Werk weiter zu führen. Trotz der auch hier öfter sich einstellenden Anfechtungen der Station von Seiten der Bauern, mehrten sich in Wallmannsthal wie die Einwohner, so die Heilsbegierigen.

So wurde eine Frau, Marache mit Namen, vom Worte Gottes ergriffen. Ihr heidnischer Mann versuchte alles, sie von der Taufe zurückzuhalten und wandte, als Worte nichts fruchteten, Schläge und Mishandlungen an. Sie kam klagend zu Br. Knothe, welcher ihr antwortete: „Wenn du ins Feuer gerathen bist, wirst du dann auf deinen Mann oder sonst jemand hören, der zu dir sagt: bleibe? Fühlst du das Feuer der Sünde in deinem Herzen, so flieh zum Herrn trotz aller derer, welche dich hindern wollen!“ Sie glaubte dem Worte und

besuchte trotz aller wider sie angewandten Mishandlungen den Taufunterricht auch fernerhin.

Eine treue Hülfe wurde dem Missionar der von ihm aus den Eingeborenen herausgebildete Katechet Josef Kchochontso, der als der Erste aus den Baßutho im Transvaal im Juni 1872 sein Examen bestand. Sonderlich lagen ihm die Kinderschule und die Besuche auf den heidnischen Kraalen der Umgegend ob, während Br. Knothe die regelmäßige geistliche Arbeit auf der Station besorgte, auch fernerhin Eingeborene zum Evangelistendienst heran bildete, und je länger desto mehr literarisch thätig war.

Der Häuptling Bapo, von welchem bisher immer wieder einige Leute nach Wallmannsthal gezogen waren, trieb jetzt die auf seinen Kraalen wohnenden Gläubigen aus, mit dem Bemerken, er wolle nicht, daß sie noch andere ansteckten; sie seien für ihn unbrauchbar und sollten zu Missionar Knothe gehen. Dessen ungeachtet war aber auf der Station fortwährend Gelegenheit, mit jenem Stamme, sowie auch mit anderen Heidenstämmen z. B. von Matlale, Sekukuni u. s. w., in Verbindung zu bleiben, da dieselbe gerade an dem Wege liegt, welchen alle die zahlreichen Züge der Baßutho, die nach der Colonie auf Arbeit wandern, einschlagen, und da sie außerdem der erste bewohnte Platz ist, welchen diese nach mehrtägiger Wanderung durch die Wüste antreffen und wo sie dann auch gewöhnlich rasten.

So hatten sich auf Wallmannsthal bis zu Ende des Jahres 1872 an 200 Einwohner gesammelt, von denen 89 getauft waren und 60 den Taufunterricht genossen. Da kam, ähnlich wie bei Botschabelo durch Dinkoanyane, auch hier eine Sichtung über die Station. Es war hier wie in Botschabelo im Jahre 1872 das sogenannte „Platzgesetz“ eingeführt worden, wonach von den Bewohnern gewisse Dienste und Abgaben geleistet werden sollten. Obgleich selbiges auch von Kekane willig angenommen worden war, so nahm doch das im Innern schlummernde Verlangen nach völliger Unabhängigkeit an dem Platzgesetz den ersten Anlaß zur Unzufriedenheit. Diese Gedanken wurden geschürt durch die im ganzen Lande damals umgehenden Selbständigkeits-Gelüste der Eingeborenen. Die veränderte Stimmung des Häuptlings zeigte sich bei einzelnen Vorkommnissen auf der Station, wo er jetzt, anders wie seither die alten, leider meist immer mit dem Heidenthum verquickten Sitten in Brauch und Übung zu halten suchte, bis er endlich in einer seinem Missionar ganz unerwarteten Weise sich als einen solchen zeigte, der innerlich schon länger am Glauben Schiffbruch gelitten haben müsse. In wahrhaft teuflischer Weise suchte er auf seinen Lehrer einen schmutzigen Verdacht zu werfen, der sich — selbstverständlich — bei sofortiger Untersuchung, welche vom Superintendent unter Zuziehung einiger anderer Missionare und hervorragender

eingeborner Christen aus mehreren Gemeinden angestellt wurde, als ganz grundlos und erlogen erwies. Was Kekane damit eigentlich zu erreichen hoffte, ist schwer zu sagen. Das Ende war, daß er mit einem seiner Helfer des Platzes verwiesen wurde. Auch hier zeigte sich das angeborne Abhängigkeitsgefühl der Eingebornen vom Häuptlinge: die meisten Heiden und auch mehrere Christen gingen mit ihm, so daß die Station mehr als die Hälfte ihrer Einwohner verlor. Der arme Jan hat mehrmals schwache Anstrengungen gemacht, den Bann, unter welchen er gerathen war, von sich abzuschütteln; es ist ihm leider nicht gelungen. Bald zeigte er sich als der Sünde verfallen, welche er seinem Lehrer anlügen wollte; das Branntweinsaufen kam hinzu, und — wie bei Molebeledi geschehen: es ward mit ihm ärger denn zuvor. In letzter Zeit hat er, ohne nämlich ein anderer geworden zu sein, Anknüpfung mit einem Missionar der Wesleyaner gesucht. Von seinen Leuten kam etwa der dritte Theil nach und nach wieder reumüthig nach Wallmannsthal zurück.

An Stelle der Weggegangenen zogen im September 1873 etwa 300 Seelen unter ihrem Häuptling Selape auf die Station: richtige, urwüchsige Heiden, denen es gar nicht um Gottes Wort zu thun war, sondern die nach dem alten deutschen Sprüchwort, daß unter dem Krummstabe gut wohnen sei, dort um Aufnahme baten. Überdies waren früher hier die Ursitze des Kafferstammes der Matebelen, von welchem die bedeutenden Stämme der Häuptlinge Mapocho, Sebetiäle, Mapäla (oder Mankopane) sich abgezweigt haben. In letzter Zeit haben auch von ihnen sich manche aus innerem Trieb zur Kirche und selbst zum Taufunterricht eingefunden.

So ging auch hier nach jenem reinigenden Gewitter die Arbeit im Segen weiter. Eine schöne neue Kirche wurde gebaut, der bald der Bau eines neuen Schulhauses folgte, beides fast ganz allein durch die Arbeit und Beiträge der Stationsleute. Die Gemeinde hat Gottes Wort und Haus lieb, und wuchs stetig weiter und tiefer. Auf verschiedenen Höfen fand abwechselnd Morgenandacht statt; die Gebete wurden der Reihe nach von den getauften Männern gehalten. Ab und zu hatte Missionar Knothe das süße Amt, wirklich erschrockene Sünderherzen mit dem Wort der Gnade zu trösten, so z. B. einen jungen Burschen, welcher schwer erkrankte, dessen Gewissen dann aufwachte und der seine Krankheit als eine Folge seiner besonderen Sünde erkannte. — Kürzlich als er eines Sonntags in den Hof des kranken Zacharias Lekoto eintrat, fand er die Thür des Hauses verschlossen und hörte, daß an dem Sterbelager eine Gebets-Versammlung gehalten wurde. Da hat er sich dann, außen an der Thüre knieend, recht erfreuen können an dem demüthigen, gläubigen, herzlichen und ergebenen Gebete, welches von einem der Christen gesprochen wurde.

Die Zahl aller Platzbewohner war auf 700 angewachsen, von denen 223 im eigentlichen Kirchdorfe wohnten.

Drei Viertel Jahr früher als die Station Wallmannsthal war die Station

Tschuanêng (später **Neu=Halle** genannt)

angelegt worden (19. Juni 1869). Dieselbe lag etwa 10 deutsche Meilen nordwestlich von Pretoria. Schon 1867 unterhandelte Miss. Sachse, nachdem der am Flusse Tschuane wohnende Häuptling Saul gegen Director Dr. Wangemann seine Willigkeit und seine Freude, einen Berliner Missionar bei sich aufzunehmen, ausgesprochen hatte, mit der Transvaal=Regierung über die Erlaubnis, dort eine Station gründen zu dürfen. Im Jahre 1868, nach seiner Rückkehr aus Natal, wo er sich mit einer Tochter des Missionars Döhne verheirathet hatte, erlangte Sachse jene Erlaubnis. Zugleich verständigte er sich mit den angesehensten unter denjenigen Bauern, welche ein Besitzrecht an das Land, wo Saul wohnte, und demnach gewissermaßen auch an dessen Leute, zu haben behaupteten.

Saul hatte sich früher sehr freundlich gezeigt und hatte viele Versprechungen gemacht, wie er sorgen wolle für Wasserarbeiten, Steineformen, Holzfällen, Grasschneiden und =anfahren. Als aber Miss. Sachse anzog, hielt er nichts von alledem. Vielmehr that er ihm allerlei zuwider, und seinen Leuten sagte er: „Der Lehrer verdirbt das Land"; ja er berieth sogar mit seinen Leuten, wie viel Stück Vieh er wohl bezahlen müsse, um den Missionar zum Wegziehen zu bewegen. Da traten aber etliche derselben gegen ihn auf und sagten ihm, wenn er das Wegziehen des Missionars durchsetze, so gingen sie auch und blieben wo der Missionar bliebe; übrigens sei der Lehrer nicht hierher gekommen, Vieh zu holen, sondern um das Wort Gottes zu lehren. Das jagte dem Häuptling wohl Furcht ein, machte ihn aber der Missionsarbeit nicht günstiger gestimmt. Somit gab es, soweit der Häuptling in Betracht kam, einen schweren Anfang. Und auch nach anderer Seite hin lagen die Verhältnisse so schwierig wie sonst auf keiner unserer Stationen. Der Häuptling behauptete, den Grund und Boden, welchen er bewohne, für sich und sein Volk durch Vermittelung des ihm übergeordneten Feldkornets gekauft zu haben, und zwar für 88 Stück Großvieh. Der Sohn des letzteren behauptete dagegen nach dem Tode seines Vaters, die 88 Stück Vieh seien ein Geschenk Sauls an seinen Vater gewesen, und brachte vielmehr ein von Sauls Vorgänger unterzeichnetes Document zum Vorschein, wonach derselbe (natürlich ohne im Stande gewesen zu sein, es zu lesen), sich verpflichtet hatte, so lange er hier wohne, für eine bestimmte Anzahl

Bauern, welche ihrerseits behaupteten, die Eigenthümer des Platzes zu sein, unentgeldlich zu arbeiten. Die aus diesen schwierigen Verhältnissen hervorgehenden Streitigkeiten zogen sich fortwährend als eine rechte Plage durch das Leben des Missionars wie der Leute hin. Sah der Häuptling, daß er nur durch Dazwischenkunft des Missionars seinen Drängern, den Bauern, gegenüber, etwas Luft gewinnen könne, so näherte er sich demselben, besuchte die Kirche und zeigte sich auch sonst ihm geneigt. Hatte er das Gewünschte erhalten, so war er in echt heidnischer Undankbarkeit ganz der alte, feindlich gesinnte Mann, der dem Missionar, so viel er konnte, hinderlich war.

Trotzdem gab der HErr seinen Segen zur Arbeit. Eine Abendschule konnte eröffnet werden und bald war es ein Häuflein von 20—30 Männern, die mit Ernst nach Gottes Wort fragten. Neun aus ihnen meldeten sich zum Taufunterricht.

Einer aus ihnen, Buschmann mit Namen, sollte die heilige Taufe nicht mehr erleben. Mitte März 1869 klagte er über Kopfschmerzen. Sachse gab ihm Arzenei. Er aber sprach von seinem bevorstehenden Tode. Das Wort vom Leiden und Sterben unseres Herrn Jesu hatte er im treuen Herzen bewahrt, die Auferstehungsgeschichte hatte er sich, da er nicht mehr zur Kirche kommen konnte, von Andern erzählen lassen. Eine Zeit lang war er so weit genesen, daß er wieder an seine Arbeit ging. Da plötzlich, am 2. April, ward Br. Sachse zu ihm gerufen. Das Todtengeheul der Weiber scholl ihm entgegen, — Buschmann war heimgegangen. Still und friedlich lag er da. Br. Sachse freute sich seiner als eines ersten Samenkornes, denn der Verstorbene hatte oft zu ihm sich so ausgesprochen, daß er fest glaube, Jesus Christus sei in die Welt gekommen, die Sünder selig zu machen. Auf diesen Glauben hatte er auch einen seiner Freunde, der ebenfalls den Herrn suchte, bis zu seiner Abschiedsstunde ernst hingewiesen.

Ein anderes Ende hatte ein alter Zauberer in demselben Jahre 1868. Br. Sachse schreibt darüber:

Es ist in diesem Jahre auch ein alter Zauberer gestorben. Er war für sein Volk ungefähr dasselbe, was weiland sein College Simon von dem in der Apostelgeschichte 8, 9—11 erzählt ist, für das samaritische Volk war. Er war der Haupt-Regenmacher, -Doctor, -Hagelverjager, -Heuschreckenvertreiber. Der lag mehrere Tage im Sterben und konnte nicht sterben. Am letzten Tage vor seinem Tode rafft er sich noch einmal auf, reißt alles ab, was er am Leibe hat und wirft es von sich, indem er schreit: Feuer! Feuer! da ist Feuer! groß Feuer! Alle schrecken auf, die bei ihm sind. Auf Befragen giebt er aber keine Antwort als: Feuer! Da haben Mehrere gesagt: Hört ihr's! es wird doch wohl wahr sein, was der Lehrer vom Feuer erzählt hat.

Sonntag Exaudi 1870 konnte Br. Sachse seine fünf Erstlinge taufen. — Bald darauf trat ein Häuptlingswechsel ein. Saul hatte bisher nur als Vormund des eigentlichen, nun herangewachsenen Häuptlings die Würde bekleidet. Beinahe wäre es zum Kriege gekommen, der zumeist durch Br. Sachses Dazwischenkunft verhindert wurde. Wie so oft, war der neue Häuptling, Maubane mit Namen, des Missionars Freund und zeigte sich als einer, der auch Gottes Wort aufsuchte. Aber — das Wort des Herrn: „Niemand kann zween Herren dienen", zeigt sonderlich bei den Häuptlingen gar bald seine Wahrheit. Bald konnte er den Bitten, Vorstellungen und Drohungen der Heiden nicht widerstehen und ward ein Feind des Wortes und derer, die es lieb hatten.

Im folgenden Jahre, 1873, zeigte es sich, daß man um den Plagereien der Bauern zu entgehen, von dort wegziehen müsse. Durch Vermittlung Br. Sachse's ward für das ganze Volk Maubanes da, wo ihre Väter früher gewohnt hatten, auskömmlich Grund und Boden gekauft. Auch unsere Missions-Gesellschaft erwarb zur Anlegung der Station daselbst einen halben Bauerplatz. Wiederum gab es viel Arbeit des Umziehens, des Bauens u. s. w. Doch bauete sich nun die Gemeinde auf dem eigentlichen Stationsgrunde, getrennt von den Übrigen, an. Bald waren dies mehr als 80 Personen; mit 30 Kindern konnte eine Tagesschule eröffnet werden. Und ob auch hier noch mancher Strauß mit dem Häuptling ausgefochten werden mußte, dem es zeitweise gelang, selbst die Gemeindeglieder wieder zu einer gewissen Anerkennung seiner Herrschaft zu bringen, und ihm demgemäß ohne Noth und in unkluger Weise Gehorsam zu leisten, so hat sich in letzter Zeit das Verhältnis durchaus zu Gunsten des Evangeliums gestaltet.

Matschie,

einer der größten Unterhäuptlinge des Maubane, nimt jetzt die Theilnahme der Missionsfreunde besonders in Anspruch. Jahre lang zeichnete sich derselbe durch seinen Haß gegen das Evangelium aus. Er war es, der dem Häuptling am meisten zusetzte, auf dem neuen Wohnplatze das alte Kafferthum in den alten Flor zurückzubringen, und deshalb namentlich alles Lehren und Lernen mit Gewalt zu hindern. Auch persönlich trat er dem Miss. Sachse oftmals feindlich gegenüber. Plötzlich aber kam dieser Mann zur Kirche, einmal, wiederum, regelmäßig, und nicht allein, sondern mit mehreren Männern und Frauen seines Kraales. Da rief ihn der Capitän und machte ihm die heftigsten Vorwürfe. Matschie aber erwiderte ihm: „Gottes Wort ist Wahrheit und keine Lüge. Ich habe erst angefangen zu hören, will aber mehr davon

hören. Ich werde deshalb immer nach der Kirche gehen, und von meinen Leuten kann gehen, wer will. Du aber betrügst uns, daß du sagst, du machst für uns Regen, denn Gott allein giebt Regen. Rechne also nicht mehr darauf, daß ich dir deinen Regen bezahle; du kannst deinen Regen für dich behalten." Und wodurch ist diese Änderung bei Matschíe hervorgebracht worden? Durch einen Christen seines Kraales, der nicht müde wurde zu sagen: „Komm und höre selbst."

Seit Anfang 1877 hatten regelmäßig alle Sonntag Massen von Männern und Frauen aus dem Volke, das auf dem Platze des Häuptlings wohnte, dem Gottesdienste beigewohnt. Das hatte längst den Zorn desselben rege gemacht und so ward denn durch ein Gesetz verordnet, daß an den Beschneidungs-Feierlichkeiten jenes Jahres jedermann ohne Ausnahme Theil nehmen solle; hingegen dürfe niemand mehr in die Kirche gehen bei Verlust von Hab und Gut und Frau und unter Androhung von Schlägen. Dann ließ der Häuptling die Leute einzeln kommen, weil er meinte, dieselben so eher einschüchtern zu können; er verlangte von ihnen außerdem Auslieferung ihrer Bücher. Mit einzelnen Ausnahmen standen aber alle fest, und doch waren es meistens Leute, die noch nicht getauft waren, ja auch solche, die sich noch nicht zum Tauf-Unterricht gemeldet hatten. Auch der Unterhäuptling Matschíe war dabei. Der Häuptling drohete, er würde ihm Frau, Vieh und Besitz abnehmen. Drauf erwiderte Matschie: „Das mußt du dir dann selbst holen, bringen werde ich dir nichts."

In der Nacht vor dem Palmsonntag ward Miss. Sachse durch Lärm draußen vor dem Hause aus dem Schlafe geweckt. Da lag vor seinem Hause ein Mensch lang ausgestreckt auf der Erde. Es war Johannes, ein treuer Christ, durch welchen die Feindschaft gegen das Evangelium auf seinem Kraale gebrochen ward, durch welchen auch Matschie zum Gehör des Wortes Gottes bewogen worden war; derselbe stand nebst mehreren andern Männern auch dabei. Johannes hatte sollen zur Beschneidung kommen, hatte es aber nicht gewollt trotz vieler Drohungen. Da war er in jener Nacht überfallen und hinaus geschleift worden, und es ward bereits darüber verhandelt, ob man ihn kreuzigen solle. Inzwischen ward er von den Wohnungen weggeschleift nach einer freien Stelle und während dessen hieb alles auf ihn mit Stöcken, Ruthen, Kirris, bis er zusammenbrach und das Bewußtsein verlor. Sicherlich hätten sie ihn getödtet, — da aber kam plötzlich Matschie dazu, und nun stob alles aus einander. Johannes war über und über mit Wunden bedeckt und konnte kaum sprechen. Auf Sachses Befragen sagte er, in seinem Herzen sei er ruhig; er wisse, daß er um seines Glaubens willen so gemishandelt wäre. Erst am vierten Tage war er im Stande, sich mühsam nach Hause zu schleppen. In Folge jener gegen Johannes begangenen Grausamkeit

erklärten die Gläubigen von dem Missionsplatz und von des Häuptlings Kraal in feierlicher Versammlung dem Maubane ihre Lossagung von ihm und seiner Herrschaft. Ihr ganzes Benehmen, ihr Reden, ihre Haltung war dabei so tactvoll, daß Miss. Sachse seine große Freude daran hatte. Der Häuptling und seine Anhänger wurden hierdurch bewogen, nicht mehr Böses der Art auszuführen, wie sie dies eigentlich im Sinne gehabt hatten.

Matschíe hatte viel in die Schanze geschlagen um des HErrn willen: sein Vieh, Hab' und Gut waren verloren, wenn ihn die Regierung nicht schützte, was kaum zu erwarten war; so war auch sein Rang und seine Stellung verloren, wenn er auf den Missions-Platz zog. Er wünschte dies sehr und hatte schon Anstalten zum Bauen getroffen. Da weigerte sich aber die Gemeinde, ihn aufzunehmen: er habe zwei Frauen, von denen die eine, selbst nach heidnischem Recht, ihm nicht zukomme, da er sie früher mit Gewalt sich genommen hatte; diese müsse er zurücklassen, sie dürften den Heiden keine Ursache zur üblen Nachrede geben. Matschíe seinerseits weigerte sich, die Frau zu entlassen: sie solle gar nicht mehr seine Frau sein, sondern nur hier wohnen, weil sie gerne Gottes Wort höre. Das wollten aber die Leute nicht zugeben, weil sie wußten, wie sehr Matschie gerade an diesem Weibe hinge: sie verwiesen ihn deshalb an Miss. Sachse. Derselbe urtheilte ganz wie die Gemeinde.

Nach kurzer Zeit zog Matschie von dem Missionsplatz weg und wieder nach seinem Kraal zurück. Aber wie war er ein anderer geworden! Nicht mehr der frische, fröhliche Mann von vorher, sondern wie zerbrochen und schlaff in seinem ganzen Wesen. Noch ist er ja nicht verloren, aber die Gefahr ist groß: Maubane hat ihn mit offenen Armen aufgenommen und nennt ihn seinen liebsten Genossen, dem niemand seine Frau nehmen dürfe, so lange er bei ihm bleibe. Noch kommt er Sonntags zur Kirche, wenn auch nicht regelmäßig — vielleicht bezwingt ihn da Gottes Wort aufs neue. Und die Gebete der Gläubigen für ihn sind auch eine Macht.

Der Kirchenbesuch hatte zugenommen, der Raum war, trotz einer Vergrößerung, viel zu klein. Es hatten sich auch wieder mehrere zum Tauf-Unterricht gemeldet, in demselben befanden sich über 30, davon ein Drittel aus dem bei Maubane wohnenden Volke. Es gab im zweiten Halbjahre 1877 viel Krankheit, häufig unter beängstigenden Erscheinungen; die Kranken wurden aber Tag und Nacht mit rührender Sorgfalt von den andern leiblich und geistlich verpflegt. Zwei junge kräftige Männer starben im Glauben an ihren Heiland, mit der Gewißheit der Vergebung der Sünden und mit der Hoffnung auf das ewige Leben in Freuden ohne Leid. — Zum Begräbnis machten die

Leute erst einen Schacht, und dann seitwärts eine Kammer; dorthinein setzen sie den in Felle genäheten Leichnam, und verschließen dann die Öffnung mit flachen Holzscheiten wie mit einer Thür. Dann wird der Schacht wieder zugeschüttet. So wird die Leiche nirgend unmittelbar von der Erde berührt und ist doch sicher vor den Leichenräubern.

Eben wollte die Gemeinde sich daran machen, eine ordentliche größere Kirche zu bauen; eine Glocke, die über 2600 Mark kostete, hatte sie aus eigenen Mitteln bereits angeschafft.

Das erste Gesuch, in der zweiten Hauptstadt von Transvaal, in

Potschefstroom,

eine Station unsererseits einzurichten, kam im Jahre 1870 von dort wohnenden Farbigen an unseren Missionar Knothe nach Pretoria: Herr Ludorf, bisher an jenem Orte wesleyanischer Missionar, habe die Bedienung einer weißen Gemeinde übernommen, könne somit sich der Farbigen nur sehr wenig annehmen und wünsche selber, daß die Missionsarbeit in die Hände der Berliner Missionsgesellschaft übergehe.

Näher trat uns die Angelegenheit, als Br. Moschütz, in Makapanspoort eben von schwerem Krankenlager aufgestanden, eine Erholungsreise nach dem Freistaat unternahm, wobei er (im August 1871) Potschefstroom berührte.

Er fand dort ziemlich verwickelte Verhältnisse vor. Wohl mochten in der bedeutenden Stadt und in der Umgebung derselben 400 bis 500 Farbige wohnen, die den verschiedensten Nationalitäten Südafrikas angehörten, und aus denen heraus sich eine kleine Christengemeinde gebildet hatte. Es war aber keine Einigkeit unter ihnen. Die größere und ernstere Hälfte wünschte mit ihrem früheren Seelsorger, Herrn Ludorf, das Hinkommen eines Missionars unserer Gesellschaft; die übrigen, geistlich bedient von einem früher sehr verdienten, jetzt aber in große Verwirrung der Geisteskräfte gefallenen farbigen Schulmeister, Namens David, wollten die Verbindung mit den Wesleyanern festgehalten wissen.

Die angeknüpften Verhandlungen mit dem Superintendenten der Wesleyaner hatten das Ergebnis, daß Br. Moschütz am 28. März 1872 nach Potschefstroom übersiedelte.

Im ersten Gottesdienste konnte er den Leuten einen Brief ihres inzwischen heimgegangenen früheren Missionars, des Herrn Ludorf, vorlesen, wodurch selbiger ihn als seinen Nachfolger bei der Gemeinde einführte.

Etwa die Hälfte derselben, aus 14 erwachsenen Gliedern bestehend, nahm ihn freudig auf und hielt sich zu ihm; die andern blieben in der Pflege Davids, der freilich je länger desto weniger der Aufgabe, einer

Gemeinde vorzustehen, genügen konnte. So ward es möglich, daß später ein Weißer, de Beer mit Namen, der schon Verschiedenes unternommen und nirgend ausgehalten hatte, ihm und den Wesleyanern die Leute abwendig machte. Da es dem de Beer nur darauf ankam, von den Leuten unterhalten zu werden, so ließ er in der „Gemeinde" (!?) es gehen, wie es wollte; ja er mußte es geschehen lassen, daß ein Säufer, der dabei noch mehrere Weiber hatte, das große Wort führte.

So betrübend dies war, so hatte es andererseits den Segen, daß die ernsteren Leute, denen es wirklich um ihrer Seelen Seligkeit zu thun war, je länger je mehr unserer Gemeinde sich anschlossen.

Bald zeigte sich der Segen der treuen und fleißigen Arbeit des Br. Moschütz. Die Weißen, welche zum großen Theil sein Hinkommen mit Mistrauen betrachtet hatten, gewannen bald Zutrauen zu seiner Persönlichkeit, und gar manche veranlaßten selber ihre Dienstleute, zur Kirche zu gehen. Auch der Landdrost stellte für die Gottesdienste ein leerstehendes Regierungsgebäude mehrere Jahre lang zur Verfügung. Die Schule konnte mit 20 Kindern, deren Zahl bald auf 30 heranwuchs, sofort begonnen werden. Zur Taufe meldeten sich 25 Erwachsene. Nur noch $2^1/_2$ Jahr war es dem Br. Moschütz vergönnt, hier zu arbeiten; dann rief der HErr ihn heim. In dieser Zeit hatte er in Summa 38 Seelen, Kinder und Erwachsene, durch die heilige Taufe der Gemeinde einverleiben können.

Unter diesen Täuflingen war eine alte Frau,

Saleja

mit Namen. In ihrer Jugend war sie Sclavin gewesen, die, als der Missionar sie kennen lernte, durch und durch selbstgerecht war und ebenso die Sünden ihrer Familie beschönigte, und die auch nicht das Geringste von Gottes Wort wußte, obgleich sie regelmäßig die Kirche besuchte. Auf alle seelsorgerischen Fragen gab sie meist nur ein „Ja, Mynheer!" zur Antwort. Br. Moschütz schreibt: „Ich sahe, daß dies felsenharte Herz nur durch ein Wunder der göttlichen Gnade erneuert werden konnte. Und dies kam früher, als ich erwartete. Die starke Frau fing an zu kränkeln und mußte sich aufs Krankenbett legen. Hier nahm der Heilige Geist sie in seine Schule. Bei meinen Krankenbesuchen nahm ich bald eine Veränderung hinsichtlich ihres inwendigen Menschen wahr. „Ich bin eine große Sünderin, der Herr Jesus ist aber auch für mich gestorben. Ich weiß, ich muß sterben, darum mache ich mein Herz ganz los vom Irdischen. Nur möchte ich noch getauft werden." Das waren mir ganz neue, nie von ihr gehörte Worte. Etliche Tage darauf habe ich ihren Wunsch erfüllt. Nach der Taufe war die alte Anna (den Namen hatte sie bekommen) immer vergnügt in ihrem Gott. Trotz der vielen Schmerzen kam nie ein Wort der

Klage über ihre Lippen. Trat ich unerwartet zu ihr, so hörte ich sie meist den Vers lallen: Jesus nimt die Sünder an, oder von Gnade sprechen. Rührend waren die Vermahnungen zu hören, die sie ihren Kindern ertheilte. Selig ging sie heim."

Als die Kräfte des Br. Moschütz je länger je mehr abnahmen, ward Missionar Köhler, bisher auf Malokâng, zu seiner Hülfe nach Potschefstroom gesandt. Er kam eben noch zurecht, ihm die Augen zuzudrücken. Am 8. October 1874, nur wenige Stunden nach Köhlers Ankunft, ging er heim.

Br. Köhler ging sofort frisch in die Arbeit, und die Gemeinde wuchs ferner langsam und stetig. Freilich mußte öfter ernstlich gegen allerhand Klatschereien, gegen Lüge, Unzucht und Trunksucht mit Ermahnungen und kirchlicher Zucht vorgegangen werden.

Schon Br. Moschütz hatte die ersten Einleitungen zu einem Kirchbau getroffen; sein Nachfolger nahm denselben sofort in Angriff. Die Gemeindeglieder halfen fleißig dabei, durch Arbeit wie durch Geldbeiträge. Am Himmelfahrtstage 1875 ward der Grundstein gelegt und im November 1877 konnte die fertige Kirche eingeweiht werden; die kleine Gemeinde von nur 41 Erwachsenen hatte dazu 5000 Mark beigesteuert. 33 Personen befanden sich Ende 1877 im Taufunterricht.

Heydelberg

ist ein kleines Dorf der Weißen, auf welchem und in dessen Nähe eine ziemliche Anzahl farbiger Leute wohnten. Auch von dort waren wiederholt an unseren Bruder in Pretoria Gesuche gekommen, sie mit einem eigenen Missionar zu versorgen. Da dies nicht sofort sich thun ließ, so kam Missionar Grünberger jenen Bitten in soweit entgegen, daß er ihnen für einige Zeit einen gläubigen Getauften, Elias mit Namen, zusandte. Auch ging er 1874 und 1875 selber hin und hielt ihnen Gottesdienst. Die dortigen Leute bezeugten soviel Verlangen nach Unterweisung, daß Br. Grünberger ihnen 1875 einen ständigen Schulmeister zusenden mußte, Josef mit Namen, der ihre Kinder unterrichten und die Erwachsenen soweit zur Taufe vorbereiten sollte, daß die genügend geförderten Leute dann nur noch einen abschließenden Unterricht in Pretoria durchzumachen hätten.

Die Sachen ließen sich daselbst so gut an, daß das Comité beschloß, einen Missionar hinzusenden. Br. Düring, bisher in Leidenburg, zog am 25. September 1875 dort ein.

Freilich zeigte es sich dem Missionar jetzt bald, daß trotz des äußeren Verlangens nach Unterricht und trotz des Gebrauches, den man von der Unterweisung der bisher dort thätig gewesenen National-

helfer gemacht hatte, noch große heidnische Rohheit und viel Sündendienst vorhanden war. Auf dem zum Wohnen für Farbige von der Regierung angewiesenen Gebiete (Lokation genannt) fand er 10 Familien vor, bei denen 15 junge Männer und Mädchen in Schlafstelle waren. Die andern wohnten als Dienstboten bei ihren Herrschaften. Getaufte fand er sieben, die aber alle ihres Christenthums so wenig würdig wandelten, daß sie als Ausgeschlossene angesehen werden mußten.

Es ward zunächst von Seiten der Missions-Gesellschaft ein Grundstück erworben, das für Haus und Garten wie für den später vorzunehmenden Bau von Kirche und Schule und außerdem noch für eine beschränkte Anzahl farbiger Familien Raum gewährte. Ein kleines Häuschen stand auf diesem Grundstück, so daß Düring dorthin übersiedeln konnte. So lange hatte er sehr kümmerlich zur Miethe gewohnt.

Bald fing der Missionar mit 22 Oorlamschen den Taufunterricht an. Aber Neujahr 1876 sah er sich genöthigt, 15 von ihnen wieder zurückzustellen, weil sie das Neujahrsfest mit Völlerei, Spiel und Tanz gefeiert hatten.

Die Arbeit an den Oorlamschen im Dorf ist indeß nur ein Theil der Aufgabe des Missionars. Etwa eine halbe Meile davon wohnt ein Haufe Baßutho unter ihrem Häuptling Sebóko. Bei diesen Leuten war viel Verlangen nach Unterweisung und 16 Katechumenen fanden sich zum Taufunterricht ein. Freilich waren sie im geistlichen Leben noch so weit zurück, daß 12, als der Missionar ihre Dienste nöthig hatte, höheren Lohn als den sonst üblichen von ihm zu fordern, sich nicht scheueten. Erst auf Dürings ernstliche Vorhaltung sahen sie ihr Unrecht ein und baten um Verzeihung.

Die größte Freude hatte Br. Düring an seinem am Vaalfluß 12 Stunden Reitens, d. h. etwa 16 deutsche Meilen, von Heidelberg entfernt gelegenen Filiale. Dort wohnte unter dem Häuptling Jan Morache ein Häuflein Baßutho, die mit großer Energie selbst angefangen hatten, sich gegenseitig im Lesen und in Gottes Wort zu unterweisen und welche die fast 20 Meilen weite Entfernung nach Botschabelo nicht scheueten, um in Häuflein von 6 bis 8 Erwachsenen sich daselbst sechs und mehr Monate lang aufzuhalten, um Kirche und Taufunterricht so lange zu genießen, bis sie getauft werden konnten. Waren sie dann nach Hause zurückgekehrt, so kamen andere an deren Stelle.

Auch von Botschabelo aus waren diese lieben Leute sowohl von eingeborenen Evangelisten wie von dem Missionar Winter besucht worden, jetzt aber wurden sie der Pflege Bruder Dürings zugewiesen.

Als derselbe sie das erste Mal besuchte und sich als ihren Lehrer ihnen vorstellte, brachen sie in großen Jubel aus. Ein Mann äußerte: „Ich war so hungrig, als ich soeben aus dem Felde zurückkehrte; nun ich dich aber sehe, spüre ich keinen Hunger mehr.“

Am andern Morgen brachten ihm die Leute durch das Singen des Chorales „Jerusalem, du hoch gebaute Stadt" und noch zweier anderen Choräle ihren Morgengruß und zogen dann still wieder ab, wie sie gekommen waren. Dem Gottesdienste wohnten sie mit großer Aufmerksamkeit bei und bei der gehaltenen Katechisation zeigten sie sich in der biblischen Geschichte wohlbekannt. Bald nachher zogen mehrere nach Heidelberg, um dort völligern Unterricht zu erhalten.

In der Mitte des Jahres 1877 hatte Missionar Düring starkes Blutbrechen und war in Folge dessen längere Zeit leidend. Während dieser Krankheit sammelte Johannes Sebóko die Baßutho des Sonntags um sich und theilte ihnen Gottes Wort aus, so gut er es vermochte.

In diesem letzten Jahre 1877 gab die junge Gemeinde manchen Beweis der ersten Liebe. So waren die jungen Christen z. B. sehr streng in den sogenannten Mitteldingen: sie wollten alles aus dem Heidenthum Hergebrachte gern fahren lassen, wenn der Herr es fordere. In der großen Dürre fanden sie sich aus eigenem Antriebe zu gemeinschaftlichen Betstunden auf ihrem Kraale zusammen. Ein Kirchlein ward ohne Beihülfe der Hauptkasse aufgeführt; dazu brachte einmal ein Dienstmädchen 10 Mark, gewöhnlich gab sie monatlich 2 ½ M. Die Leute von Sebókos Kraale versammelten sich jeden Sonntag Nachmittag und wiederholten die Predigt, geleitet durch Johannes Seboko und Jesajas Mere.

Von den Leuten am Vaalfluß ist nun auch der Häuptling Jan Morache getauft; 15 Leute von dort hatten sich wieder zum Tauf-Unterricht gemeldet; Paulus Malebo sollte sie biblische Geschichte und den Katechismus lehren. In Heidelberg selbst befanden sich 48 im Tauf-Unterricht, 18 Baßutho und Oorlams waren kürzlich neu hinzugekommen.

In Folge des letzten Krieges gegen Sekukuni hatten sich etliche Unterhäuptlinge desselben, die seiner Tyrannei überdrüssig waren, mehr oder weniger frei gemacht. Das wollten unsere Transvaalschen Missionare gern benutzen. Und so war auf ihrer 1876 gehaltenen Synode beschlossen worden, wo möglich neue Stationen dort anzulegen und so dem Hauptgebiet Sekukunis immer näher zu rücken.

So hat denn

Pata metsane,

ehedem eine Berliner Station im Bapedi-Lande, (s. S. 146. 150) im Jahre 1877 wieder erneuert werden können. Es geschah das durch den jungen Missionar Posselt III (Otto P., geb. zu Berlin), welcher bis dahin Lehrer der Kinder auf der Station Waterberg gewesen war.

Im Januar verabschiedete er sich dort von seinen Schulkindern und von der Gemeinde, und richtete seinen Weg zunächst nach Botschabelo, von wo er zwei Christen, Moses und Jakob, als Begleiter mitnahm. Nach einigen Tagen kamen sie ins Buschfeld und dann aufs Hochfeld, wo meilenweit kaum ein Baum zu sehen war und wo nur ein wogendes Grasmeer sie umgab. Über Fort Weber gelangten sie endlich am 28. Februar auf dem Platze der alten Station Pata metsane an.

Dort herrschte Lekcholane, eine Schwester Sekukunis und Wittwe des Sohnes des verstorbenen Häuptlings Maßerumule, unter welchem früher 1863 die Station Pata metsane angelegt worden war. Lekcholane herrschte aber für ihren minderjährigen Sohn Theodor Bürgers Masserumule, auf welchen Namen, mit den ihm die Bauern benannten, er sich nicht wenig einbildete. Als Posselt vor Lekcholane erschien, um mit ihr über seine Niederlassung auf dem alten Stationsplatze zu verhandeln, da betrachtete sie ihn vom Kopf bis zu Fuß mit wohlgefälligen Blicken. „Er hat Augen der Unseren, so sprach sie, kleine schwarze Augen, nicht solche wie die Makchoa (Bauern) haben.“ Dennoch suchte sie ihn wegzucomplimentiren und dem benachbarten Unterhäuptling Lekchoelere zuzuweisen; derselbe aber flüchtete sich hinter die Macht und den Willen der Lekcholane: „Lekcholane ist König; was sie sagt, ist gut. Sagt sie: Du sollst bleiben, so ist es gut; sagt sie: Du mußt gehen, so ist es auch gut.“ Nochmals versuchte Lekcholane einige Ausflüchte; dann gab sie ihre Einwilligung.

Die Stätte der alten Station sah jetzt recht verwüstet aus. Ehe der Krieg zwischen Sekukuni und den Bauern begann, standen das Kirchlein und die anderen Missionsgebäude noch allesamt. Jetzt aber war alles niedergerissen. Die vielen schönen Bäume waren erst vor kurzer Zeit umgehauen; die Quelle war durch das Vieh zertreten worden und mit Schilf verwachsen.

Am 4. März 1876 ward wieder der erste Gottesdienst gehalten: 8 Männer stellten sich zu demselben ein; die Zahl derselben mehrten sich aber Sonntag für Sonntag in sehr erfreulicher Weise bis 150; im Taufunterricht befanden sich Ende 1877 von dem Volke des Häuptlings 20. Hauptsächlich fand das Wort Gottes bei dem Häuptling Moreoane (2 Meilen entfernt) eine gute Statt; er selbst, seine große Frau und ein großer Theil seines Volkes waren dem Worte Gottes zugethan; bereits hatten sich 50 zum Taufunterricht gemeldet. Martinus Sewuschane, der bewährte Bekenner von Botschabelo, hielt sich vorübergehend bei Moreoane auf; es könnte aber vielleicht geschehen, daß er sich dort bleibend niederließe, was für den Missionar eine große und erwünschte Hülfe sein würde.

Leider brach im Anfange des Jahres 1878 Sekukuni im Verein

mit seiner Schwester Lekcholane gegen die beiden benachbarten Unterhäuptlinge Lekchoelere und Pokoane los und seine Schaaren mordeten unter den Leuten derselben. Sie wollten auch Posselts Haus abbrennen; Lekcholane aber gestattete dies nicht und ließ zugleich alle noch übrigen Sachen, welche Bruder Posselt nicht nach Ga Matlale geflüchtet hatte, zu sich hinauf in den Berg holen. Auch hatte eine Anzahl Katechumenen Tag und Nacht Posselts Haus bewacht, damit es die Sekukunischen nicht niederbrennen könnten.



Martinus Sewuschane.

Der Besuch der Gottesdienste ging unter diesen Unruhen ganz außerordentlich zurück. Am letzten Sonntag im März 1878 kamen nur 13, und das waren meist Katechumenen, welche auch sonst immer gekommen waren. Doch nur getrost: Sekukunis Macht wird bald ein Ende nehmen, und dann wird auch in Pata metsane Gottes Wort seine Macht desto kräftiger offenbaren. Gottes Brünnlein, das Wassers

die Fülle hat, wird reichlich fließen und also wird der Name Pata metsane, d. h. Grabe das Wässerlein auf! herrlicher denn je vorher zu Kraft und Segen und Ehre kommen.

Auf der Transvaalsynode 1876 (S. 182) hatte ferner Br. Mars den Auftrag erhalten, zu versuchen, ob er nicht bei dem Volke des früheren Unterhäuptlings Machale ankommen könne. Die erste Untersuchungsreise fiel so günstig aus, daß die Gründung einer Station beschlossen ward. So verließ denn Br. Mars die Station Makapanspoort oder Ga Lekalekale, auf welcher der Häuptling Klaas Mokopane durch seine rohe und gewaltthätige Feindschaft alle Missionswirksamkeit und alle Missionserfolge für jetzt unmöglich gemacht hatte, und ließ sich bei dem Nachfolger Machales, bei Tsäke oder, wie ihn das Volk lieber nannte, Maßemola nieder. Da Miss. Mars von der Insel Rügen stammt und da seit längerer Zeit im Plane lag, daß die Missionsfreunde der Insel Rügen eine eigene Station unterhalten, so ward diese neue Station dazu bestimmt und erhielt den Namen

Arkona.

Als ihren Gründungstag bezeichnet Miss. Mars den 16. Juli 1877. Merkwürdiger Weise lag die Hauptschwierigkeit für die neugegründete Station in einem in der Kapkolonie getauften Christen jenes Volkes, in Jan Maperäre, in dessen Herzen Glaube, Unglaube und Aberglaube gleiche Berechtigung hatten, und dem die Anwesenheit eines Missionars um deßwillen gar nicht lieb zu sein schien, weil er dadurch von seinem Ansehen und Einfluß unter seinem Volksstamm zu verlieren fürchtete. Das Volk bewies von Anfang an großen Eifer sowohl für das Lesenlernen, wie auch für die Predigt. Die Gottesdienste wurden bald von 400—600 Leuten besucht, in die Abendschule kamen 60, die Zahl der Taufbewerber stieg schnell auf 48 und dann auf 64. Auch die Häuptlingsfamilie besuchte regelmäßig die Gottesdienste, ja das genügte ihnen noch nicht einmal; auf ihren Wunsch gab ihnen Missionar Mars auf der Lapa (Hofstatt und Versammlungsplatz des Häuptlings) jeden Morgen noch besonderen Unterricht, an zwei Tagen Taufunterricht, an den andern Tagen Leseunterricht. Der Häuptling Tsäke oder Maßemola ist noch ein junger Mann, still und bescheiden, dabei aber doch streng und bestimmt in seinen Anordnungen, und namentlich wahrheitsliebend. Fast noch eifriger ist seine alte Mutter Kudu, und ebenso seine drei Frauen, besonders seine große Frau Tlakale, eine Tochter Sekukunis. Auch sonst war die umbildende Kraft des Wortes Gottes an den Herzen vieler deutlich zu spüren.

Andere freilich dachten anders und ihre Rede lautete: „Unser Häuptling ist verdorben, er ist gänzlich verdorben, das Buch hat ihn verdorben, wir haben keinen Häuptling mehr."

Die äußeren Verhältnisse waren sehr drückend: die Furcht vor Sekukuni, der beständig drohte, sie zu vernichten, ängstete alles; dazu herrschte in Folge einer anhaltenden Dürre große Hungersnoth; viele fristeten ihr Leben nur durch Baumwurzeln und wilde Baumfrüchte.

Tlakale

hatte im November 1877 ein Erlebnis, das hoffentlich für sie und auch für das Gedeihen der ganzen Station von gesegnetem Einfluß ist. Sie ward nämlich von einer Schlange gebissen, und da die angewandten Mittel nichts halfen, so ward Miss. Mars gerufen. Er verordnete auch das Nöthige, dann aber pfuschten die Leute dazwischen und verschlimmerten dadurch den Zustand. Schüttelfrost und heftige Schmerzen am Herzen traten ein. Tlakale rief aus: „Die Schmerzen steigen aufwärts, jetzt tritt das Gift ins Herz, es verzehrt mir das Herz, es nimmt mir den Athem." Aber wie strahlte trotz dieser drohenden Todesgefahr ihr Antlitz vor Freude, als Miss. Mars von Gottes Wort und von dem Heilande sprach, um sie auf ihr vielleicht nahes Ende vorzubereiten! Sie vergaß ihre Schmerzen und alles um sich her. Und wenn Mars eine Bibelstelle anführte, die auch in dem kleinen Sutho-Lesebuche steht, so rief sie laut vor Freuden: „Ach ja, so ist es auch in meinem Buche." Wieder und wieder eilte ihr Geist über ihren gegenwärtigen gefährlichen Zustand hinweg in die Zukunft, wie sie dann immer zur Kirche gehen und alle Geschichten unseres Heilandes hören und lernen würde. „Ach, rief sie aus, wie gut ist es, daß Du hierher gekommen bist!" Plötzlich aber wich die Freude und machte einer tiefen Traurigkeit Platz. „Ach, seufzte sie, wann wird ein Lehrer zu meinem Volke gehen? Ach wenn doch auch mein Vater Sekukuni und meine Mutter Gottes Wort hören könnten! Und wenn sie es annehmen möchten!" Mars tröstete sie, daß das Erstere bald geschehen werde und dann hoffentlich auch das Letztere: sobald er könnte, würde er ihren Vater besuchen. — Nach einiger Zeit stellte sich Ermüdung ein und sie schloß die Augen und lag längere Zeit theilnahmslos für ihre Umgebung. Dann aber zeigten sich die Spuren der Genesung und der wiederkehrenden Lebenskraft. Am andern Morgen konnte ihr Mars sagen: „Danke Gott dem HErrn, Er hat dich gesund gemacht."

Nun der HErr wolle auch das Volk in und bei Arkona von dem Biß der alten Schlange heilen, daß Arkona eine feste Burg werde, die weit und hell in das umfluthende Meer des Heidenthums hineinleuchte.

Miss. Kadach, ausgesandt 1877, welcher dem Miss. Mars zur Hülfe beigegeben wurde, hatte viel und gefährlich am Fieber zu leiden.

Das sind gegenwärtig (1877) die Stationen der südlichen Hälfte von Transvaalien, die zu einem Synodal-Kreise vereint sind und in Botschabelo ihr Haupt haben: Leydenburg, Pretoria, Wallmannsthal, Potscheffstroom, Neu-Halle, Heydelberg, Pata metsane, Arkona.

Die Mission im Zoutpansberger District

hat uns Gott der HErr als Entgelt für die hoffentlich ebenfalls nur unterbrochene Mission in Gerlachshoop zugewiesen. Merensky und Grützner, welche die Mission in Transvaalien durch Gottes Führung beginnen durften, wurden auch von dem HErrn gewürdigt, der eine das südlich, der andere das nordwestlich von Sekukunis Lande gelegene Missionsgebiet zuerst in Angriff zu nehmen und die beiden Stationen zu gründen, von welchen aus unser Werk in jenen Gegenden sich schon so reich und blühend verzweigt hat und mit Gottes Hülfe sich immer dichter und fruchtbarer auswachsen wird.

In dem Dstricte von Zoutpansberg (spr. Sautpansberg, d. h. Salzpfannenberg, Berg an einem Salzsee), dem nordöstlichen Theile von Transvaalien, ist die Ansiedelung der Bauern noch am spärlichsten. Dörfer und selbst Meierhöfe finden sich dort nur sehr vereinzelt. Dafür ist hier noch reiches Wildfeld, und in den Thälern, besonders aber auf den Felsköpfen dieses großartigen Gebirgslandes, hausen viele und volkreiche Stämme der Matebelen und Baßutho in ihren Städten und Kraalen, fast noch unberührt von der europäischen Cultur.

Mankopane,

oder wie er auch heißt Mapäla, war einer der mächtigsten von allen den vielen Häuptlingen daselbst und wurde gleichsam als ein König angesehen.

Es war im Jahre 1864 etwa ein halbes Jahr vergangen, seit die Swasi Malcos Stadt niedergebrannt und sein Volk fast ganz ausgerottet hatten. Die zur Station Gerlachshoop gehörigen Leute waren damals in beständiger Furcht vor räuberischen Überfällen. Mit einem Male erscholl der Schreckensruf: „Die Feinde kommen!“ Es waren jedoch durchaus keine Feinde. Es waren Matebelen des Mankopane, die in der Colonie gearbeitet hatten, und die nun in einer so stattlichen Truppe, 130 Mann an Zahl, heimzogen, um ihre Gewehre, Pferde, Geld und Gut ungefährdet durch die Bauern hindurch zu bringen.

Etliche von ihnen hatten auf den Pariser Stationen unter den Süd-Baßutho des Königs Moschesch bereits etwas von dem Evangelium gehört und besaßen auch einige Bücher. Und zwei derselben brachen in die Worte aus: „O was sind die Leute von Gerlachshoop

doch für glückliche Leute, daß sie einen Lehrer haben! In unserem Lande sind viele, die einen Lehrer haben möchten, aber da ist keiner." Dazu versicherten sie auch, ihr König Mankopane verlange sehnlichst nach einem Lehrer. Das klang den Brüdern gar lieblich, und es war noch kein Monat vergangen, da waren Grützner und Knothe bereits auf dem Wege zu Mankopane, von dem sie damals zuerst hörten und begreiflicher Weise die beste Meinung faßten.

Mankopane war seinerseits hocherfreut über ihren Besuch. „Sehet mich an, sprach er zu ihnen, daß ihr mich kennt! Ich bin Mapäla! Ich sage, ich will Lehrer haben." Das war ihm aber gar nicht nach Sinn, als sie äußerten, sie hofften, es würden späterhin Lehrer von ihnen zu ihm kommen können. Er antwortete: „Mein Herz ist schwer darüber, daß ihr nicht gleich hier bleiben wollt."

Es kam indeß schneller, als sie selbst damals gedacht hatten, daß Grützner und Moschütz sich aufmachten, um Mapälas Lehrer zu werden. Im Januar 1865 hatte Gerlachshoop aufgegeben werden müssen, und nach einem kurzen Aufenthalte in Botschabelo begaben sie sich Ende April auf den Weg zu Mankopane. Sie hatten um heftiger Regengüsse willen einen sehr schwierigen Weg. Aber wie schlug ihr Herz vor Freuden, als mitten in dem wüsten Lande der gottselige Bauer Gert Lottering ihnen begegnete und ihnen erzählte, Mankopane sei bereits damit beschäftigt, eine Kirche auf seinem Felskopfe zu bauen, und die Mauern derselben erhüben sich bereits 9 Fuß über den Boden. Und als die Brüder sich dem Felsenberge näherten, wurden sie von zwei Reitern bewillkommet und ehrenvoll geleitet. Aber wie sehr sollte ihre fröhliche Hoffnung getäuscht und gebrochen werden!

Mankopane hatte sich auch an Moschesch, der von allen Baßutho-Fürsten als der Oberkönig ihrer aller betrachtet und geehrt wird, mit der Bitte um Lehrer gewandt. Seinem Wunsche war sofort, wenigstens in gewisser Weise, entsprochen worden. Zwar kam keiner der Pariser Missionare von Moschesch zu ihm. Aber statt ihrer und, wie er wenigstens behauptete, als ihr Vorläufer und Bahnbrecher war in dem letzten halben Jahre ein Nationalgehülfe von dort gekommen: Jesajas Sééle, ein eifriger und in Gottes Wort nicht unerfahrener Mann.

Als nun Grützner und Moschütz kamen, meinte Mapäla, sie könnten ja neben Jesajas unter seinem Volke arbeiten. Er sagte: „Die Lehrer sind ja keine Kühe, die sich stoßen, wenn Fremde unter sie kommen. Ihr werdet zusammen hier wohnen und mit einander lehren." Oder aber, meinte er, Jesajas könne ihnen nun das Feld räumen. „Jesajas ist allein der Besen, der gefegt hat; ihr werdet nun aufbauen." Damit war aber Jesajas gar nicht einverstanden. Er erklärte: „Böcke werden nicht zwei Mal gezeichnet: deine Böcke, Mapäla, sind schon gezeichnet." Was endlich den Ausschlag gab, war Mapälas

Furcht vor Moschesch, der sein Schwiegersohn ist und den zu beleidigen er sich aufs höchste scheuete.

Mit großer Betrübnis wichen unsere Brüder von dem Arbeitsfelde, auf welches sie so gewiß gerechnet hatten, und welches so viel Erfolg verhieß. Die frühere Station zerstört, die sicher gehoffte verschlossen, ohne irgend eine Aussicht für eine andere Stätte ihrer Wirksamkeit: — „da lernt man den 42. Psalm beten," schreibt Grützner. So fuhren sie mit betrübter und unruhiger Seele nach Makapanspoort, dem südlichsten Dorfe des Zoutpansberger Districts, wieder zurück. Doch harrten sie auf Gott. Und es dauerte nicht lange, da dankten sie ihm, „daß Er ihres Angesichts Hülfe und ihr Gott sei." Sie erinnerten sich, daß 6 bis 8 Meilen nördlich von Makapanspoort ein Häuptling Mangoáti oder Matlale sitze, unter dem ein zahlreicher Stamm Baßutho stehe. Ob dieser vielleicht Lehrer haben wolle? Diesen Gedanken gab Gott der HErr dem Bruder Moschütz ins Herz. Eilig warf er sich aufs Pferd, und eilig war er wieder da mit der fröhlichen Botschaft: „Ja, Mangoati verlangt nach einem Lehrer!" Schon am dritten Pfingsttage konnten die Brüder dort ihren Einzug halten. So entstand die Station

Ga Matlale

d. h. bei dem Häuptling Matlale. Dieselbe liegt in einem Thale, das allenthalben von sehr mannigfaltig und kühn gestalteten, schroff zerrissenen Felsbergen umgeben ist. Eine ganze Zeit lang ward der Gottesdienst unter einem großen wilden Nußbaum gehalten. Die ersten Sonntage stellte sich eine Menge Volks ein, das sich aber bald verlief, so daß der Besuch ein sehr schwacher wurde.

Noch ein halbes Jahr blieb Moschütz mit Grützner bei Matlale; dann ward Missionar Kühl für eine Zeit lang sein Nachfolger. Nachdem die ersten und nothwendigsten Gebäude hergestellt waren, machten sich Grützner und Kühl an den Bau eines netten Kirchleins. Bei der Einweihung desselben konnte Weihnachten 1866 auch die Erstlingstaufe stattfinden; jedoch war der Täufling keiner aus dem dortigen Volke, sondern ein junger Mann, der von Gerlachshoop mitgekommen war, Bodibe mit Namen.

Den Erstling des Volkes taufte Director Dr. Wangemann am Himmelfahrtstage 1867. Er war der alte Letoaba. Als ihn Grützner fragte, welchen Namen er sich nun zu seiner Taufe erwähle, da antwortete er: „Kann denn ein Kind sich selbst seinen Namen geben? Sind es nicht die Eltern, die das thun?" So gab ihm Dr. Wangemann den Namen Simeon. Der Alte hat sich in kindlichem Glauben an seinen Heiland gehalten und ist in solchem einige Jahre darauf selig entschlafen.

Seine Taufe hatte auf die andern heilsuchenden Seelen einen solchen Eindruck gemacht, daß sich ihrer mehrere zum Taufunterricht meldeten. Hat aber eine Station erst, und wäre es zunächst auch nur einen Getauften und daneben ein Häuflein die Taufe suchender Seelen, so ist damit der Anfang der Gemeinde gegeben. Wohl langsam, aber doch stetig ging es voraus.

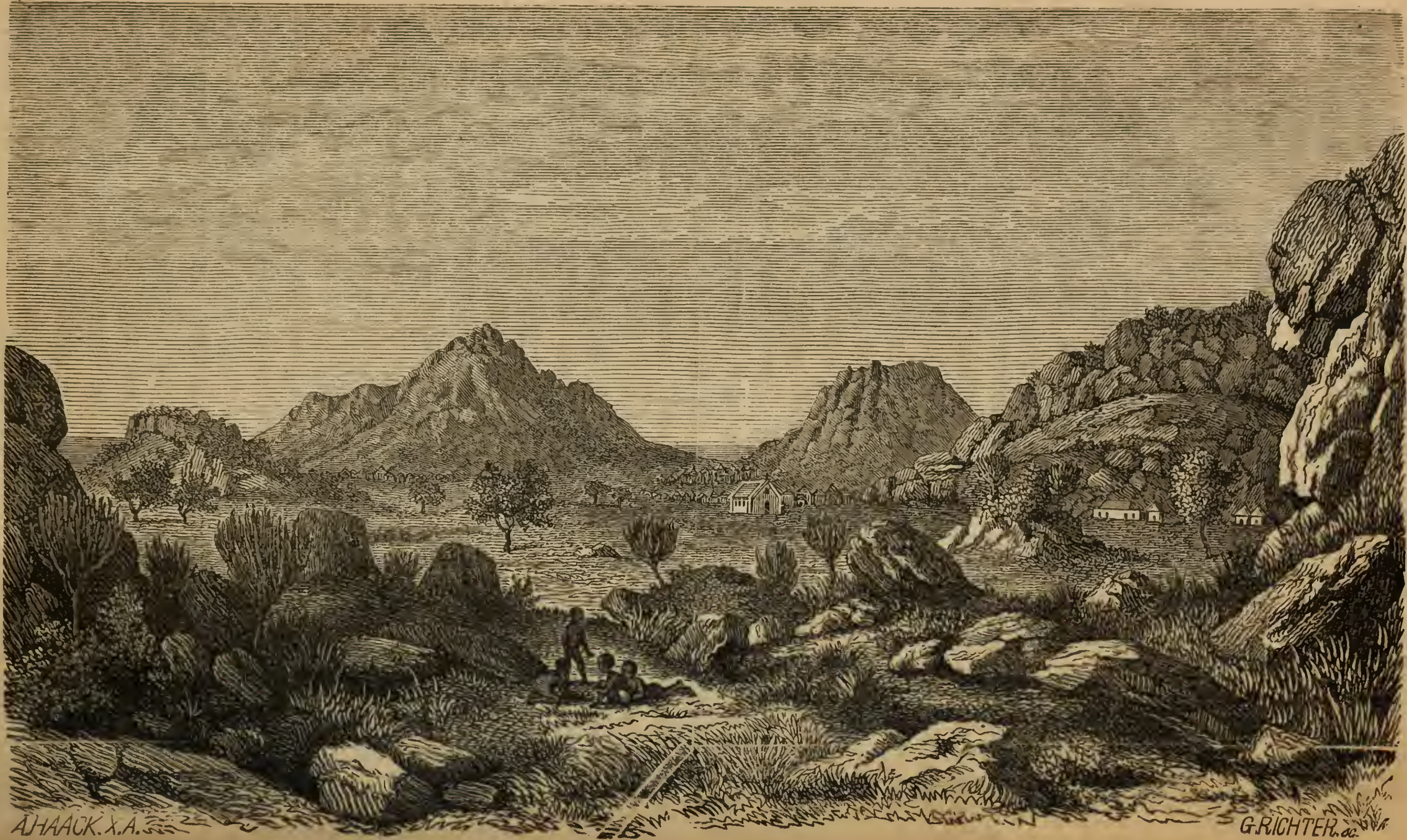
In sehr merkbarer und immer steigender Weise hob sich der Besuch der Predigten, als Grützner anfing über die letzten Dinge zu predigen. Auch die Zahl derer, die in den Taufunterricht traten, nahm zu; etliche von ihnen traten zwar wieder zurück, als sich um des Wortes willen Verfolgung erhob, die andern aber zeigten ihren Ernst z. B. auch darin, daß sie ihre Felder nicht „doctern" (d. h. durch Zauberei fruchtbar machen) ließen.

Die Predigten wurden nicht mehr bloß angehört, sondern die Leute hatten auch ihre Gedanken und Gespräche darüber. So hatte ihnen der Missionar einmal gepredigt, sie sollten sich nicht Schätze sammeln, welche die Motten und der Rost fräßen. Da hatten sie denn ihr Befragen unter einander, „ob sie noch künftig auf die Jagd gehen und Felle zubereiten dürften? Ob aber dann auch der Lehrer Picken haben dürfe, für die er sich Kafferkorn oder Wildfleisch eintausche?"

Unter den Feindseligkeiten brachte namentlich dies einen Schrecken unter die Leute, daß Paledi, der Neffe des Häuptlings, eines Sonntags einen der Predigtgänger schlug lediglich „um des Buches willen." Bald darauf kam er auf die Station und setzte sich trotzig neben Grützner hin, ohne denselben zu grüßen. Dieser stand nicht lange darnach auf und ging weg. Als er nach einer Weile wieder kam, grüßte er den Paledi mit den Worten: „Guten Tag, du Menschenplager!" Darauf hielt er ihm in freundlicher Weise sein Unrecht vor, und wie er sich damit gegen Gott versündige; Gott aber sage: „Paledi ist bloß mein Hund, eine Weile will ich's ansehen, denn Hunde sind nun einmal wild und unbändig. Und so sieht er dir zu; aber du weißt: wenn der Hund anfängt, die Kinder seines Herrn zu beißen, und nicht davon läßt, so schlägt ihn der Herr todt. Das kann dir auch leicht passiren. Darum siehe wohl zu, was du thust; denn Gott fürchtet sich vor keinem. Oder willst du Gott überwinden?" Da antwortete er: „Wie könnte ich das? Gott ist der Größte!"

Kurze Zeit darnach bekam Paledi einen Ausschlag auf dem Rücken. Da gerieth er in große Furcht des Todes, und meinte, Grützners drohendes Wort werde sich nun an ihm erfüllen. Er ward aber wieder heil und ist seit der Zeit viel freundlicher. Ja eines Tages brachte er dem Missionar Grützner sein Pferd und sagte, er wolle es ihm bis auf weiteres borgen, daß er es nach Belieben reiten möge.

Als eine zarte Blume konnte Netla in den Garten der Kirche



Ga Matlale.

eingepflanzt werden. Sie hatte es vor ihrer Taufe mannigfach sehr schwer, besonders durch den Geiz und das Widerstreben ihres Vaters Motschêre, welcher Häuptling eines kleinen Kraales war. Ja sie mußte sich sogar darein fügen, daß dieser sie einem Heiden, dem sie bereits verlobt war, zur Ehe gab. Nachher aber ward ihr Vater doch anderes Sinnes, so daß er mit ihr zugleich getauft werden konnte. Auch noch ein anderer Vorsteher eines kleinen Kraales, Komape, schon seiner Naturanlage nach ein sehr liebenswürdiger und gewissenhafter Mann, ward an diesem Tage mit getauft; desgleichen auch ein Dienstbursche und ein Dienstmädchen des Br. Grützner.

Und aus der gedrückten Lage bei ihrem heidnischen Ehemann erlösete der HErr die liebe Sarah Netla auch. Dieser mochte ihr Beten und Predigtgehen nicht leiden und entließ sie, nachdem er von ihrem Vater das für sie bezahlte Vieh zurückerhalten hatte. So konnte sie dem Christen Josef Ramoriti angetraut und damit ein schon lange gehegter Wunsch dieser beiden jungen Leute erfüllt werden.

In der Bibelstunde, die mit den Getauften und Katechumenen, welche letztere am Schluß des Jahres ihrer sechs waren, gehalten wurde, erhielt Missionar Grützner zuweilen recht tiefe und schlagende Antworten. Fast noch mehr freuete er sich über einen Akt der Zucht, den die Männer der Gemeinde eines Tages in Gang brachten. Als nach der Bibelstunde die andern sich entfernt hatten, blieben sie noch zurück, so daß der Missionar wohl merkte, sie hätten etwas auf dem Herzen. Da kam es denn heraus: sie hätten eine Sache, die sie nicht verschweigen könnten. Überall beim ganzen Volk ginge die Rede, Polofolo (Johannes) habe das sechste Gebot übertreten. Dadurch würde die ganze Gemeinde verrufen, und schon jetzt ginge die Rede: „O, mit dem Getauftwerden hat es nichts auf sich!“ Das gab nun ein ernstes und bewegtes Hin- und Hersprechen, und da ward es kund, welche Kräfte des ewigen Lebens, welcher Ernst der Heiligung und selbst einer geheiligten Lebenserfahrung in diesen doch noch jungen Christen vorhanden seien. Polofolo sagte, daß er zwar voriges Jahr im Rausche so gesprochen und gethan habe, daß aber alles andere Lügen seien. So ward denn diese kleine Nachversammlung geschlossen, und erleichterten und dankbaren Herzens gingen alle nach Hause.

Am Ende des Jahres 1871 betrug die Zahl der bis dahin Getauften 25. Dazu kam, daß im folgenden Jahre mit 14 theils christlichen, theils noch heidnischen Kindern eine Tagesschule begonnen werden konnte. Zur Hülfe in derselben wie auch bei der Verkündigung des Wortes Gottes auf den Kraalen und hin und her im Lande erzog sich Br. Grützner einen Eingeborenen, Johannes Moschitoa mit Namen, der eine Reihe von Jahren in Fleiß und Treue ihm und seinem Nachfolger geholfen hat.

Überhaupt war das Jahr 1872 ein recht gesegnetes für die Station. Es konnten in dem einen Jahre 18 Seelen getauft werden, fast so viele als in den vorhergegangenen 6½ Jahren des Bestehens der Station zusammengenommen.

Diesen Fortschritten des Evangeliums gegenüber suchten freilich auch das Heidenthum und die Feindschaft wider Gott und seine Ordnungen ihre Kraft zusammenzunehmen, die nur um deßwillen hier weniger als an andern Orten zum Ausbruch kam, weil der Häuptling Mangoáti, theils aus angeborner Gutmüthigkeit, theils aus einer gewissen Rücksicht gegen Br. Grützner, dem er persönlich zugethan war, diesen und die Gläubigen immer wieder gewähren ließ, ja sie gelegentlich sogar geradezu in Schutz nahm.

So befestigte sich die Gemeinde je länger je mehr. Als Dank für den Erntesegen ward jährlich eine Gabe an Korn dargebracht, beim Bau an der Kirche und den Missionsgebäuden ward freiwillige Mithülfe geleistet. Unter einander erbaueten sich die Gemeindeglieder durch Gebetsversammlungen, die sie auf den einzelnen von ihnen bewohnten Kraalen hielten. Nach außen hin waren die Gefördeteren mit Erfolg bemüht, das Wort Gottes weiter zu tragen. Andererseits ward die Station auch ein Anziehungspunkt für weiter ab wohnende Heiden. Von verschiedenen Seiten und Volksstämmen kamen ab und zu Leute dahin und hielten sich längere oder kürzere Zeit daselbst auf, um in Gottes Wort sich unterweisen zu lassen.

Als Miss. Grützner im September 1873 nach achtjähriger Arbeit von der Station abberufen wurde, um die zeitweilige Verwaltung von Botschabelo zu übernehmen, betrug die Gesamtzahl aller bis dahin getauften Seelen gerade 50, die Zahl der Kommunikanten 24.

Sein Nachfolger ward Bruder Kühl, der die Arbeit mit Fleiß fortsetzte. Gehemmt wurde er in derselben theils durch mancherlei Widerwilligkeit des Häuptlings, theils durch vielfaches und lang andauerndes Kranksein. Trotz allem gab aber der Herr auch ferner hier seinen Segen.

Miss. Moschütz war bei Einrichtung der Station Ga Matlale Grützners treuer Gehülfe gewesen. Nun hätte er aber gern eine eigene Thätigkeit gehabt. Es schien ja auch, als wollte bei Mankopane sich die Thür dazu aufthun. Jesaias Sééle fing an, des Werkes müde zu werden; Pariser Missionare aus Moschesch's Lande waren nicht gekommen, und von Paris aus schrieb man nach Berlin, daß man gegen

---

Als Beispiele, in welcher Weise der HErr die Einzelnen zu sich zieht, hat Missionar Grützner die Bekehrungsgeschichte des Paulus Motschoére und seiner Tochter Sarah Netla beschrieben, welche Geschichten als Traktate gedruckt sind und vom Missionshause (à 5 Pf.) bezogen werden können.

eine Mission der Berliner bei Mankopane durchaus nichts einzuwenden habe, indem man selber eine solche zu unternehmen nicht beabsichtige.

So machte sich Moschütz auf den Weg zu Mankopane. Dieser war darüber voller Freude und sprach: „Seit dem Tage, wo ihr Lehrer von hier weggegangen seid, ist mein Herz schwarz. Erst von der Zeit an, da du mich vor einem Monat grüßen ließest, habe ich schön geschlafen. Und heute bin ich vergnügt wie ein Kalb, das seine Mutter wiedergefunden hat und Milch trinken kann."

Als aber Moschütz kurz darauf anziehen wollte, wehrte es ihm Mankopane wieder. Er hatte nämlich inzwischen gehört, daß Moschesch einen Sturm der Bauern auf seine Bergfestung Thaba Bossigo abgeschlagen hätte. Daraus bauete er sich die Hoffnung zurecht, daß auch er bald die Bauern überwinden und dann keinen Missionar mehr brauchen würde, den er doch hauptsächlich nur zu seinem brieflichen Verkehr mit den Bauern in Transvaal zu benutzen gedachte.

Dennoch aber erhielt Moschütz sehr bald nachher eine Station. Die Regierung in Pretoria hatte ein Stück Land, etwa eine Meile von dem Dorfe Makapanspoort entfernt, dazu geschenkt. Dieser Platz lag am Fuße des Berges Sefakaolo, auf dem der Häuptling Lekalekale wohnte, und erhielt deßhalb den Namen

Ga Lekalekale.

Bezogen ward diese Station im December 1865 von den Brüdern Moschütz und Beyer. Der Anfang war sehr schwer. Denn der Häuptling erschien nicht nur selber nicht, sondern hatte auch bei Todesstrafe jeden Verkehr mit den Missionaren verboten. So mußten die beiden Brüder zuerst alle Bauarbeit allein verrichten. Die Sache änderte sich erst, als der Präsident Pretorius den Lekalekale ernstlich über sein Betragen zur Rede gestellt hatte. Von da ab kamen auch Leute zur Predigt und später in den Taufunterricht. Im Jahre 1866 wurden zwei getauft, die indeß nicht aus jenem Volk waren.

Im Jahre 1867 wandte sich ein Kriegszug der Bauern, der eigentlich einem anderen Häuptlinge gegolten hatte, schließlich gegen Lekalekale. Längere Zeit harrte Moschütz, selbst mit Gefahr seines Lebens, das indeß von den Weißen mehr als von den Schwarzen bedroht war, dort aus. Im December sah er sich aber genöthigt, in Ga Matlale, dessen Häuptling in sorgfältigem Eifer Friede mit den Bauern hielt, Zuflucht zu suchen. Doch saß er da nichts weniger als still und müßig. Theils predigte er dort auf der Station oder auf den Außenkraalen, theils reiste er ab und zu nach dem Dorfe Makapanspoort oder nach seiner Station, um mitten unter dem Kriegsgetümmel das Wort des Friedens zu verkündigen. Etliche seiner Leute

waren ihm nach Matlale gefolgt, und er hatte die Freude, dort seine Erstlinge, fünf Erwachsene und vier Kinder, taufen zu können.

Im November 1868 konnte er endlich zum Bleiben zurückkehren, doch fand er sowohl das Dorf Makanpanspoort als auch die Kirche und die Stations-Gebäude fast ganz verbrannt und von den Eingeborenen zerstört, letztere um deß willen, weil die Bauern sie zu Schanzen benutzt hätten, um von da aus den Berg in Sicherheit beschießen zu können.

Er arbeitete nun mit Fleiß an der Wiederaufrichtung der Station nach außen und innen, und hatte die Freude, schon am nächsten Weihnachtsfeste 7 Heiden taufen zu können. Nun begann für mehrere Monat ein reges Leben auf der Station. Die Gottesdienste wurden gut besucht, der junge Häuptling Klaas Mokopane suchte nicht nur die Vermittelung des Missionars bei den noch immer anhaltenden Feindseligkeiten zwischen ihm und den Bauern nach (die auch so erfolgreich war, daß am 6. Juli 1869 in Bruder Moschützens Hause der definitive Friede abgeschlossen werden konnte), sondern in seinem eigenen Herzen fing die Kraft des Wortes Gottes zu wirken an. Das merkten seine alten heidnischen Räthe mit Entsetzen. Ernstlich hielten sie ihm seine Pflichten als Häuptling vor, die ja nach ihren seit Jahrhunderten bestehenden Anschauungen darin bestehen, Hort und Mittelpunkt des Heidenthums zu sein; man drängte ihn dazu, baldigst eine Anzahl Weiber zu nehmen, zog ihn in alle heidnische Lust hinein, und — erreichte seinen Zweck. Der auf gutem Wege gewesene junge Mann ward kalt und bald ein erbitterter Feind des Wortes Gottes und derer, die es liebten. So schmolz die bisherige große Zahl der Besucher des Gottesdienstes sehr zusammen und nur ein Häuflein von etwa 25 Seelen hielt sich auch fernerhin treu zu demselben. Kurz vorher geschah es auch, daß eine feindselige Mutter ihrer eigenen Tochter Maletape, die den Taufunterricht besuchte, durch einen Zauberer Gift in ihren Mehlbrei mischen ließ. Gott der Herr aber wandte die Gefahr in Gnaden ab; dem Mädchen ward sofort übel, sie übergab sich heftig, und nachdem sie noch Arzenei vom Missionar Moschütz gebraucht hatte, genas sie bald.

Doch Br. Moschütz suchte und fand andere Arbeit. Eine halbe Stunde weit von der Station lag das Bauerdorf Makapanspoort, auf welchem eine ganze Anzahl Eingeborener wohnhaft waren; denen ward am Sonntage gepredigt und mehrere besuchten in der Woche auf der Station den Taufunterricht. Moschütz kaufte im Dorfe einen Bauplatz, sammelte unter den weißen Bewohnern desselben freiwillige Gaben zum Kirchbau und ging frisch daran, die Vorbereitungen des Baues in Angriff zu nehmen, als plötzlich eine verheerende Fieber-Epidemie ausbrach, welche die Hälfte der weißen Dorfbewohner hinraffte, wodurch die übergebliebenen veranlaßt wurden, das Dorf zu verlassen.

Nun konnten auch die Eingeborenen nicht dort bleiben: die meisten zogen mit jenen, die übrigen zerstreuten sich. So ward das Dorf Makapanspoort im Jahre 1870 eine wüste Einöde, die es seither geblieben ist. Demnach blieb die Missionsarbeit von jetzt ab auf die Unterthanen des Klaas Mokopane beschränkt, die seitdem je länger je mehr unter dem wachsenden Hasse des Häuptlings zu leiden hatte. Nur zwei Getaufte, der treue und begabte Jakob Timêke und Moses Malôße blieben für ihre Personen unbehelligt, ja letzterer blieb auch fernerhin der Gesandte des Häuptlings, der seine Botengänge zu andern Häuptlingen hin zu besorgen hatte. Klaas hoffte auf diese Weise den Moses endlich matt im Glauben zu machen, und hätte wohl auch seinen Zweck erreicht, aber Moses merkte selber, daß ihm diese Gefahr drohe; darum verließ er lieber seine Heimath und siedelte sich auf einer andern unserer Stationen an.

Zu dem mancherlei Ungemach von außen kam ein anderes: Missionar Moschütz ward auf ein langwieriges und schmerzhaftes Krankenlager gelegt, so daß die auf den umliegenden Stationen arbeitenden Brüder sich abwechselten, theils den Kranken zu pflegen, theils die Arbeit auf der Station zu versehen. Auch der treue Nationalgehülfe Josef Moëti half im Krankenzimmer wie in der geistlichen Arbeit, wo er nur konnte. Im Anfang des Jahres 1871 erreichte die Krankheit des Bruders einen solchen Grad, daß jedermann, und am meisten er selbst, seinen baldigen Heimgang erwartete. Aber der HErr wollte zeigen, daß er noch heute der Arzt ist, der Wunder thut. Er erhörte die Gebete seiner Kinder, die um das Leben seines Knechtes ihn anliefen, und der Kranke ward wider Vermuthen gesund.

Da es sich aber bald herausstellte, daß Br. Moschütz nur in einem kühleren und gesunderen Klima ferner werde arbeiten können, so folgte er einer Einladung des Missionars Ludorf in Potschefstroom, dahinzukommen, und arbeitete dort die noch übrigen Jahre seines Lebens (s. Seite 180).

Bei Lekalekale trat am 7. Juli 1871 Missionar Negler an seine Stelle. Anfänglich ward er freundlich vom Häuptling behandelt, bald aber wuchs des letzteren Feindseligkeit so sehr, daß er während des Gottesdienstes die Versammelten eigenhändig mit einem Stabe schlug, ja bald darauf dem Br. Negler den Befehl zugehen ließ, sofort den Platz zu verlassen. Der antwortete, er werde bleiben, bis man Gewalt gegen ihn gebrauche. Das that der Häuptling denn doch nicht, und so arbeitete Negler weiter, fing mit 6 Kindern Schule an und machte Missionsreisen nach auswärts. Gelegentlich, wenn der Häuptling in politischen Händeln die Vermittelung des Missionars nöthig hatte, ward er auch vorübergehend wieder freundlich. Aber zu recht frischem Zuge gedieh die Arbeit dort nicht mehr. Im Jahre 1872 bestand

das Gemeindlein nur noch aus 10 Seelen, die durch Wegzug einzelner im folgenden Jahre 1873 auf 7 herabsanken. Diese suchte Klaas, da Gewalt gegen sie nichts ausrichtete, in wohlüberlegter List, durch Güte und Gunstbeweisungen zum Abfall zu bringen. Und bei den Schwächsten des Häufleins gelang es ihm leider auch.

Durch all dieses fühlten sich die Missionare auf ihrer 1875 gehaltenen Conferenz veranlaßt, die zeitweise Aufhebung der Station beim Comité zu beantragen. Das Comité gab aber Auftrag, sie ferner zu halten. Und wirklich konnte Regler Sonntag nach Ostern 1876 noch einmal 5 Erwachsene und 3 Kinder taufen.

Bald darauf zog er nach Blauberg, um von dort aus den Versuch zu machen, eine Station in der Nähe bei dem Häuptling Mapäne anzulegen. Missionar Mars ward Juli 1876 sein Nachfolger. Ein Theil des Gemeindleins ging mit seinem alten Lehrer, der Quälereien des Häuplings müde, so daß nur 6 Erwachsene und 4 Kinder zurückblieben.

Mit Lust und Eifer fing Mars seine Arbeit an, im Anfange auch von Klaas freundlich behandelt. Bald aber ward dieser hart wie nur je zuvor. Er verbot seinen Leuten, die Station auch nur zu besuchen: wer glaube, solle getödtet werden.

Zwei ernste Unterredungen des Bruder Mars mit Klaas Mokopane hatten keinen Erfolg; auch dies nicht, daß ihm abermals ein Kind starb — er ward dadurch nur noch mehr verhärtet.

In dieser Zeit war folgendes Lied, nach heidnisch grausiger Melodie gesungen, zum Volks- und Lieblingsliede geworden: „Jesus, er ist auferstanden; er ward für mich geboren zu Bethlehem, in der Stadt der Juden. Die Juden haben ihn getödtet, sie setzten ihn an das Kreuz. Laßt uns gehen nach Galiläa, da werden wir sie finden, die zwölfe." Wer dies Lied gemacht hat, ist unbekannt. Auch dieses ward jetzt von dem Häuptlinge zu singen verboten aus Haß gegen den Namen Jesus. Imgleichen nahmen die Rohheiten der Leute gegen Missionar Mars immer mehr zu.

So verließ denn Mars auf Anordnung seines Superintendenten im Juli 1877 die Station, um sich zu neuer Arbeit nach Sekukunis Lande zu begeben. Die noch vorhandenen Gemeindeglieder zogen nach anderen Stationen.

Was den Brüdern Grützner und Moschütz versagt blieb (Seite 189. 194), das sollte dem Bruder Kühl, der nach Moschützens Abzug fünf Vierteljahr auf Ga Matlale geholfen hatte, zu Theil werden, nämlich eine Station bei Mankopane. Er nannte sie nach dem Namen des Berges, auf dem sie liegt,

Thutloane.

Es war im März 1867, als er anzog. Jesaias Séele zog ab, und Bruder Kühl wohnte in der ersten Zeit in dem verlassenen Häuschen desselben. Durch die Predigt jenes Mannes war ein Häufchen Leute angeregt. Missionar Kühl setzte das Werk mit Eifer und Freude fort.

Am Sonntage hielt er auf dem Platze vor dem Hause des Königs zwei Mal Predigt. Ein Mann blies mit dem (Antilopen-) Pallafalla-horn in die Thäler hinein. Darauf versammelten sich 100—300 Leute, auch Mankopane selbst kam stets. In der Woche unterrichtete er Morgens die Frauen, Abends die Männer. Er erwarb sich das Vertrauen der Leute bald in hohem Grade. Bereits zu Pfingsten hatte er zwölf Personen im Taufunterricht.

Eines Tages hatten sich die meisten Katechumen ganz früh eingefunden, nur zwei fehlten noch. Während Kühl nun an seinem Tische saß und las, hörte er von den bereits versammelten das Lied anstimmen: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.“ „Das war, schreibt er, eine treffliche Erfrischung für einen armen Missionar.“

Der Kriegszug der Bauern im Jahre 1867 richtete sich auch gegen Mapäla. Beinahe hätten dieselben seinen Berg mit stürmender Hand eingenommen; doch nahmen sie ihm nur 1900 Stück Rindvieh ab und erschossen eine Anzahl seiner Leute. Unter diesen Umständen konnte Miss. Kühl nicht bleiben, er mußte im Februar 1868 seine Station verlassen und sich nach Ga Matlale zurückziehen. Doch bescheerte es ihm Gott der HErr, daß er noch vorher seine vier Erstlinge taufen konnte. Von Ga Matlale aus ritt er ab und zu hin nach Thutloane; Ende Mai konnte er dort wieder sechs Personen taufen.

Im November 1868, nach Beendigung des Krieges, dessen Weiße und Schwarze überdrüssig waren, kehrte er nach seiner geliebten Station zurück, von Mankopane, der den sanftmüthigen und liebevollen Mann ganz besonders liebgewonnen hatte, herzlich willkommen geheißen. Frisch ward die Arbeit in Predigt- und Kraalbesuch, wie auch der Bau eines Hauses in Angriff genommen, bei welchen Arbeiten zu helfen Bruder Schubert 1869 nach Thutloane kam. Am 17. Mai desselben Jahres konnten wieder fünf Erwachsene getauft, Ende August konnte das neue Haus bezogen werden.

Nun hätte Kühl mit aller Kraft sich der innern Arbeit unter dem zahlreichen Volke Mankopanes widmen können, aber auch hier konnte die persönliche Freundschaft des Häuptlings zu seinem Missionar nicht lange dem innern Grollen gegen das Evangelium und gegen die seiner Leute, die es annahmen, die Wage halten. Bald erließ er das Gebot: die bisher glaubten, möchten es ferner thun, aber keine neuen dürften dazukommen; bald ließ er dem Missionar gebieten, das Predigen einzustellen; bald befahl er den Gläubigen, die heidnischen Sitten wieder

anzunehmen; bald fand er sich zu der von dem Missionar gehaltenen Predigt ein, um sie, wenn selbiger fertig war, nach seiner Weise zu widerlegen und für Lüge zu erklären, und zwar, damit der Missionar ihm nicht aufs Neue antworten könnte, in der demselben unbekannten Matebelensprache.

Kühl kämpfte dem entgegen, pflegte seiner Schafe, predigte nach wie vor bei den Kraalen und blieb bei aller Entschiedenheit freundlich und hülfbereit gegen den Häuptling, der wiederum seinen Beistand in Krankheiten wie in politischen Angelegenheiten nicht entbehren konnte.

Da die Quälereien des Häuptlings sich mehrten, so flohen, meist mit Bewilligung Br. Kühls, ab und zu Leute nach anderen unserer Stationen aus, wo sie in Ruhe ihres Glaubens leben konnten.

So kam der September 1873 heran, wo Br. Kühl Thutloane verließ, um die Verwaltung der Station Ga Matlale an Br. Grützners Stelle, der nach Botschabelo zog (s. Seite 160), zu übernehmen. — Trotzdem daß eine Anzahl der Gemeindeglieder nach andern Stationen verzogen war, konnte Br. Kühl seinem Nachfolger, zunächst dem Br. Schwellnus, sodann zwei Monate später dem Br. Schubert, ein bewährt erfundenes Häuflein von 21 Gemeindegliedern, von denen 20 Kommunikanten waren, übergeben.

Es ging auch jetzt in der bisherigen Weise weiter. October 1874 konnten 8 Erwachsene getauft werden, im folgenden Jahre 1 Frau. Br. Schubert durfte öfter in Gegenwart des Häuptlings vor großen Versammlungen, die bis zu 400 Personen anwuchsen, predigen. Kam aber hiebei die Rede auf die Auferstehung und das Gericht, da widersprach er mit aller Macht: „Das ist nimmermehr wahr! das wird nie geschehen! die Todten werden nimmermehr aufstehen und lebendig werden!“ Der arme Mann hatte noch einen ganz besonderen Grund, die Auferstehung nicht zu wünschen: er hatte seinen eigenen Vater getödtet, um dadurch zur Herrschaft zu gelangen. Einen Zuwachs erhielt die Gemeinde im Jahr 1876 dadurch, daß der „große Sohn“ Mapälas, Maßäbe mit Namen, seit Jahren vor seinem Vater geflohen und selber ein Freund des Wortes Gottes, mit seinem Anhang, unter dem sich auch einige christliche Familien befanden, nach Hause zurückkehrte. Auch seinem Volke gestattete der Häuptling jetzt den Besuch der Kirche, so daß selbige öfter die Zuhörerschaar bei weitem nicht fassen konnte. Da die Station ½ Stunde von der Hauptstadt abliegt, so erbaueten sich die Gläubigen unter Beihülfe Maßäbes ein Kirchlein in der Nähe ihrer Wohnungen, in welchem sie sich zum Gebet versammeln konnten.

Da starb am 30. Mai 1877 Mankopane an der Bauchwassersucht. Er blieb ganz und gar Heide bis an sein Ende. Nun ward Maßäbe Häuptling. Viel wird darauf ankommen, ob er sich ganz zum

Herrn wenden, oder ob er thun wird, wie so mancher vor ihm gethan hat, der, nachdem er Häuptling geworden war, sein Herz verhärtete und die alten beinahe verlassenen Heidenwege wieder einschlug.

Mapäla hatte damals, als er Br. Kühl bei sich aufnahm (s. S. 198), noch zwei Plätze in seinem Lande zu Stationen angewiesen. Der eine war

Malokûng.

Bruder Endemann bezog denselben im März 1867. Der Platz für die Station mußte leider des sonst ganz fehlenden Wassers wegen über eine halbe Stunde von der Stadt ab an einem niedrigen Bergzuge angelegt werden. Die Bevölkerung bestand zumeist aus Matebelen, welche roher sind als die Baßutho.

Die Zeitverhältnisse, in welche die Anlegung der Station fiel, waren so ungünstig wie möglich: der Krieg mit den Bauern war eben am Ausbrechen, so betrachtete man das Kommen des Missionars mit Unwillen und Mistrauen. Darunter hatte Endemann von vorn herein zu leiden, so daß nur wenig Leute zur Verkündigung des Wortes Gottes kamen. Im Februar 1868 mußte er des ausgebrochenen Krieges wegen die Station verlassen, und als er sie im November desselben Jahres wieder bezog, fand er das Meiste an den Gebäuden zertrümmert wieder, sonderlich war alles, was an Brettern und anderem Holzwerk sich vorgefunden hatte, herausgebrochen und gestohlen worden. Bald darauf meldete sich der erste Heide zum Taufunterricht, und am 9. September 1869 konnte Endemann ein Ehepaar taufen, das sich indeß leider bald als nicht lauter erwies.

Der fast gebrochenen Kraft Br. Endemanns kam im September 1869 Br. Köhler zu Hilfe; bis Ende Juni 1870 waren sie zusammen auf der Station; da mußte Endemann, weil er je länger desto kränklicher ward, sich nach Botschabelo zurückziehen, wo er an der Schule und in literarischen Arbeiten thätig war, von wo er aber zwei Jahre später nach Deutschland zurückkehrte, wo er als Prediger angestellt ward.

Noch sei hier eine besondere Lebensrettung Köhlers erwähnt. Da er keinen Kaffer bekommen konnte, so mußte Br. Köhler die Briefe selbst zur Post besorgen. Er reitet mit zwei Pferden (einem von Br. Kühl, das auf Waterberg zurückgeblieben war, und mit seinem eigenen) in den tiefen Nylstrom. Beide Pferde schwimmen eine Zeit lang: da beginnt seines zu sinken, die Noth wird immer größer, bis er sich endlich schnell entschlossen auf Kühls Pferd schwingt und auf diesem das Ufer erreicht. — Br. Trümpelmann hatte Kühls Pferd von Waterberg mit zurückbringen wollen. Er mußte einmal im Felde übernachten und hatte es da in der Nähe des Wagens festgebunden. Auf einmal hören sie ein Gerassel der Ochsen, springen auf und

bemerken drei Löwen in der Nähe des Pferdes. Dasselbe reißt den Riemen entzwei und rennt davon, die Bestien hinterdrein, doch vergeblich. So mußten die Löwen das Thier nach Waterberg zurücktreiben, damit es kurz darauf den Br. Köhler im angeschwollenen Flusse vom Tode retten könnte.

Mit Lust und Frische fuhr Br. Köhler in seiner Arbeit fort. Er predigte auf den Kraalen in der Nähe und Ferne, richtete für das sich zusammenfindende Häuflein Heilsbegieriger in seinem Hause einen eigenen Gottesdienst ein, und hatte die Freude, daß Anfang 1875 ein Gemeindlein von 9 Seelen und 5 Katechumenen gesammelt war. Da wurde er im September desselben Jahres an Stelle des aufs Neue schwer erkrankten Br. Moschütz (s. Seite 180) nach Potschefstroom versetzt.

Br. Schubert verwaltete zunächst Malokûng von seiner Station aus. Dann arbeitete dort eine kurze Zeit lang Br. Mars, bis zuletzt Missionar Richter sie übernahm. Es steht sehr schwach auf dieser Station: auch im zweiten Halbjahr 1877 ist kein Zuwachs weder zu den Getauften noch zu den Katechumenen hinzugekommen; den Predigtbesuch von etwa 30—50 Frauen und Mädchen erlangt Br. Richter dadurch, daß er ihnen an dem Tage ihres Kommens verstattete, Wasser aus seiner Quelle zu holen. Es ist unter diesen Umständen schon mehrfach an die Aufhebung der Station gedacht worden.

Waterberg.

Gert Lottering, ein der Mission wohlgesinnter Bauer, hatte, als unser Missionsdirector 1867 ihn besuchte, sich willig erklärt, „ein Erbe“ d. h. ein Stück Land 100 Meter lang 50 Meter breit, zu schenken, damit darauf eine Missionsstation angelegt werde.

Missionar Koboldt, der zur Besetzung der Station bestimmt ward und im August 1867 dort eintraf, fand sofort, daß das Stück Land zu klein und nicht brauchbar war, und kaufte kurz entschlossen auf eigene Gefahr einen schönen, dicht dabei liegenden Bauerplatz für 9000 Mark, also daß er denselben der Gesellschaft, wenn Geld dazu in der Kasse wäre, zum Verkauf anbot. Nach manchem Gedränge übernahm wirklich die Missionsgesellschaft zwei Jahre darauf den Platz, und unter Gottes Segen und der fleißigen Arbeit Koboldts ist Waterberg (auch Modimul'le genannt, nach dem nahen Berge dieses Namens) eine unserer gesegnetsten Stationen geworden.

Im März 1868 ward der Platz von einer räuberischen Truppe Mankopanes überfallen, welcher, wie es hieß, den Befehl gegeben hatte, gegen die Missionare nicht schonender zu verfahren, als gegen die Bauern. Jene Räuberschaar führte damals viel Vieh mit sich



Modimulle.

fort. Und nur der besonderen Bewahrung Gottes ist es zu danken, daß die Gebäude durch die Brandpfeile nicht angezündet und die Brüder Koboldt und Schubert durch die Kugeln nicht getödtet worden sind.

Missionar Koboldt hatte außerdem noch manches Schwere zu überwinden. Waterberg liegt inmitten anderer Bauerplätze, auf denen außer den Familien der Weißen auch eine größere oder kleinere Anzahl Eingeborener in Abhängigkeit von den Besitzern zu wohnen pflegt. Diese Bauern sahen es sehr ungern, daß sich ein Missionar in ihrer Mitte niederließ, der jedenfalls gerade für die besten unter ihren Leuten eine Anziehungskraft ausüben würde. So versagten sie dem Bruder Koboldt, mit ganz vereinzelten Ausnahmen, nicht nur jede Erlaubnis, ihren Leuten Gottes Wort zu predigen, sondern stellten sich gegen ihn persönlich fremd, ja geradezu feindselig. Indeß die ruhige und zugleich energische und ausharrende Weise Br. Koboldts, sowie seine Bereitwilligkeit, ihnen in Krankheitsfällen und sonst mit Rath und That beizustehen, gewann ihm je länger desto mehr die Nachbarn zu Freunden, so daß er schließlich unter ihnen nicht nur wohl gelitten war, sondern auch die Achtung und Hochschätzung ihrer aller sich errungen hatte.

Der Arbeit gab es hier gar mancherlei. Zunächst hatte der Missionar den Bauerplatz zu bewirthschaften, daß aus demselben nicht nur die Zinsen der Kaufsumme, sondern auch soviel als möglich zur Deckung derselben verdient werde. Sodann galt es, sich eine Gemeinde zu sammeln. Zweierlei Leute fanden sich nach und nach auf der Station ein: einestheils sogenannte Oorlamsche, d. h. Leute, die

seit mehreren Geschlechtern unter den Weißen als deren Dienstleute gelebt und deren Sitten und ganze Lebensweise, sogar die holländische Sprache, fast ganz angenommen haben; anderseits noch ganz rohe Naturheiden, meist Leute der Häuptlinge Mapäla, Matlale und Bapo. Für beide wurden getrennte Orte angewiesen, wo sie ihre Dörflein sich bauen konnten, für beide mußte in verschiedener Sprache gepredigt werden.

Es war dem Br. Koboldt gegeben, diese verschiedenen Elemente unter seinem Regiment zu einigen. Auch die Zahl der Gemeindeglieder nahm verhältnißmäßig rasch zu, so daß die Gemeinde Ende des Jahres 1873 aus 53 Seelen bestand, die dem Missionar Freude machten.

Eine treue Hülfe bei der Bewirthschaftung des Platzes wie auch zu seiner gelegentlichen Vertretung bei der Verkündigung von Gottes Wort gewann er an Paulus. Von ihm schreibt er in seinem Tagebuche unter dem 9. October 1870 Folgendes.

„Heut konnte ich wieder ihrer drei taufen. Es war ein Vater mit seinen zwei Kindern. Sein Name ist Paulus; er ist wirklich auch „klein" in seinen Augen. Als ich vor drei Jahren herkam und den ersten Sonntag Gottesdienst hielt, stand ich dabei an einem Tische in meiner Stube. Ein alter Heide hatte mir gesagt, ich sei kein rechter Lehrer, denn die rechten guckten bei der Predigt aus einem Kasten (Kanzel) und ich nicht. Diese Behauptung hatte er auf dem Heimwege wieder ausgesprochen; mein Paulus hatte dies nicht zugeben wollen, und so hatten sie sich blutig geschlagen, und ich mußte Tags darauf den Schiedsrichter spielen und diktirte jedem etwas Korn zu zahlen als Strafe zu. — Mein Paulus hielt sich gut. Etwa ein Jahr nach meiner Ankunft entließ er seine zweite Frau, um getauft werden zu können. Er hat Energie, das Lesen hat er sehr schnell gelernt. Geschichten giebt er gut wieder. Er ist sehr fleißig, treu und ehrlich. Ich habe ihn deswegen in meinen Dienst genommen; er ist mein Haushofmeister. — Ich habe etwas ausführlich geschrieben, denn er thut wirklich der Gesellschaft viele Dienste."

So war Koboldt frisch und gesegnet in seiner Arbeit. Da kam der Herr, ihn auszuspannen. Ein nervöses Fieber erfaßte ihn; vom 15. bis 22. Februar 1874 hatte er noch viel leibliche Schmerzen, wie auch Seelen-Anfechtungen zu leiden, dann durfte er in Frieden heimgehen.

Sein Nachfolger ward Bruder Beyer, der am 14. März 1874 daselbst eintraf. Selbiger fand 51 Katechumenen und 50 Kinder vor, welche die Tagesschule besuchten, und durfte weiter sehen, wie durch wiederholte Taufen die Gemeinde sich schnell vermehrte.

Den schon von Br. Koboldt angefangenen Bau der Kirche (bisher

hatte man sich mit einem kleinen Gebäude beholfen, das die Zuhörer kaum zur Hälfte faßte) nahm er sofort energisch in Angriff; er durfte dieselbe am 8. Juli 1877 einweihen, ohne die Beihülfe der Missionskasse in Anspruch zu nehmen. Ihre innere Weite beträgt 7 Meter, Länge 18 Meter, Mauerhöhe 6 Meter, der Thurm ist $16\frac{1}{2}$ Meter hoch. Aus den Erträgen des Platzes, den geleisteten Arbeiten der Gemeinde und einer dort zu Lande gehaltenen Kollekte, welche 1400 M. ergab, wurden die Kosten bestritten.

Von dem inneren Leben der Gemeinde berichtet Bruder Beyer: „Man hält sich zur Kirche, hört und liest Gottes Wort, betet des Morgens, Mittags und Abends, hält sich auch von groben Sünden fern, aber der ernstliche innere Trieb der Heiligung tritt nicht sichtbar hervor."

Im Laufe des Jahres 1876 bis in den Anfang 1877, also gerade während des Kirchenbaues, half Missionar Otto Posselt III auf der Station sonderlich durch Schulehalten. Außerdem arbeitete der durch Missionar Knothe (Seite 171) ausgebildete Nationalgehülfe Timotheus Sello unermüdlich und treu in Gemeinde und Schule, namentlich war der Unterricht im Singen seine Lust und Freude. Die Kinder und die Gemeinde sangen in anerkennenswerther Weise vierstimmige Lieder und Psalmen.

Nachdem unsere Missionare sich auf der Station Ga Matlale (siehe Seite 189) erst etwas wohnlich eingerichtet hatten, machten sie nach verschiedenen Seiten hin Missionsreisen. Da ihnen zu Ohren kam, Matschiokoane, oder, wie er sich auch nennt, Malebocho, der Häuptling der Bachanánoa in

Blauberg,

das etwa 10 Meilen nördlich von Ga Matlale liegt, wünsche einen Missionar, so machten sie sich im Juli 1866 dahin auf. Jedoch der Häuptling wollte damals keinen Missionar haben. $1\frac{1}{3}$ Jahr später reiste Missionar Beyer, der in jener Zeit des Krieges wegen auch auf Ga Matlale war, aufs Neue dahin, und nun gelang es ihm, die Zustimmung des Häuptlings zur Anlegung einer Station zu erhalten. Am 9. März 1868 zog er daselbst an. Mit Anlegung dieser Station trat unsere Mission in die südliche heiße Zone ein, wo die Vegetation schon tropisch zu werden anfing.

Aus den Schluchten des hohen Gebirges ragen 80—100 Fuß hohe Gelbholzbäume empor, und während in den Tiefebenen des Landes meist nur krumme und krüppelhafte Bäume stehen, wachsen auf den mehr ebenen Stellen des Gebirges die herrlichsten Waldungen, die an die Eichen- und Buchenwälder Deutschlands erinnern. Dabei giebt es



Station Blauberg.

dort solche Massen von Pavianen, daß die Menschen in der Zeit vor der Ernte einen wahren Krieg mit ihnen führen und ihre Felder mit hohen Dorngehegen dicht umgeben müssen. Die Löwen holten sich in den ersten Jahren wiederholt von der Station, ja aus dem Viehkraal, Kälber weg und fielen selbst Menschen an.

Nachdem Br. Beyer seine Frau von Natal sich geholt hatte, während welcher Zeit sein Schwager Endemann die Station verwaltete, ging er zunächst ans Bauen. Ein Wohnhäuschen ward hergerichtet, ein Kirchlein ward gebaut und am 22. November durch die Taufe zweier Baßutho, die allerdings nicht von dem Blauberger Volk waren, feierlich eingeweiht. Der eine von ihnen, Beyers Knecht, ein Flüchtling aus Sekukunis Lande, sagte einmal zu den Leuten, die ihre Häuptlinge fürchten, aber Gott nicht fürchten: „Wovor fürchtet ihr euch denn? Vor den Mäusen, die einem nichts thun! Aber den Löwen, der euch fressen kann, den scheut ihr nicht." Zu ihnen gesellten sich einige Männer, die früher in Natal und der Kapkolonie getauft waren und nun in ihre Heimath zurückgekehrt in Gefahr gestanden hatten, in der ganz heidnischen Umgebung, ohne irgend welche geistliche Anregung und christliche Gemeinschaft, selber wieder ins Heidenthum zurückzusinken. Unter ihnen wurde sonderlich einer Namens Salomo dem Missionar eine treue Stütze und ein bereitwilliger Helfer.

Das that dem Br. Beyer auch Noth. Denn je tiefer hinein ins Heidenthum der Missionar kommt, desto mehr hat er von den Launen und dem ganz unbeständigen Sinne des Häuptlings und des Volkes zu leiden, und nach dieser Seite hin hat sonderlich Beyer viel auszuhalten gehabt.

Am 25. Juli 1869 konnte ein Ehepaar (oorlamsche Leute, also noch keine Bachanánoa) und deren drei Kinder getauft werden. Letztere gaben den Stock ab zu einer Kinderschule, die gleich am folgenden Tage ihren Anfang nahm.

In dieser Zeit kamen nach Blauberg jene 5 Christen von Botschabelo, die das Evangelium auch zu den Bakchalakcha dieser entlegenen Gegend getragen hatten; des Zebedäus Ansprache und Vermahnung, die er eines Sonntags nach der Predigt hielt, machte durch ihre Einfachheit, Klarheit und Angethanheit auf Br. Beyer einen besonders erquickenden und stärkenden Eindruck.

Eine besondere Bewahrung Gottes erfuhr dieser Bruder eines Tages, als er von Matlale durch die wasserlose Dornbusch-Einöde nach Hause zurückritt, und plötzlich wenige Schritte vor ihm, der ohne Gewehr war, ein Löwe mit offenem Rachen aufsprang. Ganz erschreckt spornte er sein Pferd seitwärts in das Dorngestrüpp, und Gott der HErr erhörte sein angstvolles Seufzen und hielt dem reißenden Thiere den Rachen zu, daß es ihn weiter nicht verfolgen durfte. — Einige

Zeit nachher begegnete er einer großen Löwin, die er erst bemerkte, als er etwa noch dreißig Schritt von ihr entfernt war. Das Thier blieb ruhig stehen, obgleich es durch des Bruders plötzliches Erscheinen — er war eben um einen Busch gebogen — etwas erschrak. Br. Beyer aber kehrte eiligst um, und bog dann seitwärts aus, und das böse Thier durfte ihm keinen Schaden thun, „denn die Engel Gottes waren ins Mittel getreten."

Endlich, am 8. September desselben Jahres 1869 hatte Br. Beyer die Freude, den Erstling jenes Volkes taufen zu dürfen, eines Häuptlings Sohn Namens Ngoáko, der damals ein Mann von 32 Jahren war.

Als wiederholte Taufen Einzelner aus dem Volke den Heiden die Macht des Evangeliums vor die Augen führten, brach Anfang des Jahres 1872 der Zorn derselben und ihres Häuptlings wieder einmal in solche Flammen aus, daß die Aufhebung der Station zu befürchten stand. Ein Familienglied des Königs, Makeäre mit Namen, hatte sich durch alles Zureden wie Bedrohen des ersteren nicht abhalten lassen, gläubig zu werden; so sollte denn er und mit ihm die auf der Station wohnenden Christen umgebracht werden. Br. Beyer schreibt darüber: Schon war der Tag bestimmt (ein Sonntag), wo eine Schaar Bewaffneter die Gläubigen überfallen sollte, aber wir erfuhren die Wahrheit des Wortes: „Beschließet einen Rath und es werde nichts daraus!" Zu meiner Freude hielten sich alle meine Gemeindeglieder in jener Angstzeit tapfer; sie vertrauten dem, der gesagt hat: „Ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende."

Makeäre jedoch sollte umgebracht werden; er erfuhr es noch zeitig genug, um bei Nacht und Nebel zu fliehen, ohne seinem Lehrer davon Nachricht geben zu können. Mitten in der Nacht kam er auf der Nachbarstation Makchabêng an, klopfte den dortigen Miss. Baumbach heraus und bat um Nachtherberge. Dieser fühlte sich selbst beschämt durch einen solchen Mann, der um seines Glaubens willen Häuptlingschaft, Hab und Gut und alles im Stiche ließ.

Auf Fürbitte des Häuptlings Matlale konnte Makeäre indeß nach einiger Zeit wieder nach Hause zurückkehren.

Da aber die Drohungen und Anfeindungen nicht aufhörten, so litt schließlich die Gesundheit des Missionars und seiner Frau ganz ernstlich unter den immerwährenden Aufregungen, sonderlich seit October 1872 ein Häuptling der Baróa mit seinem Anhang von mehreren hundert Männern und deren Familien, aus ihrem Vaterlande vertrieben, von Malobocho aufgenommen ward und dicht bei den Häusern der Station Land zum Bauen angewiesen bekommen hatte. Diese Baróa legten es auf alle Weise darauf an, den Missionar endlich von der schönen Quelle und seinem mit Fleiß angelegten Obst= und Gemüsegarten

wegzubringen, um dann die lachenden Erben zu sein. Da beschloß im October 1873 die Synode, den Br. Beyer auf eine weniger aufreibende Stelle zu versetzen, und zwar nach Waterberg, wo Br. Koboldt eben gestorben war. Br. Beyer trat daselbst im März 1874 als dessen Nachfolger ein.

In Blauberg war schon im December 1873 Br. Stech eingetroffen, der nach Beyers Abgang die Station selbständig übernahm. Unter allen auch jetzt nicht ausbleibenden Plagereien ging doch die Arbeit fort, und selbst von den plagenden Baroa fanden sich etliche zur Gemeinde hinzu.

Eine eigenthümliche Neujahrsfeier hielt Stech beim Beginn des Jahres 1875. Zuerst hielt der einsame Missionar für sich allein eine stille Feier des Übergangs aus dem alten in das neue Jahr. Dann eilte er hinaus in die stille Sternennacht unter den Baum, wo als Glocke ein blechener Kasten hing und läutete (!) dort gewaltig. Dann schoß er alle seine Gewehre und Terzerole ab, das gab zusammen 8 Schüsse. Dadurch wurden die Gläubigen gerufen: sie kamen schnell herbei und feuerten auch ein jeder sein Gewehr ab. Donnerähnlich, oft siebenfach, krachte und hallte es in den Schluchten der Berge wieder.

Darauf gingen alle in die sehr hell erleuchtete Studirstube und sangen mit einander das Lied: „Nun laßt uns gehn und treten." Dann las Missionar Stech den 90. Psalm, hielt eine kurze Ansprache und that ein Gebet. Zum Schluß reichten sich alle die Hände, schlossen einen Kreis, beteten den Taufbund und den Glauben, und sangen: „Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi u. s. w." Und nun krachten abermals die Schüsse durch die Luft.

Wie Stech gewünscht hatte, so machte dies das größte Aufsehen bei den Heiden: am andern Morgen kamen sie von allen Kraalen, sich darnach zu erkundigen. „Habt ihr das Schießen gehört, war es laut?" — Malloh! und wie sehr! — „Habt ihr schon von Kanonen gehört?" — Ja, die sollen sehr groß sein und einen sehr großen Mund haben. — „Ja, ich sage euch: Wenn 100 Kanonen losgeschossen werden, dann zittert die Erde! Nun seht, einst in einer Nacht, wenn die Zeit der Erde vorbei ist, dann werden die Menschen wieder so fest schlafen, aber mit einem Male werden sie erwachen vor Gedonner und Gedröhn der Erde. Sie werden denken, man schösse mit Kanonen. Aber Gott selbst schießt mit großen Feuerkugeln. Da fliehen alle, denn sie denken, sie werden getödtet; sie fliehen in Höhlen und Berge. Die aber schmelzen und vergehen wie Fett des Honigs. Keiner kann entfliehen! Da erhebt sich allenthalben ein großes Geheul. Alle sehen den HErrn vom Himmel kommen, alle Todten werden lebendig, und alle müssen vor Gericht!" — —

Ein erschütternder Vorfall ereignete sich Anfangs 1877 mit

Moses Makeäre, von dessen Bekehrung oben die Rede war. Derselbe war früher ein Zauberer gewesen, war dann getauft worden und hatte sich eine Zeit lang treu gehalten. Dann aber erlag er den Verlockungen des Häuptlings, welcher ihm eine zweite Frau aufdrang und ihn auch sonst wieder in das Heidenwesen hineinzog. So hatte er müssen aus der Gemeinde ausgeschlossen werden. Er verwickelte die Gläubigen ferner in eine große Streitsache vor dem Häuptling. In Folge dessen hielt es Missionar Stech für gewiesen, die ganze Angelegenheit von der Kanzel aus der Gemeinde vorzulegen. Er verbot ihnen schließlich den Umgang mit Moses Makeäre, gebot ihnen aber, daß sie eifrig für ihn beten und schreien sollten. Ja, sprach er, laßt uns gleich für ihn also beten: „O ein Kind, ein Kind ist da, es ist gefallen! O ein Kind, ein Kind ist da, der Teufel hat es! O ein Kind, ein Kind ist da, seine Wohnung ist beim Satan! O ein Kind, ein Kind ist da, sein Herz ist zerrissen, es sind die Krallen des Teufels, ja wir sehen die Krallen, es sind die Krallen eines Verderbers! O ein Kind, ein Kind ist da, und das ist unser Kind, und war unser Bruder lange Zeit! O Jesu, du Sohn Davids, erbarme dich seiner."

Moses Makeäre, der unglückliche Mann, war selbst hierbei zugegen. Als Stech Amen gesagt hatte, streckte Moses beide Hände gen Himmel und zu dem Missionar hin zum Zeichen, daß er selbst etwas sagen wolle. Und sobald er die Erlaubnis dazu erhalten hatte, fing er an, in himmelschreienden Tönen zu beten, in kurzen Stoßseufzern legte er vor Gott ein erschreckendes Bekenntnis ab: er sei ein großer Sünder, er sei so verdorben, daß er habe Aufruhr machen und das Reich Gottes hier zerstören wollen; er sei gestochen heute und bereits seit langer Zeit durch den Mund des Lehrers, er sei flüchtig gemacht durch die Beschämung der Gläubigen und er selbst fliehe auch vor Scham; — „o wo ist der Friede, wo ist der Friede? Ach, und es ist nicht dies allein: ich bin auch der Hurerei und noch vieler anderer Sünden schuldig; ach HErr, erbarme dich über mich, schütte deine Liebe aus von oben und deinen Segen über mich elenden, verdorbenen Menschen." Dann wiederholte er vieles, brachte vieles unklar durch einander und hörte endlich auf. Die Anwesenden waren tief ergriffen. Stech betete nur noch kurz: „Nun, HErr, was sollen wir dazu sagen? Wir sind erstaunt und schweigen, denn du hast selber gerichtet, und wo du mitten unter uns bist im Gericht, da haben wir keine Worte. Nur die eine Bitte: Schreibe es heute jedem, der hier ist, ins Herz, mache es allen kund, und befestige deine Worte in uns allen, daß, wer sich auflehnt gegen dich und dein Reich, der wird zu Schanden; die Wahrheit wird siegen; Knechte der Lüge aber, die mit dir und deinen Kindern kriegen, die wirst du zertreten."

In Folge dieses Vorfalles wachte ein bisher recht stumpfer Mann

aus den Barolong aus seinem Sündenschlafe auf; er hat mehrere Nächte laut weinend, anhaltend geschrieen: Bekehret euch, wir wollen uns bekehren, denn der Zorn Gottes ist ein großer!

Moses Makeäre gab auch nachher deutliche Proben seiner Buße, und die Gläubiger versäumten nicht, ernst und eindringlich mit ihm über sein Seelenheil zu sprechen.

Mapäne

ein Häuptling, welcher sich vor Kurzem mit seinem Volke jenseit Blauberg niedergelassen hatte, sandte im November 1875 einen Mann zu Br. Baumbach nach Makchabêng mit der Bitte, ihnen zu helfen. In ihrer Heimath wurden sie nämlich mit dem Worte Gottes bedient, der Häuptling selbst besuchte sonntäglich den Gottesdienst, sein ältester Sohn Maunatlala und mehrere mit ihm waren erweckt worden. Dazu war noch ein lebendiger Christ ihres Volkes, Moses, neulich aus Natal zurückgekommen. Auch an dem neuen Wohnplatze hatte der Häuptling das Regenmachen und andere heidnische Sitten abgethan, und dagegen den Sonntag eingeführt, an welchem niemand arbeiten durfte. Die erweckten Leute kamen dann auch zusammen zum Gebet und zum Lesen des Wortes Gottes, über welches sie sich nachher zu besprechen pflegten. Der Gesandte, der dies berichtete, setzte hinzu: „Wir fühlen unsere Armuth, und wenn du nicht kommen kannst noch ein anderer Lehrer, so gib uns einstweilen einen Gläubigen aus dem hiesigen Volke, der uns unterrichten könne."

Vier Wochen später machte Bruder Baumbach dorthin eine Untersuchungsreise. Dieselbe ging durch dichtes Gebüsch und über felsige Gebirgspfade und war sehr beschwerlich. Zuletzt mußten auch die Pferde zurückgelassen werden, und es ging zu Fuß so steil bergan, daß dem Bruder Baumbach mannigmal der Athem ausging. Oben that sich aber auch eine neue Welt auf: eine Ebene drei Tagereisen weit, an deren Grenze neue Gebirgszüge aufstiegen. Bald gings durch eine schnurgerade Straße, zu deren Seiten Hütten und Kraale standen, hin zu einem freien Platze, den ein Baum beschattete. Hier war der Versammlungsplatz, und bald sammelten sich dort fünfzig und mehr Männer. Nach langem Warten, kurz vor Sonnenuntergang, kam auch der Häuptling. Er hoffte, Missionar Baumbach würde gleich dort bleiben, und war sehr enttäuscht, als er hörte, dies könne nicht geschehen; so bat er wenigstens um häufigen Besuch desselben. Tags darauf lauschten an 200 Zuhörer dem gepredigten Worte vom großen Abendmahl.

Nach kürzerer Zeit ward Salomo, ein bewährter Christ aus Blauberg, zum Nationalhelfer bei Mapäne bestellt. Fast der ganze

Stamm fand sich zu seinen Gottesdiensten ein und 22 traten in den Taufunterricht. So schien alles gut zu gehen.

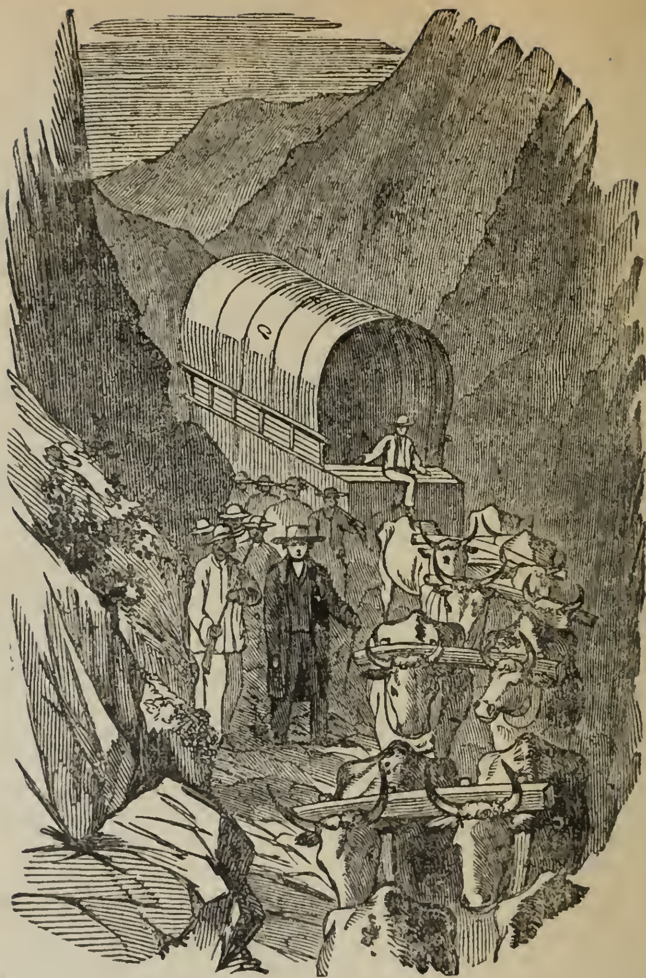
Aber bald kam Schlag auf Schlag. Im April 1876 traf die Trauerbotschaft ein, daß der schon genannte Moses, der einzige Christ aus Mapänes Volk, heimgegangen sei. Wie hatte sich dieser Mann auf den bald ankommenden Lehrer gefreut! Denn, so sagte er, ich bin noch ein Kind im Glauben. Als sein Ende kam, war Salomo gerade in Blauberg. Dennoch ist er auf seinem Sterbelager nicht ohne Pflege gewesen. Und zwar hat ihm nebst seiner eigenen Frau der alte, früher sehr große Zauberdoktor Kchosche in seiner Krankheit beigestanden, hat bei ihm gewacht und ihm seine schmerzhaften Geschwüre ausgewaschen. Dies alles that er aus Liebe um deßwillen, weil Moses ein Christ war. Auch er selbst hatte das Wort Gottes lieb gewonnen, hatte die Zauberei seitdem unterlassen und seine Zauberwürfel vor den Augen der darüber unwilligen Leute ins Dickicht geworfen.

Jetzt kam Missionar Regler an, um in dieses vielversprechende Arbeitsfeld einzutreten. Aber wie ungünstig sah nun alles aus! Die Stelle, welche ihm zuerst angewiesen wurde, lag in einem heißen, ungesunden Bergkessel, einem richtigen Fieberloch; zudem fand sich der nächste Kraal eine Stunde entfernt oben am Berge. — Eine andere Stelle, bei einem munteren Bergflüßchen, die dem Br. Baumbach zuerst angegeben war, wäre sehr schön gewesen; leider aber war dieselbe von einem englischen herumziehenden Händler besetzt und diesem bereits geschenkt worden.

Tags darauf ward der Kraal des Häuptlings Mapäne erreicht. Da sah es anders aus: 70 bis 80 Erwachsene hatten sich in dem schon halb fertig gestellten hölzernen Kirchenschuppen zum Gottesdienste versammelt und hörten der Predigt andächtig zu. Nachher ward ein Bauplatz ausgesucht, Mapäne wollte die Sache bei seinem Oberhäuptling Kchibi oder Ramashlo in Ordnung bringen, und seine Leute versprachen, sie wollten dann sofort einen Wagenweg in Stand setzen; wenn alles so weit fertig wäre, sollte an Missionar Regler Botschaft gesandt werden.

Aber die Botschaft kam und kam nicht. Da machte sich Missionar Regler trotzdem im Juli 1876 auf den Weg. Nichts war geschehen. Der Bauplatz sollte so beschränkt werden, daß nicht einmal ein Fleckchen für einen kleinen Garten blieb, und eben schickte auch der Oberhäuptling Kchibi die Botschaft: „Der Missionar soll wieder fort.“ Mapäne machte ebenfalls noch neue Ausflüchte, daß er den Missionar nicht haben möge.

Wie ist es aber bei dem Häuptling zu einer so völligen und plötzlichen Sinnesänderung gekommen? Sein Sohn Maunatlala hatte wiederholt gehört, die Pariser Missionare, welche auch in jene Gegend



Bergab mit dem Ochsenwagen.

zu kommen wünschten, seien ganz andere Leute als die Berliner: die schlachteten hie und da einen Ochsen für die Eingeborenen und kochten auch Kaffee für dieselben. Dem ist indeß nicht so: die Pariser evangelischen Missionare beobachten in dieser Hinsicht eine durchaus nüchterne und richtige Missions-Praxis.

So ward denn Mapänes Volk einstweilen eine Art Außenstation für Blauberg (s. Seite 210). Die angeregten Leute kamen, so oft sie konnten, dorthin zu den Gottesdiensten; ihr Häuptling legte ihnen dabei kein Hindernis in den Weg.

Im November 1877 unternahm Missionar Stech eine Reise von drei Tagen zu diesem Stamme des Häuptlings Mapäne. Mit ihm ging sein Erstling Petrus Ngoáko und etliche andere. Mit dem Morgenstern brachen sie auf, aber erst mit Einbruch der Dunkelheit erreichten sie auf steilen Fels- und Waldwegen den Kraal des Häuptlings Mapäne. Dessen Sohn Maunatlale, ferner Nkaïlale, der Führer des

dortigen kleinen Häufleins, der alte Zauberdoktor Kchosche, der sich sehr entschieden dem Evangelium zugewandt hatte, und viele andere waren in kurzer Frist bei einander, brachen aus in helle Freude über das Kommen des Missionars, und feierten noch eine erbauliche Abendandacht. Der folgende Tag, ein Sonntag, ward ganz und gar dem Gottesdienste gewidmet, und Montags mit der Frühe ward der Rückweg angetreten. Missionar Stech machte mit den Leuten ab, daß er alle drei Monate, und zwar jedes Mal den ersten Sonntag diesen Zeitabschnittes, zu ihnen kommen wolle. Nach zwei oder drei Sonntagen sollten dann die Liebhaber des Wortes Gottes zu ihm auf die Station Blauberg kommen; und wieder nach zwei oder drei Sonntagen wolle er ihnen etliche seiner tüchtigsten Gemeindeglieder, namentlich den Salomo, hinschicken, die ihnen nach bestem Vermögen Gottes Wort bringen und sagen sollten.

Das ist denn das neueste, fern gelegene und sehr beschwerlich zu erreichende Filial von Blauberg.

Ebenfalls von Ga Matlale aus machte Missionar Moschütz im Jahre 1865 den ersten Besuch in

Makchabêng.

Dasselbe ist an einem Bergzuge zwischen Ga Matlale und Blauberg gelegen, nur zwei Meilen von letzterer Station entfernt. Später 1866 besuchte Beyer, nachdem er in Blauberg sich niedergelassen hatte, sehr bald das nahegelegene Volk von Makchabêng und seinen Häuptling Monyebodi, einen stattlichen, würdevollen Mann, der in Abhängigkeit von Mangoáti (oder Matlale) seine Herrschaft führte.

Nach einigen Verhandlungen erklärte sich der Häuptling willig, einen Missionar aufzunehmen, und am 20. Februar 1870 legte Missionar Trümpelmann die Station an. Zunächst geschah dies an einer schwer zugänglichen Stelle des Gebirges, die sich bald als nicht gesund erwies, während zugleich die dort befindliche Quelle als nicht standhaltend erfunden ward. So verlegte er die Station kurz darauf an den Fuß des Gebirges und fing aufs Neue zu bauen an. Es ist hier in Makchabêng unter allen unseren Stationen fast die größte Wasserarmuth. So hatte der Missionar erst viele Mühe, die kleine vorhandene Quelle aufzugraben. Und als er damit etwas Erfolg gehabt hatte, kamen Menschen und Vieh, um von der gethanen Arbeit Gebrauch zu machen, und zertraten und zerstörten dabei wieder vieles, zu schmerzlicher Betrübnis des einsamen Missionars, der nicht nur Quellausgraber, sondern auch Steinebrecher, Maurer, Zimmermann und alles in einer Person sein mußte.

Am 23. Mai zog er in sein kleines, aus nur einem Gemach bestehendes Häuschen ein. Nun ging er mit frischer Lust ans Predigen. Sehr anschaulich theilt Br. Trümpelmann mit, wie es hergeht, wenn man solche urwüchsige Heiden zu Zuhörern hat.

„Ein Haufe von 50—70 Schwarzen ist versammelt, der Missionar steht vor ihnen mit seiner Geige, um ein Lied zu singen. Auf den Ton der Geige, „des Dinges, das da schreit", horchen alle auf und suchen in lebhafter Unterhaltung festzustellen, was es eigentlich an dem Dinge sei, was da schreie, die Eingeweide (so bezeichnen sie die Saiten) oder das Holz. Etliche andere suchen die Melodie zu fassen; aber es dauert lange und kostet viele Wiederholungen, bis ein Gesang zu Stande kommt, an dem man eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Choral muthmaßen könnte. Dann erzählt der Missionar eine biblische Geschichte. Er kennt die schon, die am meisten Eingang finden bei den rohen Heiden: die von der Sündfluth, die vom reichen Manne und die vom Jüngling zu Nain. — Dann frägt er: „Habt ihrs verstanden?"

„Wir hören, wir hören! Moneri (mein Herr), wir lieben das Wort, wir lieben es! Wir verstehen dich, wir glauben, wir glauben! Ja, wir beten sehr zu Gott!" — Dabei schwatzen sie aber sofort wieder von ihren Kühen, ihrer Jagd und ihren Weibern.

Endlich ist das, was man in einer Heidenmenge Sammlung nennen kann, wieder hergestellt. „Werdet ihr denn das glauben, was Gott der Herr euch durch mich sagen läßt?" „Ja Moneri, ja wir glauben! Wir werden glauben!" „Ihr könnt nicht glauben von euch selbst. Der Glaube ist Gottes Werk, aber ihr müßt es recht ernst nehmen, ihr müßt Gott bitten, daß er euch Glauben schenkt!" „Ja, ja, so ist es, ja, ja, ja, du hast Recht! du verstehst es vollkommen! du weißt es genau." Unterdeß haben die Weiber schon längst die Geduld zum Zuhören verloren und führen ihr gewohntes Geschnatter also laut, daß die bei ihnen Sitzenden kein Wort verstehen können und der Lehrer genöthigt ist, ihnen zuzurufen: Chomolâng! (Schweigt still!) Sie aber, die da meinen, nun müsse Chomolâng! gesungen oder gebetet werden, antworten im einstimmigen Chor: Chomolâng!"

Januar 1871 kam zu dem also in der Einsamkeit arbeitenden Trümpelmann in Missionar Baumbach ein lieber Gefährte. Und als am 17. April des folgenden Jahres Trümpelmann einem Rufe nach unserer Station Bethanien im Oranje-Freistaat Folge leistete, übernahm Br. Baumbach die selbständige Weiterführung der Station Makchabêng. Langsam ging die Arbeit weiter.

Erst im Jahre 1874 konnten die beiden Erstlinge der Station getauft werden; Maschilo, welcher den Namen David, und Mathome, welcher den Namen Josef erhielt. Aber leider war die Freude

darüber nur sehr kurz. David ward durch ein heidnisches Weib verführt und floh mit ihr. Josef ward durch das mehr als heidnische Wesen seiner Frau bewogen, diese von sich zu stoßen; darnach folgte er dem Rufe seines heidnischen Vaters und verzog nach Waterberg. Doch kehrte er bald von dort zurück, und seine sonst so böse Frau trat in den Taufunterricht.

Im folgenden Jahre 1875 mehrte sich die Feindschaft wieder so sehr, daß auf einer großen Volksversammlung beschlossen ward, den Lehrer aus dem Lande zu verweisen. Diejenigen indeß, welche sich bis dahin treulich zum Worte Gottes gehalten hatten, bekannten vor der ganzen Versammlung, daß sie nicht mehr vom Worte Gottes lassen könnten; lieber wollten sie Vaterland, Eltern und Verwandte im Stich lassen. Der Beschluß kam denn auch nicht zur Ausführung. Jene treuen Bekenner aber kamen hernach einzeln zum Missionar und baten dringend um die Taufe, die ihnen denn auch bei dem noch größern Eifer, den sie von jetzt ab bewiesen, bald ertheilt werden konnte.

Anfang 1876 hatte Missionar Baumbach eine große Freude. Der eine der beiden Erstgetauften,

David,

kehrte wieder: er bekannte dem Missionar sein Elend, und erzählte, daß Gott der HErr ihn auf den Diamantenfeldern, wohin er seinen Weg genommen hatte, in eine harte Schule genommen habe. Eines Tages wurde er dort mit mehreren andern in einer Grube verschüttet. Da sah er seinen Tod vor Augen und dachte: „Jetzt ruft mich Gott, was werde ich ihm antworten darüber, daß ich mich so schwer versündigt habe?“ Aber noch einmal erbarmte sich der HErr. Die über der Grube befindlichen Leute gruben so schnell als sie konnten, und David und seine Genossen arbeiteten sich mit den Händen heraus. Er hatte keinen Schaden genommen, erholte sich nach einigen Tagen und verdiente viel Geld. Doch aber fand er keine Ruhe und eine Stimme in seinem Innern rief ihm unaufhörlich zu: Du mußt zurück zum Lehrer, ihm deine Schuld zu bekennen. So nahm er denn seinen Lohn, kaufte allerlei nützliche Sachen ein und behielt noch ein Sümmchen Geldes zur Reise übrig. Das that er am Ende einer Woche, nur den Sonntag wollte er dort noch zubringen, mit Anfang der neuen Woche sollte es nach Hause gehen. Da wurde in der Nacht das Zelt, in welchem er mit mehreren Genossen schlief, durchschnitten, und alles, alles gestohlen. Er sagte zu sich selbst: Gott hat mir den schönen Verdienst gezeigt, die schönen Sachen habe ich mit Augen gesehen; jetzt ist alles hin, ich hatte mich zu schwer versündigt. Seine Genossen und sein Herr riethen ihm, weiter zu arbeiten; aber er ging, von einem Landsmanne unterstützt, der das Seine noch hatte. Ganz arm kam er zu Hause an. Und was wartete

seiner dort? Spott und schlechte Behandlung. Man gab ihm nicht so viel, daß er sich sättigen konnte. Alle, auch sein Häuptling, sprachen zu ihm: Maschilo, was hat dir nun dein Glaube geholfen? Hat dich dein Gott auch behütet? Wirf Gott und den Glauben weg! Er aber antwortete: Das kann ich nicht! Und so ist er von den Seinigen weggezogen und zu Missionar Baumbach gekommen, der sich seiner hülfreich angenommen hat.

Das sich bildende Gemeindlein baute sich in einem eigenen Dörfchen dicht hinter den Stationsgebäuden an. Manche Schwachheit mußte an den Einzelnen getragen werden, auch zeitweilige Rückfälle kamen vor. Löwen wie Feinde kamen zu Zeiten des Nachts auf die Station und versuchten zu rauben, aber der Herr hielt immer seine Hand über seine Kinder und ihr Eigenthum. In wunderbarer Weise erfuhren sie die Hülfe ihres Gottes am 3. Mai 1877, wo ein Heer Matebelen Mankopanes, wohl an 1000 Mann, unter Anführung seines Sohnes Maßäbe (s. Seite 199) sich herangeschlichen hatte, um das Volk von Manyebodi zu überfallen. Ein Schießen erhebt sich, das, durch das dortige drei- bis vierfache Echo verstärkt, wie heftiger Kanonendonner sich anhört. Die Missionarsfamilien (Stechs von Blauberg waren gerade zum Besuche da) stürzen aus dem Hause, die Gemeindeglieder eilen herbei, im Missionarshause sich zu verstecken. Missionar Stech ruft: „Kommt, laßt uns in das Kirchlein gehen und zu Gott im Himmel um Hilfe schreien!“ Das hört David Maschilo, läuft zur Glocke und läutet aus Leibeskräften, daß es in den Bergen wiederhallt. Dann betet das Gemeindlein in der Kirche und singt das Lied: Ist Gott für mich, so trete. Während sie das thun, verstummt das furchtbare Schießen je mehr und mehr. Die Feinde werden vom Schrecken Gottes ergriffen und rufen einander zu: „Auf, laßt uns fliehen! Die Glocke, die Glocke schneidet uns das Herz entzwei, der Lehrer hilft dem Monyebodi, laßt uns fliehen, sonst sind wir verloren!“ Nun bekommen die Makchabêng'schen Leute wieder Muth, dringen heftiger vor und jagen dem fliehenden Feinde in hellen Haufen nach. Als Siegeszeichen brachten sie 30—40 am Ellenbogen abgeschnittene rechte Arme mit, von denen das Fleisch zum Theil verspeist, zum Theil zu gräulicher Zauberei verwandt wurde. Da gab es viel Rühmens und Prahlens. Dankbarkeit gegen Gott den Herrn aber, der ihnen geholfen hatte, gab sich nicht kund und die kleine christliche Gemeinde erhielt zunächst dadurch keinen Zuwachs. Das ist ein dunkles Bild echten Heidenthums.

Späterhin schien diese erschütternde Begebenheit doch einen gewissen Einfluß geltend zu machen. Am letzten Sonntag im Kirchenjahr saßen drei oder vier Gruppen zusammen um je einen Gläubigen. Missionar

Baumbach hörte im Vorbeigehen, daß verschiedene Gegenstände im Gespräch behandelt wurden; das Endziel aber lief darauf hinaus: „Bekehret euch, damit ihr nicht zu erschrecken braucht am Tage des Gerichts.“

Das ist nun das zweite Gebiet der Transvaal-Mission, das von Matlale aus in Angriff genommen ward und künftig einen eigenen Superintendentur-Kreis bilden soll. Es gehören dazu die Stationen: Waterberg, Ga Matlale, Malokâng, Thutloane, Blauberg, Makchabông, ferner die ganz am Schluß dieser Geschichte erwähnte Station, jetzt Eben Ezer genannt, und endlich

Die Mission in den Zoutpansbergen.

Ungefähr 18 bis 20 Meilen nordöstlich von Ga Matlale und etwas weniger fern östlich von der Station Blauberg gelegen sind die Zoutpansberge (Salzpfannenberge), also genannt, weil an deren westlichem Ende eine „Salzpfanne“ d. i. ein kleiner See mit sehr salzhaltigem Wasser liegt.

An dem südlichen Fuße dieses Gebirges lag bis vor zehn Jahren das am weitesten nach Norden vorgeschobene Dorf der Bauern, Schumansthal genannt. Von hier aus unternahmen sie jährlich große Jagdzüge nach den hinter dem Gebirge weit nach Norden sich erstreckenden, wasserarmen und fiebergefährlichen Ebenen, um Elefanten zu jagen. Des Fiebers wegen durften sie sich nur im Winter dahin wagen. Mitte März zogen die Jäger in einzelnen Trupps aus in Begleitung vieler Eingeborenen, die sie theils zur Hülfe bei der Jagd verwandten, theils als Träger gebrauchten, welche außer den wenigen Schlafdecken auf dem Hinwege Proviant und Munition, auf dem Rückwege die erbeuteten Elefantenzähne tragen mußten.

Bis dahin, nach Schumannsthal, kamen auch die zahlreichen Händler vom Süden her, um Elefantenzähne und — — Kafferkinder (schwarzes Elfenbein genannt) für ihre Producte umzutauschen. Das Elfenbein ging übers Meer, die Kafferkinder aber blieben im Lande. Sie wurden zu hohem Preise, mitunter bis zu 1000 Mark für den Kopf, als Dienstleute, d. h. in Wirklichkeit als Sclaven, verkauft.

Im Jahre 1867 wurden die Bauern von den in den Zoutpansbergen zahlreich wohnenden Eingeborenen vertrieben und mußten das Dorf Schumannsthal aufgeben, das seitdem in Ruinen liegt und wo die Löwen und das Wild des Feldes wieder ihr Wesen treiben.

Mit den in den Zoutpansbergen wohnenden zahlreichen Eingeborenen suchten und fanden unsere Missionare, zuerst und zumeist von Ga Matlale aus, nähere Verbindungen. Seit 1868 verging kein Jahr, wo nicht einer oder mehrere derselben dahin Reisen unternahmen.

Zur Anlegung von Stationen daselbst kam es aber nicht, hauptsächlich weil es an Missionaren wie an Geldmitteln hierzu gebrach. Den letzten Besuch dieser Art machten die Missionare Beyer und Baumbach im Jahre 1872 von Blauberg aus. Diese Reise hatte den günstigen Erfolg, daß die Brüder Beuster und Stech am 8. November 1872 die erste Station daselbst anlegten, die sie nach dem Häuptling

Ha Schewâße

d. h. bei Schewâße nannten. Unsere Mission ist damit wieder zu einem neuen Volke gekommen. Die Leute werden von den Baßutho Batschoétla genannt, sie selber nennen sich Bawenda. Dieselben wohnen etwa 4—6 Meilen weit innerhalb der Berge.

Erinnert schon in Blauberg die Vegetation an das Tropenland, so ist dies hier noch mehr der Fall. Bananen wachsen wild, Riesenfarren findet man von 15 und mehr Fuß Höhe, Schlingpflanzen von der Dicke eines Zwirnfadens bis zur Stärke eines Armes schlingen sich um Grashalme wie bis in die Gipfel der Bäume hinauf, von denen sie wieder sich herabsenken, um aufs Neue im Erdreich Wurzel zu schlagen. Viele und wasserreiche Flüsse durchströmen das Land und viel mehr Regen als irgendwo im Transvaalgebiete fällt hier vom Himmel herab.



Pickende Batschoétla-Weiber.

Alle die Mühen der ersten Stationsanlegungen in einem neuen Gebiete erwarteten die Brüder auch in diesem Landstriche. Durch die zahlreich vorhandenen Flüsse mußten Fuhrten gesucht und zum Theil gegraben, Sumpfstellen ausgefüllt, Berge in weitem Bogen umfahren werden, ehe nur der Wagen die Stelle erreichte, wo die Station angelegt werden sollte. Leute zur Hülfe bei den nothwendigen Bauten fanden sich nicht; so blieben die Brüder fast nur auf ihre eigene Arbeitskraft angewiesen. Dabei regnete es Monate lang fast Tag um Tag, was nur vom Himmel herab konnte. Nach vier Monaten, als die allerersten nothdürftigen Gebäude dastanden, mußte Beuster die weite Reise nach Natal antreten, dort seine Frau zu holen. Stech blieb allein zurück. Die 122 Tage der Einsamkeit unter wiederholtem Kranksein, unter einem Volke, dessen Sprache er nicht einmal verstand, sind dem Br. Stech überaus lang und schwer geworden. Nachdem Br. Beuster glücklich zurückgekehrt war, arbeiteten beide noch einige Monate zusammen; dann ward Stech nach Blauberg berufen, wo wir ihm schon oben (s. S. 208) begegnet sind.

Br. Beuster griff nun die Arbeit aufs neue rüstig an. Der HErr ließ ihn auch einen treuen Helfer an einem in Natal getauften lieben eingeborenen Christen finden, Johannes mit Namen. Im Anfang stellten sich zahlreiche Hörer des Wortes ein, aber bald verminderten sie sich, ja blieben zuweilen ganz aus. Doch Br. Beuster hatte auch sonst seine reichliche Arbeit. So hatte er die Sprache der Leute ganz ohne litterarische Hilfsmittel zu erforschen und eine Gramatik und ein Wörterbuch zu entwerfen. Nach Überwindung der ersten Schwierigkeiten machte er sich auch an das Übersetzen von Kirchenliedern. Und daneben half ihm sein treues Weib, frisch zu bleiben trotz der mancherlei Schwierigkeiten.

Da gefiel es dem Herrn, ihm tiefes Weh aufzuerlegen: sein liebes Weib genas eines Töchterleins, ging aber vier Tage darauf heim. Die letzten Worte, die sie ihrem geliebten Gatten laut und deutlich zurief, waren: Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet!" —

Eine sehr anstrengende Arbeit brachte dem Miss. Beuster das Ende des Jahres 1874. Ein nach Ophir durchreisender Deutscher machte ihn darauf aufmerksam, daß die Lage seiner Station an einer ausgedehnten sumpfigen Fläche sehr fiebergefährlich sei. Sofort machte er sich an die Verlegung derselben allein mit Hülfe seines treuen Johannes, denn niemand wollte ihm sonst Hülfe leisten. Dennoch ward die Arbeit vor Eintritt der Fieberzeit glücklich zu Ende geführt. Da lag nun die Station 100 Fuß höher und blickte von einer freundlichen Höhe nach drei Seiten in das Land hinaus.

Immer neue Widerwärtigkeiten aber brachen herein: Stumpfheit, Hohn und Spott Schewaßes und seiner Leute, wüstes Gelärm bei Zauberfesten, Niederlassung gottloser Händler, Abfall etlicher in Natal getaufter Christen, und so manches Leiden, das der HErr alleine kennt — „wenn ich dies alles an meinem Geiste vorübergehen lasse, schreibt Br. Beuster, und mich dann betrachte, wie ich mit noch ungebrochenem Muthe dastehe, dann bin ich mir selbst ein Wunder."

Kaum hatte Br. Beuster nach all diesen schmerzlichen Heimsuchungen etwas aufathmen können, so brach eine neue Trübsal herein. Eine Pocken-Epidemie raffte innerhalb weniger Tage seine beiden eingeborenen Christen, den David und seinen treuen Johanes, hinweg.

David sprach kurz vor seinem Ende: „Mein Herz ist fröhlich, ich gehe gern zu Gott." Und Johannes tröstete den Br. Beuster mit den Worten: „Traure nicht, mein Lehrer, Gott wird wieder beginnen, ja er wird wieder beginnen."

Das Volk der Batschoëtla war inzwischen nur noch verhärteter geworden. Sie sagten, es sei thöricht, zu dem Gottesdienst zu gehen, denn man hätte ja nichts davon; je beharrlicher sie davon ferne blieben, um so eher würde der Lehrer müde werden und seine Worte würden dann sterben. So nahm die Zahl der Kirchengänger ganz erschreckend ab: es waren zunächst nur etliche wenige Leute, die noch zur Predigt kamen. Ein Christ und ein wohlgesinnter Heide, welche beide mit ihren großen Familien auf der Station sich hatten niederlassen wollen, änderten nun aus Furcht vor dem Sterben ihren Entschluß und kamen nicht.

Unter all diesen Trübsalen war es eine wahre Herzstärkung für den lieben Br. Beuster, daß er am ersten Sonntage nach Trinitatis die Mofanatso, die Wittwe des seligen Johannes, taufen konnte. Sie wählte sich, ihrem seligen Mann zu Ehren, den Namen Johanna. Missionar Beuster gibt ihr das Zeugnis: „Sie ist eine treue, ernste Frau, die alle Noth und Sorgen der letzten Zeit treulich mit uns getragen hat; sie ist nach dem Hinscheiden von Johannes und David die einzige Seele, an der wir rechte Freude haben können."

Wir — in den letzten beiden Jahren nämlich war Missionar Kahl in Leid und Arbeit der treue Genosse Beusters. Beide sind auch mehr als ein Mal am Fieber todtkrank gewesen. — Doch der HErr hat sie wieder gestärkt und bis hierher erhalten. Sie haben auch öfters Ausritte in die Umgegend gemacht, haben indeß von den Häuptlingen wohl manche Freundlichkeit erfahren, aber Verlangen nach dem Evangelium und empfänglichen Boden für dasselbe nicht gefunden. „Hier ist Geduld und Glauben der Heiligen."

Br. Kahl versuchte, in der Umgegend eine neue Station anzulegen. Im Laufe des Jahres 1877 kam er aber nicht dazu; doch hatte er für den Anfang 1878 die Hoffnung, in einer Gegend anzukommen, von wo aus er die Stämme der Häuptlinge Dikchale, Molepo und Mamabolo mit der Predigt des Evangeliums besuchen könnte.

Etwa 3—4 Stunden Reitens südwestlich von Ha Schewâße wohnte der Häuptling Matsebandäla. Hier war die eigentliche Heimath des Johannes, des oben genannten treuen Gehülfen des Missionars Beuster. Man pflegte von Ha Schewâße aus auch freundliche Beziehungen mit

Tschakoma.

Das ist der Name des Landstrichs, wo Matsebandäla herrscht. Derselbe lud schon im September 1873 den Missionar Beuster ein, Schewâße zu verlassen und zu ihm zu ziehen. Das that dieser nun freilich nicht, aber er schaffte Rath, daß ein anderer Missionar, nämlich Br. Schwellnus, dahin kam, welcher am 14. Mai 1874 daselbst eintraf. Zu den etwa 3 Meilen Entfernung hatte er 2½ Tage Reisens mit dem Ochsenwagen nöthig gehabt. Der Weg mußte durch Büsche und hohes Gras gebrochen, Bäume mußten aus dem Wege geräumt, Fuhrten durch kleine Flüsse und hohe Schluchten mußten zurecht gemacht werden.

Matsebandäla blieb stets freundlich zu seinem Missionar und es fanden sich früher als auf Ha Schewâße Leute zum Unterricht ein. Unter ihnen waren vier Söhne des benachbarten Häuptlings Mapope. Leider gingen dieselben nach vier Monaten zur Arbeit auf die Diamantenfelder, doch mit dem Versprechen, dort weiter lernen zu wollen. Etliche aber blieben, und am Epiphaniasfeste 1877 konnten die beiden Erstlinge und im Spätjahr am ersten Advent gar 9 Erwachsene getauft werden.

Die Station bei Matsebandäla bildet ein Glied in der Verbindungskette von Ha Schewâße aus sowohl nach Blauberg als nach Ga Matlale zu.

Auch Missionar Schwellnus machte von seiner Station aus Predigt- und Untersuchungsreisen mit ähnlichem Erfolg wie Bruder Beuster. Im Jahre 1876 kam zu seiner Unterstützung Bruder Koen (spr. Kuhn). (Siehe Seite 54). Auch diese beiden Brüder hatten vom Fieber heftig zu leiden; die Station mußte nach einiger Zeit, um sie aus dem Bereich eines Sumpfes zu bringen, etwas höher und nördlicher gelegt werden.

Makoaräle

ist ein Häuptling, welcher schon öfter und dringend um einem Missionar gebeten hatte. So zog denn 26. Juli 1827 Bruder Klaas Koen dort an; Johannes, einer der zwei zu Epiphanias in Tschakoma getauften Erstlinge, kam mit ihm und blieb auch die erste Zeit zur Hülfe. Es gab zuerst viel und schwere Arbeit, um einen Wagenweg herzustellen, besonders um deßwillen, weil die Station auf einem Berge angelegt wurde, der aber den Vorzug gesunder Luft hatte.

Die Station bei Makoaräle ist die nordöstlichste in Transvaalien; sie liegt blos zwei Tagereisen von dem nördlichen Grenzfluß Limpopo entfernt. Das Land ist schön und fruchtbar und reich an Holz. Es heißt Ngaba; die Gegend, wo Makoaräles Hauptstadt und die Station liegen, heißt Schibugarrangarra; die Bevölkerung beträgt etwa 25,000, doch befinden sich diese nicht allesamt im Bereich der Station.

Makoaräle ist der Sohn und Unterthan des großen Bawenda-Häuptlings Pafuri. Der Wunsch, auch einen Missionar in seinem Lande zu haben, ward erweckt durch die beiden Evangelisten (Reiseprediger) Beusters, Paulus und Johannes, gestärkt durch einen Besuch des Missionars Beuster selbst und zur Reife gebracht dadurch, daß er in Moselekazzis Lande die englischen Missionare kennen lernte. Makoaräle ist halb civilisirt, geht nett und europäisch gekleidet, hat allerhand zum Theil von ihm selbst verfertigtes Hausgeräth, spielt die Hand-Harmonika und lernt fleißig lesen und schreiben. Er ist klug, fleißig, geschickt und interessirt sich für alles. Wenn er zu Hause war, fehlte er nie beim Gottesdienst, hörte immer gespannt zu und fragte öfter über dies und das aus Gottes Wort. Er sprach es offen aus, er merke die Kraft des Wortes Gottes, aber seine Weiber könne er nicht lassen.

Seine Leute hielt er nicht von dem Besuche der Predigt ab, sondern wünschte vielmehr, daß sie zu denselben hingingen. Zuerst kamen nur wenige, dann immer mehr, bis zu 200, ja 250; in der Zeit des Pickens hatte der Besuch wieder abgenommen. Der Gottesdienst ward unter einem großen Baume Sonntags zweimal gehalten; dazwischen war eine Stunde Pause, während welcher die Leute blieben. Nach Neujahr 1875 sollte der regelmäßige Schul-Unterricht für Große und Kleine beginnen. Klar über Gottes Wort war bis Ende 1877 nur einer, nämlich Makoaräles Bruder Maßiti, der schon in Natal das Evangelium gehört hatte; leider schien dieser entschlossen zu sein, sich immer weiter von dem Herrn zu entfernen.

Br. Koen hat bereits die Häuptlinge Tengoe, der unter Schewaße, und Makonde, der unter Pafuri steht, besucht; von beiden war er sehr

freundlich aufgenommen worden: Tengoe hatte gleich um einen Berliner Missionar gebeten.

Nachdem eine Berliner Mission im Lande der Bawenda (Batschoëtla — s. S. 218) begründet worden war, lag die Aufgabe vor, dieselbe nicht in ihrer anfänglichen Vereinzelung zu lassen, sondern sie mit den südlich und westlich gelegenen Stationen in Verbindung zu setzen, und zwar noch mehr, als dies durch die Station Tschakoma bereits einigermaßen geschehen war. Es bot sich dazu das Land des Häuptlings Moletsche dar. So ward denn daselbst schon 1874 ein Bauerplatz erworben, und die Sache sollte eben in Vollzug gesetzt werden, als sie an dem Widerspruch des Häuptlings scheiterte. Anfang 1877 gestaltete sich die Lage der Dinge aber so günstig, daß sich Missionar Regler, der von Ga Lekalekale (s. Seite 197) verzogen war, Ende Februar mit zwei Wagen auf den Weg machte, um die neue Station in Angriff zu nehmen. Er nannte dieselbe zunächst

Eben=Ezer.

Der Platz derselben ist ein alter Bauerplatz. Wohnhaus und Seitengebäude waren nach allen Richtungen mit Schießlöchern versehen, gleichwie eine Schanze, in welcher sich die Insassen auf Tod und Leben gegen jeden Angriff vertheidigen wollten. Die zahlreichen Obstbäume waren abgehauen; die Granatenhecke aber trieb neue Sprossen. Die mit Wasser wohl versehenen Ländereien wurden jetzt von den Baßutho benutzt. Das Gebirge von Matlale liegt 2½ Stunden zu Pferde entfernt. Die Umgegend des Platzes ist mehrere Stunden im Umkreis ohne Bäume, ja fast ohne Gesträuche: so weit das Auge sieht, erblickt es fast nichts als Kaffergärten.

Die Station liegt so recht im Mittelpunkte des sehr zahlreichen Stammes, der nach allen Seiten hin wohl 2 Stunden Reitens weit zerstreut liegt und mindestens 30,000 Seelen zählt. Leider sind sie dem Hanfrauchen, das so zerstörend wirkt, leidenschaftlich ergeben. Der Häuptling Moloto, ein junger, unansehnlicher Mann, ist durch dies scheußliche Laster auch schon sehr erschlafft und heruntergekommen.

Unter strömendem Regen machte sich Missionar Regler mit etlichen Leuten an die Arbeit; das schon sehr schadhafte Zelt bot nur wenig Schutz gegen die Unbill der Witterung. Vierzehn Tage später erhielt er die Trauerbotschaft von der sehr gefährlichen Erkrankung seines jüngsten Kindchens, und als 2 Tage darauf seine Familie von Ga Matlale nach Eben Ezer übersiedelte, barg der Reisewagen den Sarg desselben.

Fünf Wochen später konnten sie endlich ein eben fertig gewordenes

kleines Kämmerchen beziehen, mit herzlichem Danke gegen Gott, der die Arbeit so weit gefördert hatte.

Tags darauf war eine große Volksversammlung. Die Leute droheten, sie würden morgen kommen, um den Garten gerade vor der Front des Hauses umzupflügen; was der Missionar dann thun würde, wenn dies geschähe? Gar zu gern wollten sie die Antwort hören: „Ich werde euch mit Gewalt wegbringen." Aber sie bekamen ihren Willen nicht. Statt dessen gab Miss. Regler die ausweichende Antwort: „Dort will ich gerade Bäume pflanzen, die ihr muthwillig umgehauen habt, ich liebe auch wie ihr den Schatten der Bäume." Endlich aber war ihrem Drängen nicht mehr auszuweichen. Da gab der Missionar folgende Antwort: „Weil ihr es denn absolut wissen wollt, so will ich es euch sagen. Seht dies Ding, das ist eine Pfeife, diese werde ich stopfen und zwar bis oben voll, dann eine Kohle darauf legen, und tüchtig ziehen. Weiter nehme ich nichts zur Hand, merkt gut auf, keinen Stock, keinen Knopfstock oder irgend eine andere Waffe, nichts als diese Pfeife werdet ihr sehen. So werde ich mich vorne vor die Ochsen stellen und den Weg verlegen, abwartend, ob mich jemand anrührt, stößt oder schlägt. Werdet ihr nun dennoch pflügen, so nehme ich alsbald mein Pferd und reite zum Richter. Und hört es noch ein Mal: dieser Platz gehört keinem andern als uns, nicht Moloto ist der Eigenthümer, sondern wir ganz allein."

Da gab es denn einen schrecklichen Sturm, einen wüsten Heidenlärm. Die jungen Männer raseten förmlich, die alten ließen eher mit sich reden. Am andern Morgen aber ließ sich kein Ochs, kein Pflug sehen.

Es vergingen fast drei Wochen, da kam Moloto nebst einigen Männern angesprengt: „Ich bin gekommen, einen Garten zu bitten, den ich auch bewässern kann; willst du mir einen geben?" Natürlich ward ihm seine Bitte gewährt, und so war in dieser äußern Angelegenheit der Sieg davongetragen.

Nun begannen die Leute auch nach Arbeit zu fragen, zuerst die Mädchen sehr zahlreich, dann auch einzelne Männer. Etliche des Volks fingen auch an, die Predigt regelmäßig zu besuchen. Auch über die Arbeiter des Missionars kam der Geist Gottes, lernen zu wollen.

Das sind denn die am weitesten vorgeschobenen Posten unserer Berliner Mission: die Stationen bei Schewaße, in Tschakoma, bei Makoaräle und Eben-Ezer. Hier ist noch unsicheres Gebiet und selbst die Namen dieser Stationen sind theils noch keine genauen Bezeichnungen, theils sind sie noch nicht vom Comité aus bestätigt. Indeß

— es ist dort Fuß gefaßt und hoffentlich werden wir ja nicht zurückweichen, sondern immer weiter vorwärts dringen.

Die Weisung an unsere ersten Missionare, „zu den Betschuanen zu gehen“, hat auf unserer ersten Station Bethanien ihr Angeld empfangen und findet seit 1860 unter den Baßutho und seit 1872 auch unter den Batschoëtla in Transvaalien eine reiche und preisenswerthe Erfüllung.

Dem dreieinigen Gott aber, unserm Schöpfer, Erlöser und Seligmacher, sei Lob und Dank für alle Gnade und für allen Segen, womit er die Berliner Mission bisher getragen, behütet, gekräftigt und gekrönt hat. Er sei auch ferner ihr Schild und ihr sehr großer Lohn.



Die Missionsstationen und Missionare der Berliner Missions-Gesellschaft

am Ende des Jahres 1877.

Gebiet.	Station. (Jahr der Gründung.)	Arbeiter für Kirche u. Schule.	Arbeiter für Colonisation.	Leute im Bereich d. Station.	Leute auf d. Station.	Gemeindeglieder.	Communicanten.
Oranje-Freistaat.	Bethanien (1834)	Carl Wuras. Chr. Sandrock.	Christ. Mülke.	1100	1088	644	250
	Puiel (1845)	Heinr. Kallenberg. C. Meyer jun. R. Brune.		1000	881	265	113
	Adamshoop (1867)	Gust. Trümpelmann.		400	333	224	150
	Blumfontein (1875)	Paul Winter.					
Capcolonie.	Amalienstein (1856) mit Zoar (1838. 1867)	Aug. Schmidt. C. Meyer sen. Th. Gropp.	Ferd. Elfert.		900	780	501
	Ladysmith (1857. 1868)	C. Procesky II.		600	?	240	144
	Anhalt-Schmidt (1860)	Heinr. Howe. Th. Grunewald (eingeboren).	Christof Markötter.	700	571	414	213
	Riversdale (1868)	Daniel Heese. H. Kuschke.		2000	1000	772	317
Britisch-Kafferland.	Bethel (1837)	Albert Kropf. Wilh. Beste.		1200	245	194	89
	Wartburg (1845. 1855) Naumburg (1875)	Wilhelm Rein. August Johl. Stph. Schwen (eingeboren).		2000	274	195	87
	Petersberg (1857)	Heinr. Anders.		800	99	43	20
	Emdiseni (1864)			1200	82	58	28
	Etembeni (1868)	Carl Nauhaus. Osw. Krause.		5000	120	91?	52?
Natal-Colonie.	Emmaus (1847)	Carl Zunkel.		1500	646	204	73
	Christianenburg (1848. 1854)	Carl Posselt I. Joh. Posselt II.		2000	444	440	140
	Stendal (1860)	Ad. Schumann Dalana (eingeboren).		1000	408	54	25
	Emangweni (1863)	Albert Neizel.		2500	229	28	16

Gebiet.	Station. (Jahr der Gründung.)	Arbeiter für Kirche u. Schule.	Arbeiter für Colonisation.	Leute im Bereich d. Station.	Leute auf d. Station.	Gemeindeglieder.	Communicanten.
Natal-Colonie.	Hoffenthal (Emmaweni) (1868)	Theod. Glöckner.		5000	231	41	24
	Königsberg (1868)	Aug. Prozesky.		1500	413	59	24
Transvaalien.	Botshabelo (1865)	Alex. Merensky. Joh. Winter.	C. Lademann. W. Görlich. H. Beuster.	2000	1295	1029	491
	Leydenburg (1866)	Chr. Bauling.		1500	?	262	80
	Pretoria (1866)	Fr. Grünberger. Joh. Elias (eingeboren).		1000	600	426	170
	Wallmannsthal (1869)	Carl Knothe. Jos. Kchochoentso (eingeboren).		800	700	167	75
	Neu-Halle (1869. 1874)	Otto Sachse.		3000	152	120	64
	Ga Matlale (1865)	Rob. Kühl.		12000	?	59	27
	Ga Lekalekale (Makapânspoort) (1865)	G. Mars.	N B. Die Station ist im Laufe des Jahres eingegangen.	2000	?	?	?
	Thutloane (1867)	Ernst Schubert		6000	?	40?	32?
	Malokûng (1867)	Carl Richter.		3000	?	13	8
	Modimul'le (Waterberg) (1867)	Bernh. Beyer. Timoth. Sello (eingeboren).		450	?	152	37
	Blauberg (1868)	Chr. Stech.		2000	43	34	17
	Makchabêng (1870)	Mart. Baumbach.		4000	?	17	11
	Potschefstrom (1872)	Bruno Köhler.		500	500	97	31
	Ha Schewaße (1872)	Carl Beuster. O. Kahl.		10000	6	4	1
	Tschakoma Ha Matsebandäla (1874)	Erd. Schwellnus.		6000	21	19	13
	Heydelberg	Herm. Düring.		1000	122	24	11
	Patametsiane (1863. 1877)	O. Posselt III.		15000			
	Arkona (1877)	G. Mars.		5000			
	Ga Moletsi Eben-Ezer (1877)	Th. Regler.		5000	22	15	5
	Ha Makoaräle (1877)	Nic. Koen.		11000			

Inhalt.

Register.

Druck von Carl Hermann Müller in Berlin, Münzstr. 3.